This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

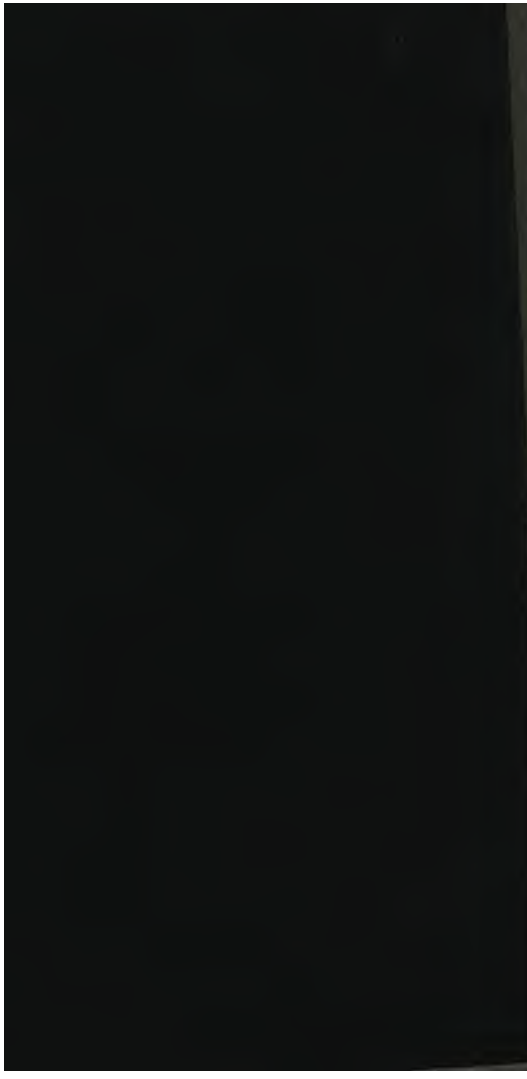
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

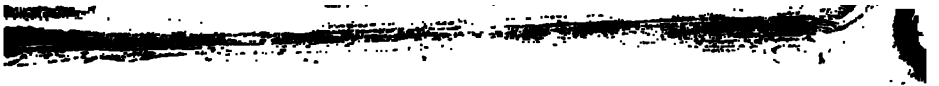
Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Taschenbuch der Reisen.

To the
Bodleian Library,
Dec: 2, 1911,
R. S. Dodgson.

2092 f 5



Alexander von Humboldt.

ſchenbuch

der

Reiſen,

oder

haltende Darſtellung

der

ungen des 18ten Jahrhunderts,

kſicht der Länder- Menſchen- und Produktenkunde.

Für jede Klaſſe von Leſern.

Von

A. W. von Zimmermann.

Sechstes Bändchen.

Mit 5 Kupfern.

Leipzig, 1807.

Vorrede.

r Jahrgang des Taſchenbuchs der
en iſt, wider mein Vermuthen, auf zwey
von Süd-Amerika beſchränkt worden.
rſt bey der Arbeit ſelbſt lernte ich den
hum der darin vorkommenden Gegenſtän-
auer kennen. Sie ſchienen mir ſo be-
d, das ich ſie dem Leſer nicht vorenthal-
nnte, ohne dem Titel und der Abſicht
uchs entgegen zu handeln. Peru, und
t ihm innigſt verbundenen großen Län-
Paraguay und Tucuman, haben in
erfloſſenen Jahrhundert, beſonders ſeit
eiſen der dorthin geſandten Weltmeſſer,

für uns gleichsam eine neue Gestalt angenommen. Ich habe die meisten, wenigstens die wichtigsten Nachrichten darüber, so viel es mir möglich war, mit Aufmerksamkeit benutzt, auch selbst aus denen der Jesuiten das Bedeutendste, unpartheiisch herausgelesen. Denn wenn ich gleich ihrer Lehre nicht zugethan bin, so haben mir diese Männer dennoch große Verdienste um die Erd- und Menschenkunde. Mein Grundsatz bleibt stets: Das Wahre und Gute zu nutzen und zu ehren, es mag sich finden, wo es nur irgend wolle.

Mehrere sehr schätzbare, bisher unbekannte Nachrichten über das Innere von Peru und über einige seiner Produkte, verdanke ich der Güte des Herrn von Humbold.

Dieser berühmte Reisende gehört unter die seltenern Menschen, wodurch abermals Deutschland sich vor dem übrigen kultivirten Europa auszeichnet. Großer Scharfsinn, seltner Allgemeinblick, umfassende, gründliche Kenntnisse, vereinigen sich in ihm mit den feinsten Gefüh-

ken, mit einem glühenden, sich selbst aufopfernden Eifer für die Wissenschaften, mit der edelsten Anspruchlosigkeit und mit unbegränzter Liberalität.

Zuvorkommend hat er mir seine Reichthümer dargeboten; es ist Schuldigkeit, ihm dafür öffentlich meinen Dank und meine Verehrung zu bezeugen, und es schmerzt mich nicht wenig, daß nur allein jene übergroße Bescheidenheit mir die Data zu seiner Biographie vorenthalten hat. Ich hofte noch stets den neuesten Theil der Connoissance des tems vor Beendigung des Taschenbuches zu erhalten; hierin finden sich nämlich einige Angaben von seinem Leben. Dann hätte ich es gewagt, sein wohlgetroffenes Bild, das den Titel ziert, mit einigen Zügen aus seiner Biographie zu begleiten. Möge er noch lange zur Ehre unseres Vaterlands und zum Ruhm der Erd- und Menschenkunde seine großen Talente benutzen!

Eine Karte schien für diesen Jahrgang deswegen unnöthig, weil der nächstfolgende die

noch übrigen Theile von Süd-Amerika en
ten wird; eine Generalkarte von Süd-Am
scheint dort mithin passender, und der
wird dabey gewinnen, da ich alsdann be
Gelegenheit haben werde, die treflichen K
des Hrn. v. Humbold zu benutzen.

Bey Beurtheilung dieses Jahrganges
ich um desto eher auf die Billigkeit der
ner Anspruch machen, da der größte The
Arbeit während einer anhaltenden Unpäßli
geschrieben wurde.

Peru.

Wenn Hoffnung nach höherem Genuß die Seele hebt, dann muß den Reisenden der Hinblick auf Peru mit neuen Kräften beleben. Selbst nachdem er Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgesteuert sind, durchwandert ist, darf er seine Erwartungen für schönere, erhabenere Naturscenen mit Grund befriediget zu sehen glauben.

Mexiko und Gujana, so reizend, so üppig sie sich auch uns darboten, sind dennoch gleichsam nur reich geschmückte Vorhöfe eines wundervollen Tempels.

Peru ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allein eine solche Lage ein solches Land hervorbringen. *)

*) Peru wird hier noch nach seinem ganzen, ältern Umfange, nach seinen Gränzen vor 1718, genommen, so daß die Provinz Quito mit darunter begriffen wird. Auf die Weise hebt die Darstellung

Eine Fläche, welche theilweise gegen zehntausend Fuß über das Meer erhaben ist, von fast noch einmahl so hohen Gebirgen überlaufen, dabey unter der lothrechten Sonne; was für Nüanzen im Klima fühlt nicht hiebey im Voraus Jeder, dem die physikalische Erdkunde nicht gänzlich fremde ist?

Unwillkürlich erinnert er sich hiebey an das Ideal des Paradieses, wodurch vormahls der große Linnäus die mosaische Geschichte mit der Geologie auszugleichen versuchte.

Hierzu bedurfte der seltne Mann nur einer einzigen Insel von ansehnlichem Umfange, unter dem Aequator gelegen; in ihrer Mitte ein sehr hohes Gebirge. Längst dem Grunde, am Gestade des Meeres und in den mit ihm gleich niedrigen Gegenden nährte der erhitzte Boden die majestätischen Palmen der Molucken, den Baobab von Guinea, den Königs Tiger, den Löwen, die Giraffe, den Elephanten, den Strauß, den Paradies-Vogel (Manucodiata), den Termes, kurz,

mit dem Aequator selbst an. Das heutige Peru fängt aber nach der neuern Abtheilung nur erst gegen den 3ten Br. Grade in Süden an, und läuft bis zu den Wüsten von Atacama. M. s. hievon weiter unten.

die gesammte Fauna und Flora der glühenden Zone. So wie man gegen das Gebirge empor stieg zeigten sich die organischen Körper der minder heißen Länder. Noch höher hinauf wohnten die Thiere und Pflanzen des gemäßigten Erdstrichs; und die oberste Region des Gebirges erzeugte unter Schnee und Eis dem Renn- und Elendthiere die sie nährenden Mooſe, so wie die Winterbeeren für das Schneehuhn und alle übrige Produkte Grönlands, nebst denen der übrigen Polarwelt.

Mag nun der zelotische Verehrer des großen Naturalisten dies System weiter ausführen, mag er beweisen, wie durch das Zurücktreten der Gewässer, durch das mählige Austrocknen des Bodens nach und nach Thiere und Pflanzen sich von hier aus auf die wunderbarste Weise über die übrigen Theile des Erdballs verbreiteten, mag er es versuchen, alle die unübersteiglichen Zweifel und Schwierigkeiten, die sich dieser Hypothese entgegenstellen, zu überwältigen, uns bietet Peru eine wirkliche Darstellung jenes romanhaften Paradieses, wenigstens in Rücksicht der vielfach kratificirten Klimate, dar.

Ueberraschend findet sich der Reisende hievon überzeugt, wenn er von dem Gestade des gro

ßen Oceans (Südmeers) gegen das hohe Gebirge von Peru fortwandert.

Als Bouguer und Condamine aus den Häfen Guiaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinaufstiegen, was für Abwechselung von Scenen, was für Contraste der gesammten Natur durchlief ihr Blick. Nachdem sie den Sand der Ufer verlassen hatten, wandelten sie in kaum durchdringlicher Waldung, und die Aequatorial-Sonne treibt aus dem schlammigen Boden eine unberechenbare Fauna üppig hervor. Die meisten Pflanzen des Isthmus zeigen sich auch hier; dann mehrere Arten Zedern, der Baumwollenbaum, das Eisen- und Ebenholz, der hohe zu Masten so brauchbare Marienbaum mit der weißen Rinde, mehrere treffliche Palmen breiten ihre Wurzeln fast nur über die Oberfläche des Erdreichs hin, und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen untereinander gleichsam verkettet. Verschiedene derselben bot die Natur dem Menschen zu wichtigen Vortheilen dar. So die berühmte Hypecacuanha (Psychotria emetica), so die Vanille (Epidendron Vanilla) u. a.

Unter diesen dichten Schatten sprossen die mannichfaltigsten Pilze, Moose und Rohrarten

hervor. Einige der letzteren z. B. das Bambusrohr, erreichen oft eine Höhe von 20 bis 30 Fuß; es dient dann zum Hausbau der Bewohner.

Eben so schwelgerisch und mannichfaltig ist auch die thierische Schöpfung.

Hier hauset der Jaguar, der Ozelot, die Jaguarete, der Puma (Fel. Onca, Pardalis discolor, concolor) und andere furchtbare Tiegerarten der neuen Welt.

Heerden von Affen und Papageien betäuben das Ohr durch ihr Schreien und Plaudern. Die Toucane (Ramphastus Toucan und der Picatus, Preacher des Latham u. a.) mit den monströsen zum Theil schönfarbigen Schnäbeln; die Gallinaſſen, mehrere Bucco-Arten, viele Spechte, Baumläufer, Waldtauben, kleinere Singvögel, kurz, ein unübersehbares Gefieder belebt die Gipfel der Waldung, während daß sowohl bösartige als unschädliche Schlangen, von der Aboma und der Klapperschlange, bis zu der kleinsten Runzelschlange (Caecilia L.) hinab, den Wanderer schrecken, dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen und Ameisen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen, so wie ellenlange Spulwürmer von der Dicke eines Daumens Schauder erregen.

So übermäßig ist hier die Feuchtigkeit, daß man

es umsonst versucht, ein nur seit ein Paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und selbst im Felleisen genau verschlossenes Papier widersteht kaum der Fäulniß. Auch darf der Mensch hier nur seine Wohnung auf hohen Pfählen errichten.

Reißende Waldströme stürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin auf jenen von Hürden geflochtenen Brücken, die, oft auf 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig hin und her schwanken *). Nach glücklich überwältigter Gefahr steht ihm nun das mühselige Erklimmen des schroffen Gebirges bevor. Selbst das sonst sichere Maulthier fühlt jedes Gestein, welches es betritt, zuvor mit der furchtsamsten Vorsicht aus; und dennoch zwingt ihm die Ermattung nach 7 bis 8 Schritte eine Pause ab.

Mitten in dieser romantisch wilden Natur hat der Mensch, ihr gleichsam zum Trotze, dennoch einzelne Wohnungen, kleine Ortschaften errichtet. Wie willkommen sind dem erschöpften Reisenden diese nur aus Bambusrohr erbauten Dörfer, z. B. Guaranda, Nono und andere!

*) Man sehe den vorigen Jahrgang.

Höher hinauf mindert sich beträchtlich die Hitze; das Gehölz wird lichter; die Mühseligkeit des Steigens nimmt zu, aber zugleich die Güte der Luft.

Dies erfuhren Bouguer und Condamine, wovon der eine von Norden, der andere von Süden das hohe Gebirge, den Theil der Cordilleren bestiegen, welches in seinem Inneren die unbeschreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt.

Bezaubernd war ihnen der Anblick dieses einzigen Landes. Gleich einem Paradies lag hier unter ihrem Blicke ein vastes Thal, fast 6 Meilen breit, von hellen Bächen durchschnitten, die sich zu einem Flusse vereinigten. So weit ihr Auge nur reichte zeigten sich reich bebauete Felder; sie wechselten mit Wiesen, begraseten Hügeln, mit lebendigen Hecken, Gärten, Meyerhöfen und ganzen Dörfern ab. Diese reizende Aussicht beschloß denn die Stadt Quito.

Die mildeste, heiterste Luft kündigte hier einen der schönsten Theile von südlichen Europa an. Allein man sahe die Produkte aller Jahszeiten und aller Welttheile. Ununterbrochen paart sich hier der Frühling mit dem Herbste. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte; an ein und demselben Tage sieht man pflügen und erndten. Neben dem Zuckerrohr, dem

Indigo und der Baumwolle, kurz, neben Westindiens Stapelwaaren, gedeihet hier hundertfältig tragender Weizen Europens; der Pisang, die Citrone und die Pompelmus prangt bey den schönsten Früchten von Frankreich.

Richtet sich nun das Auge von dieser bezaubernden Scene in die Höhe, dann erst bildet sich daraus ein unbeschreiblich erhabenes Ganze.

Die Provinz Quito mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der von 30tausend Menschen bevölkerten Hauptstadt, diese große 10tausend Fuß erhobene Ebene wird von fast Meilen hohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee ist ewig wie die Welt, aber mehrere ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antisana Sangai, Cotopaxi speien Feuer und Dampf, stürzen den geschmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden und durch dieß alles vielartigen Boden und vielartige Klimate erzeugen.

So umgrenzt hier der Winter den Frühling und den Herst; ein Amphitheater, das beynahe alles Schöne, Herrliche und majestätisch Furchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmahl darstellt.

Freylich ist dieß nur das Bild einer einzelnen Provinz des merkwürdigen Landes; kein Welttheil hat indeß so etwas aufzuweisen, und zugleich steht

rige des großen Ganzen seinem ausgezeich-
n Theile an Mannigfaltigkeit romantischer
n und sonderbarer Bildung nicht sehr nach.
ru, sonderte man auch nach der heutigen
hen Eintheilung die Provinz Quito davon
von dort bis zu der großen südlichen Wü-
cama, ebenfalls ein nach ungeheuern Schich-
atificirtes Land; also gleichfalls ein Land,
man jede Art der Luft athmet, und die
kte aller Zonen der Erde genießt.
if dem untern Boden, welcher der Meeres-
gleich liegt, findet man nach einem Abstan-
iger Meilen den Anfang eines hohen dar-
etzten Landes, das sich bald mehr bald min-
beträchtliche Ebenen ausbreitet und dann
enes kolossalische, bis über die Wolken hin-
hende Gebirge, die Cordilleren, auf seinem
i trägt.
ese größte und höchste Kette der Gebirge
Erdballs, sie kam vom höchsten Norden
ien Welt, ging über den Isthmus von Nord-
a herab, ward dort in eine einzige minder
Gebirgsreihe zusammengedrängt, theilt sich
unweit des Aequators im Süden, in zwey
Hauptzweige, in den westlichen und östlichen.
ppden Zweige bleiben gleich nach ihrer Thei-

lung sich fast paralel. Der westliche, der längste, läuft bis nach Chili, ja bis zu dem Ende des Landes der Patagonen hinab, er durchläuft mithin, rechnete man auch nur von Isthmus an, über 62 Breiten Grade, und bey seinen Krümmungen sicher mehr als 1000 teutsche Meilen. Der östliche biegt sich aber bald von jenem Paralelismus gegen Südosten ab, und verläuft sich in die Ebenen. Diese beyde Bergreihen lassen zwischen sich sehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur.

Auf diesen Ebenen, welche man dort la Sierra, das hohe bewohnbare Land nennet, zeigen sich an verschiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten.

Auf die Weise ist hier ein dreyfaches Ländergebiet; jenes niedrige unterste Küstenland; hierauf die Sierra, wovon die ganze Provinz Quito nur eine einzelne Abtheilung darbot, und endlich dann die höchste Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes.

Die einzelnen Zweige der letztern nannten bereits die Ynkas, die Könige der alten Peruaner, die Schneegürtel. Aus dem diesem gleichgeltenden Peruanischen Ausdrucke soll durch Abänderung und Verstümmelung der Worte Antis, und daraus wiederum Andes entstanden seyn.

Unter ihnen finden sich so ungeheure Berg-
örd.) Massen, daß einzelne derselben gleichsam
Wettstreit mit ihrer Mutter, dem Erdball, selbst
ine Rechte der Gravitation sehr sichtbar strei-
ig machen.

Der Chimborasso, das höchste Gebirge der
rde, (er hat fast 18500 Par. Fuß Höhe) beugt
urch seine anziehende Kraft das Pendel um 7
is 8″ von der Perpendikularlinie ab.

Von allen diesen Kolossen hält sich Hr. v Hum-
old überzeugt, daß sie lediglich der durch die
esetze der Attraktion mit einander verwandten
aterien, ihr Daseyn zu verdanken haben; sie
yen gleichsam durch allgemeine Crystallisation
zeugt.

Diese Gebirge bilden dann, da, wo sich ihre
rundlagen begegnen, auf dem hohen Lande un-
heure Schluchten, große oft oben meilenweite
icken; man nennt sie Quebrados. Hiedurch strö-
en in den Tiefen die Flüsse in Westen gegen
is Meer, oder in Osten gegen die Landfläche hin.
e höher die Cordilleren selbst sind, desto tiefer
is Flußbette, desto deutlicher zeigt sich die Ent-
hung dieser Quebrados.

Anfangs ist wohl nur ein geringer Paß dem
ewässer zum Durchgange übrig geblieben, und

wann das Gestein aus harten, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyr, besteht, so hätten sich die Fugen der ehemals zusammenhangenden Berge wieder zusammenbringen lassen, so genau passen sie aufeinander.

Ein solches merkwürdiges Schauspiel biethet die Schlucht bey Vinas, unweit Conaica in der Statthalterschaft Huancuvelica dar. Fünf Meilen von dem Wege des Hauptorts Conaica nach Vinas, sagt Ulloa, kommt man, nachdem der Berg Corosuuta überstiegen ist, in eine Oefnung, durch welche der kleine Fluß Chaplaneas fließt. Dieser Bach läuft eine halbe (span.) Meile in einer felsichten Schlucht verschlossen, die von oben bis unten nur gegen 8 Varas *) weit, aber über 40 Varas, also gegen 114 Fuß hoch ist. Eben diese Schlucht ist aber auch ein Theil des Weges selbst, und der Reisende muß an solchen Orten, woselbst das Wasser die Schlucht gänzlich bedeckt, übersetzen; ein Fall, der neunmal vorkommt. Auf diesem romantischen Wege, den der Unkundige nur mit Schaudern unternimmt, bewundert man die Genauigkeit, mit welcher die von einander getrennten Wände des Felsengebirges

*) Gegen 23 Par. Fuß; die Vara zu 2,84 P. Fuß, nach Ulloa.

einander passen. Jede kleine Krümmung und Bindung des Baches wird hier so befolgt, daß wenn irgend eine große Gewalt, z. B. eine Erderschütterung, sie an einander rückte, alles auf das schärfste sich in einander fugen müßte. Die Festigkeit des Gesteins giebt, bey allem Schein hoher Gefahr, volle Sicherheit innerhalb dieses bewundernswürdigsten Weges.

Die oberste Region der höchsten Cordilleren übersteigt die Wolken, also auch die durch sie erzeugten Meteore. Es ist bis jetzt auch keinem Sterblichen gelungen, diese Spitzen zu ersteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anstrengung und Gefahr auf den Corason die Höhe von 2470 Klafter oder 14820 Fuß, und wenn ihn gleich unjetzt sein ihm würdiger Nachfolger, v. Humboldt, um 3300 Fuß übertroffen hat, so fehlten auch diesem kühnen Forscher noch über 1344 Fuß, um sich auf dem höchsten uns bekannten Punkte der Erde zu sehen.

Dennoch fanden sie sich auch hier bereits allen den gefahrvollen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die eine zu verdünnte und fast aller Wärme beraubte Atmosphäre den menschlichen Körper leiden lassen. Die große Verschiedenheit der innern und äußern Luft preßte ihnen das Blut aus den

Augen, den Lippen und dem Zahnfleische hervor, und die Kälte überstieg die angeblichen Grade des Thermometers.

Diese Gebirge waren es, welche dem scharfsinnigen Bouguer eine bestimmte Linie entdecken ließen, innerhalb welcher sich aller Orten Schnee zu bilden anhebt. Er nannte sie daher die Schneelinie oder Schneegrenze und setzt die Höhe derselben in den dem Aequator nahe gelegenen Ländern, auf 2234 Klafter; zu Anfange der gemäßigten Zone ist sie nur 2100, in den Alpen Europens hingegen nur 1500 Kl. und so senkt sie sich denn stets tiefer gegen den Boden hinab, je weiter man zu den Polen kommt.

Diese Linie bestimmt dann auch die Grenze der Vegetation. Gleich unter ihr erzeugen sich die Mooſe und die mit ihnen ziemlich in einerlei Werthe stehenden Pflanzen; von diesen weiter hinab tritt dann die bessere Fauna hervor.

Begreiflich muß sich noch eine zweite, eine obere Gränzlinie des Schnees finden, nämlich eine Linie, die da bestimmt, wo in den höheren Luft-Regionen nur erst der Schnee seinen Anfang nehmen kann. Reichten daher Gebirge über diese hinaus, so genösse ihr oberster Theil einer

beständig klaren, von keinen wässerigen Theilen geschwängerten Luft.

Auf diesen höchsten unfruchtbaren Bergen der Cordilleren, man nennt sie Paramos, zeigen sich denn hauptsächlich dem Naturforscher, der sich beym Aufgange der Sonne in ihrer Höhe findet, häufig äußerst merkwürdige Meteore.

Die Weltmesser, Condamine und Bouguer, beobachteten dies schöne Phänomen zuerst auf dem Berge Pambamarca. „Eine Wolke, sagt letzterer, von welcher wir uns umgeben fanden, „ließ uns bey ihrer Trennung die aufgehende Sonne sehr hellglänzend erblicken. Kaum hatte sie „sich einige 30 Schritt entfernt und eine weiße „Farbe angenommen, wodurch sie der Baumwolle glich, so erblickte ein jeder von uns seinen Schatten auf derselben, und zwar, da die „Wolke keine an einanderhangende Fläche bildete, „nur allein seinen eigenen. Man sahe die Arme, „die Beine, den Kopf; allein was uns am meisten in Verwunderung setzte, war, daß der „Kopf mit einem Strahlenkranze geschmückt war, „der aus drey oder vier kleinen concentrischen „Kronen, von denen eine jede eben dieselben Farben hatte, als der erste Regenbogen, nur daß „das Rothe auswendig war. Der Raum zwischen

„dieſen Kreiſen war gleich und der le
„ſchwächſte. Endlich umgab in einer groß
„fernung ein großer weißer Kreis alle d
„gen. Dies iſt gleichſam eine Apotheſe f
„Zuſchauer, und ein jeder genoß ruhi
„geringen Vergnügens, ſich mit dieſen
„geziert zu erblicken, ohne etwas von de
„ner Nachbaren wahrzunehmen.“

Das Innere dieſer koloſſaliſchen Gel
dann auf zweierley Art beſonders merkw

Das erſte und auffallendſte, wodurch
Innere der ungeheuern Bergkette ausz
welche von Patagonien über den Iſthmus
der Beeringsſtraße fortläuft, iſt ihr vulk
Feuer. Mehr als 50 ſolcher Feuereſſen
löcher der Unterwelt, ſind bis jetzt daru
kannt. Hiervon gehören unſerm Peru ei
beträchtliche Anzahl, z. B. der Antiſana
yaxi, Tunguruhua, Sangay, Ambato,
ſtatoa, Chechе-Putina u. a. Allein ni
allen ſteigen Feuergarben, Rauch- und
menſäulen und Laven hervor. Aus dem
in Mexico erhob ſich 1759 am 15ten S
ber ein Baſaltkegel, der jetzt gegen 15
über die ihn umgebende Grundfläche herr
Die von Guatimala ſpeien eine ſehr große

iak. Die von Popoyan und von Pasto zeigen
Solfataren, die da Schwefelsäure ausdam-
oder auch kleine Krater voller kochenden
r, woraus sich geschwefeltes Wasserstoffgas
kelt. Hingegen werfen die Vulkane von
bald Bimsstein, bald Basalte oder auch
enartigen Porphyr hervor, bald aber so unge-
Maßen Schwefelleberwasser und Schlamm,
ch auch auf mehr als fünf deutsche Meilen
anze Erdreich fruchtbar wird.

as sonderbarste Phänomen, welches aber
peruanischen Vulkane in den langen Zwi-
iten ihrer wirklichen vulkanischen Explosi-
arbiethen, sind die erstaunlichen Quanti-
von ihnen von Zeit zu Zeit ausgewor-
r Fische des süßen Wassers.

den Archiven mehrerer kleiner unweit des
axi gelegenen Städte, woselbst glücklicher-
die Zeitpunkte der Ausbrüche dieses Vul-
aufbewahrt waren, fand Hr. v. Hum-
mehrere Angaben von Fischen, welche der
n ausgespieen hatte. Einstmahls warf er ei-
ungeheure Menge derselben auf die Land-
des Marquis von Selvalegre, daß die
on dem Gestanke inficirt ward. Der fast
ene Vulkan von Imbubaru überschüttete

1691 damit die Felder der Stadt Ibarr
daß man in ihnen die Urſache der Fe
die zu der Zeit herrſchten, zu finden
Was aber noch merkwürdiger ſcheint, d
regidor dieſer Stadt bezeugte, daß dieſer
ſelbſt nachmahls von Zeit zu Zeit, o
ohne eigentlichen vulkaniſchen Ausbru
züglich nach ſtarkem Regen, große Ma
ſer kleinen Fiſche auswarf, die man do
nadilles nennt. Die Indianer von S
fiſchen ſie in ſehr dunklen Nächten in ei
che gerade an dem Orte, wo dieſer
Gebirge ſelbſt hervortritt. Im Jahre 16
te der Krater des Cargneirazo ein, nac
gleichfalls zuvor Tauſende dieſer Fiſche
nigtem Schlamme vermiſcht, ausgeworf

Nicht immer werfen die Vulkane die
aus ihrem oberſten Krater. Der Coto
Tungaruaga ſtieß ſie zu Zeiten aus Se
ten oder Oeffnungen hervor. Dennoch l
ſe ſtets um 1300 Klafter höher als die u
den Gegenden!

Höchſt merkwürdig iſt es aber, daß
mahls noch Spuren des Lebens an ih
gefunden haben, während daß ſie lä
Gebirge herabſtrömten; ſicherer iſt es,

[illegible] einer großen Masse kalten süßen Wassers [illegible] Cotopaxi flossen, ohne daß ihr zarter Kör[illegible] entstellt, oder unkenntlich wurde.

Daher zeigte eine genaue Untersuchung so[illegible], daß diese Fischchen von ein und derselben Art mit denen sind, welche dort überhaupt unter dem Nahmen Prennadillas vorkommen, und als eßbare Fische der Bäche gefangen werden.

Wir verdanken abermahls unsern trefflichen Humboldt eine schöne genaue Zeichnung dieses kleinen kaum 4 Zoll langen Fisches. Er setzt ihn, Lacepedens Meinung zufolge, unter dessen Abtheilung des Geschlechts der Welsen (Silurus), welche dieser Naturalist mit dem Nahmen Pimelodus belegt; er nennt ihn, wegen jenes merkwürdigen Phänomens, Pimelodus Cyclopum (cirris duobus corpore olivaceo-nigro-punctato); er trägt einen Gabelschwanz und zwey Bartfäden; sein Körper ist olivenfarb mit schwärzlichen Flecken. Siehe Tab. II Fig. 1.

Da man diese Fische in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Dies bestätigt sich durch die Nach-

[illegible] des Corregidors von Ibarra. Al
[illegible] es schwer zu erklären, durch wel
[illegible] weit erhoben werden, um der
des Ausbruchs der Vulkane folgen zu m

Es scheint übrigens nicht unwahr
daß ähnliche Phänomene bey den vul
[illegible] im Mexikanischen vorkomm
[illegible] bey Vera Cruz kein Vulkan
[illegible] doch ein Memoir in de
[illegible] man habe n
[illegible] Vulkans viel
[illegible] von Mexiko gefund
[illegible] bey Ausbrüchen
[illegible] der Alten Welt
[illegible] indeß nur die
[illegible] wohl von Fi
[illegible] die Rede zu seyn; u
[illegible] von Mexiko [illegible] von P
[illegible] dies hier w
[illegible] zu werden. wäre es auch nu
[illegible] zu machen.

[illegible] als jene
[illegible] Gebirge über di
[illegible] unstreitig die E
[illegible] von Peru schei

weise hievon gleichsam periodisch heimgesucht werden.

Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsere Zeiten hinab, hat hier eine Reihe von Erdstößen, die bald schwächere, bald größere Verwüstung anrichtete. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. Es ist merkwürdig, daß ihre Richtung ziemlich mit dem Laufe der Kette der Cordilleren zutrift, nämlich von Südost nach Nordwest.

Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstreitig das vom 28sten Oktober 1746. Durch ein furchtbares unterirdisches Impfes Gebrüll kündigte es sich einige Tage vor an; auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drey Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich niedergestürzt, oder sie waren wenigstens sehr beschädiget. Tausend dreyhundert Menschen wurden zerschmettert, aber eine sehr große Anzahl starb noch schmerzlicher durch den Verlust ihrer Lieben.

Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (den nächsten Hafen für Lima); weit trat es zurück, stürzte sodann über alles bey seiner Rückkehr hin und verwandelte

richten des Corregidors von Ibarra. Allein s
bleibt es schwer zu erklären, durch welche Kr
sie so weit erhoben werden, um der Wirku
des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müssen.

Es scheint übrigens nicht unwahrscheinli
daß ähnliche Phänomene bey den vulkanisch
Ausbrüchen im Mexikanischen vorkommen. De
wenn gleich bey Vera Cruz kein Vulkan vorh
den ist, so sagt doch ein Memoir in den Pari
Denkschriften von 1744, man habe nach ein
Ausbruch eines dortigen Vulkans viel todte F
sche in den Brunnen von Mexiko gefunden. Fr
lich war dies gleichfalls bey Ausbrüchen und Er
beben mehrerer Vulkane der Alten Welt der Fa
gewöhnlich traf dies indeß nur die Meeresl
wohner; hier aber scheint wohl von Fischen d
süßen Wassers die Rede zu seyn; und da d
Vulkane von Mexiko mit denen von Peru fo
laufend sind, so verdiente dies hier wohl ang
führt zu werden, wäre es auch nur um d
Beobachter aufmerksam zu machen.

Weit größere Kalamität als jene einzel
Ausbrüche, die dieses Gebirge über dies ein
ge Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbebe

Einige Provinzen von Peru scheinen vo

elfe hievon gleichſam periodiſch heimgeſucht
rden.

chon ſeit 1582, alſo bald nach der Erbau-
on Lima, bis auf unſere Zeiten hinab,
hier eine Reihe von Erdſtößen, die bald
te, bald größere Verwüſtung anrichtete.
kennt beſtimmt 16 von Bedeutung. Es iſt
ürdig, daß ihre Richtung ziemlich mit dem
der Kette der Cordilleren zutrift, näm-
n Südoſt nach Nordweſt.

nes der furchtbarſten Erdbeben war, der
ng nach, unſtreitig das vom 28ſten Okto-
46. Durch ein furchtbares unterirdiſches
s Gebrüll kündigte es ſich einige Tage
an; auch wütheten zugleich mehrere Vul-
Kaum dauerte es drey Minuten, ſo lagen
iſten Gebäude der Stadt entweder wirklich
ürzt, oder ſie waren wenigſtens ſehr be-
et. Tauſend dreyhundert Menſchen wur-
ſchmettert, aber eine ſehr große Anzahl
och ſchmerzlicher durch den Verluſt ihrer
r.

rchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit
ſen von Callao (den nächſten Hafen für
; weit trat es zurück, ſtürzte ſodann über
ey ſeiner Rückkehr hin und verwandelte

die Stadt und den Hafen in Meer. Von Schiffen, welche dort lagen, gingen 19 unte fast 4000 Menschen verlohren ihr Leben.

Diese Erschütterungen dauern aber bis unsern Zeiten hinab. Nur allein im Jahre 17 sahe sich Lima 5 Erderschütterungen ausgese

Noch schrecklicher als jene ältere war unstr tig diejenige, welche 1797 die Provinz Qu zerstörte. Am 7ten Februar wurden Lactacun Hambato, Riobomba und andere Ortschaften u gewühlt, und in wenigen Sekunden waren tausend Menschen nicht mehr! (v. Humboldt).

Die Ausbrüche und diese Erderschütterung (sie sollen im October am stärksten wüthe (Helms) ändern dann auch die Gestalt jen Bergkolossen. Diese wachsen und schwinde Krater und Oeffnungen stürzen ein, währe daß sich andere erzeugen; plötzlich steigt Basalt- oder Bimssteinfelsen aus ihrem Inne hervor; so gewinnt dann ein Gebirge oft in n nigen Augenblicken eine völlig neue Gestalt.

Die Verheerungen, wozu die Andes der C dilleren den Zunder enthalten, ereignen sich i deß nur einzeln; dagegen geben die gleichfa in ihrem Innern verschlossenen Schüpe, i

chen und nutzbaren Mineralen ununterbrochen reichen Gewinn.

Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Mexiko aus, so übertrifft Peru seit seiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdischen Reichthümern. Dies mögen nachfolgende Erörterungen über den dortigen Metallwerth beweisen.

Die Spanier setzten ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika voll von den übertriebensten Hoffnungen nach Gold und andern Reichthümern. Die Nachrichten, die sie auf Cuba, Haiti (St. Domingo) und andern westindischen Inseln hierüber eingezogen hatten, das dort selbst vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage dem goldreichen Afrika gegenüber, schien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen.

Als aber nach der eben so unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caxamarca *) der königliche Gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldene Gefäße zu seinem Lösegelde anbot, und als nun die durch Trug, Mord und Goldsucht gleich verächtlichen Sieger jene großen

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

Massen, wirklich auf den darunter fast erlieger
Lastthieren, den unschuldigen Peruanern,
beyschleppen sahen, da verlohren die raubsü
gen Mörder völlig alle Besinnungskraft;
glaubten an Feen und Zauberei, und die
birge von Peru schienen ihnen von jetzt an
die äußere Bekleidung ungeheurer Massen
Gold, Silber und Smaragd. Denn auch
edlen Steine waren allerdings dort nicht
sehr bekannt, sie wurden selbst so hoch gesch
daß ein sehr großer Smaragd von den Indiar
als eine Gottheit verehrt wurde.

Dieser kostbare Stein hatte die Größe e
Straussen-Eies; man hatte ihm einen eig
Tempel erbauet, und diesem eine bestimmte
zahl Priester zugeordnet; da man nun alle ü
gen Smaragden als Abkömmlinge von ihm
sah, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ih
großen Ahnherrn gebracht, um ihm gleichsa
huldigen.

Die Bergwerke, aus welchen jener S
seinen Ursprung genommen, hat man indeß
vergeblich sich bemühet zu entdecken; und
Indianer, die sie sehr genau kannten, waren
scheut genug, sie ihren Unterdrückern nicht
entdecken.

Man sieht auf der Karte der Weltmesser von der Provinz Quito den Smaragdenfluß, der unter 55′ nördl. Breite ins Meer fließt, nachdem er mehrere kleinere Flüsse aufgenommen hat; und etwas landeinwärts ist gegen 42′ nördl. Breite ein Gebirge angegeben, das man für diese Smaragdengrube halten will.

Jene Schätze der unglücklichen Schlacht, so sehr sie die angewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru seit dieser Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich fast für alle unsre Waaren und Arbeiten einen völlig andern Werth bestimmt hat.

Auch konnte die Masse, der von den Indiern der Erde entrissenen Metalle nur sehr geringe seyn. Sie kannten nicht einmahl das Eisen, um sich die Eröffnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten sie richtige Kenntnisse des Bergbaues.

Alles Metall, Gold oder Silber konnte ihnen daher entweder nur durch Goldsand, Goldwäscherei, oder durch zu Tage luxurirend hervorgewachsenes gediegenes oder doch wenig ge-

„dieſen Kreiſen war gleich und der letzte der
„ſchwächſte. Endlich umgab in einer großen Ent-
„fernung ein großer weißer Kreis alle die übri-
„gen. Dies iſt gleichſam eine Apotheſe für jeden
„Zuſchauer, und ein jeder genoß ruhig keines
„geringen Vergnügens, ſich mit dieſen Kronen
„geziert zu erblicken, ohne etwas von denen ſei-
„ner Nachbaren wahrzunehmen.“

Das Innere dieſer koloſſaliſchen Gebirge iſt dann auf zweierley Art beſonders merkwürdig.

Das erſte und auffallendſte, wodurch ſich das Innere der ungeheuern Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Iſthmus bis zu der Beeringsſtraße fortläuft, iſt ihr vulkaniſches Feuer. Mehr als 50 ſolcher Feuereſſen, Luftlöcher der Unterwelt, ſind bis jetzt darunter bekannt. Hiervon gehören unſerm Peru eine ſehr beträchtliche Anzahl, z. B. der Antiſana, Cotopaxi, Tunguruhua, Sangay, Ambato, Quiniſtatoa, Cheche-Putina u. a. Allein nicht aus allen ſteigen Feuergarben, Rauch- und Flammenſäulen und Laven hervor. Aus dem Jorullo in Mexico erhob ſich 1759 am 15ten September ein Baſaltkegel, der jetzt gegen 1500 Fuß über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guatimala ſpeien eine ſehr große Menge

Salmiak. Die von Popayan und von Pasto zeigen viele Solfataren, die da Schwefelsäure ausdampfen, oder auch kleine Krater voller kochenden Wasser, woraus sich geschwefeltes Wasserstoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsstein, bald Basalte oder auch blackenartigen Porphyr hervor, bald aber so ungeheure Maßen Schwefelleberwasser und Schlamm, wodurch auch auf mehr als fünf deutsche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird.

Das sonderbarste Phänomen, welches aber diese peruanischen Vulkane in den langen Zwischenzeiten ihrer wirklichen vulkanischen Explosionen darbiethen, sind die erstaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfener Fische des süßen Wassers.

In den Archiven mehrerer kleiner unweit des Cotopaxi gelegenen Städte, woselbst glücklicherweise die Zeitpunkte der Ausbrüche dieses Vulkans aufbewahrt waren, fand Hr. v. Humbold mehrere Angaben von Fischen, welche der Vulkan ausgespieen hatte. Einstmahls warf er eine so ungeheure Menge derselben auf die Ländereyen des Marquis von Selvalegre, daß die Luft von dem Gestanke inficirt ward. Der fast erloschene Vulkan von Imbaburu überschüttete

1691 damit die Felder der Stadt Ibarra so f
daß man in ihnen die Ursache der Faulfie
die zu der Zeit herrschten, zu finden glau
Was aber noch merkwürdiger scheint, der C
regidor dieser Stadt bezeugte, daß dieser Vul
selbst nachmahls von Zeit zu Zeit, also u
ohne eigentlichen vulkanischen Ausbruch, i
züglich nach starkem Regen, große Massen
ser kleinen Fische auswarf, die man dort Pi
nadilles nennt. Die Indianer von St. Pe
fischen sie in sehr dunklen Nächten in einem
che gerade an dem Orte, wo dieser aus
Gebirge selbst hervortritt. Im Jahre 1698 sti
te der Krater des Cargneirazo ein, nachdem
gleichfalls zuvor Tausende dieser Fische mit
nigtem Schlamme vermischt, ausgeworfen ha

Nicht immer werfen die Vulkane diese Fi
aus ihrem obersten Krater. Der Cotopaxi
Tungaruaga stieß sie zu Zeiten aus Seitenö
ten oder Oeffnungen hervor. Dennoch lagen
se stets um 1300 Klafter höher als die umlieg
den Gegenden!

Höchst merkwürdig ist es aber, daß man
mahls noch Spuren des Lebens an ihnen
gefunden haben, während daß sie längst
Gebirge herabströmten; sicherer ist es, daß
mi

mit einer großen Masse kalten süßen Wassers vom Cotopaxi flossen, ohne daß ihr zarter Körper entstellt, oder unkenntlich wurde.

Daher zeigte eine genaue Untersuchung sogleich, daß diese Fischchen von ein und derselben Art mit denen sind, welche dort überhaupt unter dem Nahmen Prennadillas vorkommen, und als eßbare Fische der Bäche gefangen werden.

Wir verdanken abermahls unsern trefflichen Humbold eine schöne genaue Zeichnung dieses kleinen kaum 4 Zoll langen Fisches. Er setzt ihn, Lacepedens Meinung zufolge, unter dessen Abtheilung des Geschlechts der Welsen (Silurus), welche dieser Naturalist mit dem Nahmen Pimelodus belegt; er nennt ihn, wegen jenes merkwürdigen Phänomens, Pimelodus Cyclopum cirris duobus corpore olivaceo-nigro-punctato); er trägt einen Gabelschwanz und zwey Bartfäden; sein Körper ist olivenfarb mit schwärzlichen Flecken. Siehe Tab. II Fig. 1.

Da man diese Fische in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Dies bestätigt sich durch die Nach-

richten des Corregidors von Ibarra. Allein steti bleibt es schwer zu erklären, durch welche Kraft sie so weit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müssen.

Es scheint übrigens nicht unwahrscheinlich, daß ähnliche Phänomene bey den vulkanischen Ausbrüchen im Mexikanischen vorkommen. Denn wenn gleich bey Vera Cruz kein Vulkan vorhanden ist, so sagt doch ein Memoir in den Pariser Denkschriften von 1744, man habe nach einem Ausbruch eines dortigen Vulkans viel todte Fische in den Brunnen von Mexiko gefunden. Freilich war dies gleichfalls bey Ausbrüchen und Erdbeben mehrerer Vulkane der Alten Welt der Fall; gewöhnlich traf dies indeß nur die Meeresbewohner; hier aber scheint wohl von Fischen des süßen Wassers die Rede zu seyn; und da die Vulkane von Mexiko mit denen von Peru fortlaufend sind, so verdiente dies hier wohl angeführt zu werden, wäre es auch nur um die Beobachter aufmerksam zu machen.

Weit größere Kalamität als jene einzelne Ausbrüche, die dieses Gebirge über dies einzige Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbeben.

Einige Provinzen von Peru scheinen vor-

ngsweise hievon gleichsam periodisch heimgesucht zu werden.

Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsere Zeiten hinab, folgte hier eine Reihe von Erdstößen, die bald mindere, bald größere Verwüstung anrichtete. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. Es ist merkwürdig, daß ihre Richtung ziemlich mit dem Laufe der Kette der Cordilleren zutrift, nämlich von Südost nach Nordwest.

Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstreitig das vom 28sten Oktober 1746. Durch ein furchtbares unterirdisches dumpfes Gebrüll kündigte es sich einige Tage vor an; auch wütheten zugleich mehrere Vulcane. Kaum dauerte es drey Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens sehr beschädiget. Tausend dreyhundert Menschen wurden zerschmettert, aber eine sehr große Anzahl litte noch schmerzlicher durch den Verlust ihrer Glieder.

Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (den nächsten Hafen für Lima); weit trat es zurück, stürzte sodann über alles bey seiner Rückkehr hin und verwandelte

die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen, welche dort lagen, gingen 19 unter; fast 4000 Menschen verlohren ihr Leben.

Diese Erschütterungen dauern aber bis zu unsern Zeiten hinab. Nur allein im Jahre 1797 sahe sich Lima 5 Erderschütterungen ausgesetzt.

Noch schrecklicher als jene ältere war unstreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerstörte. Am 7ten Februar wurden Lactacunga, Hambato, Riobomba und andere Ortschaften umgewühlt, und in wenigen Sekunden waren 40 tausend Menschen nicht mehr! (v. Humboldt).

Die Ausbrüche und diese Erderschütterungen (sie sollen im October am stärksten wüthen) (Helms) ändern dann auch die Gestalt jener Bergkolossen. Diese wachsen und schwinden; Krater und Oeffnungen stürzen ein, während daß sich andere erzeugen; plötzlich steigt ein Basalt- oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervor; so gewinnt dann ein Gebirge oft in wenigen Augenblicken eine völlig neue Gestalt.

Die Verheerungen, wozu die Andes der Cordilleren den Zunder enthalten, ereignen sich indeß nur einzeln; dagegen geben die gleichfalls in ihrem Innern verschlossenen Schätze, die

nutzbaren Mineralen ununterbrochen
innn.

man Afrika und einige Theile des
i Mexiko aus, so übertrifft Peru seit
ckung alle uns bekannte Länder der
terirdischen Reichthümern. Dies mö-
ende Erörterungen über den dortigen
erth beweisen.

anier setzten ihren Fuß auf das feste
südamerika voll von den übertriebe-
igen nach Gold und andern Reich-
die Nachrichten, die sie auf Cuba,
Domingo) und andern westindischen
ber eingezogen hatten, das dort selbst
: Gold, vielleicht auch die Lage dem
Afrika gegenüber, schien jene hohen
i einigermaßen zu rechtfertigen.

nach der eben so unglücklichen als
Schlacht von Caxamarca *) der kö-
ingene Atahualpa einen ganzen Saal
Gefäße zu seinem Lösegelde anbot,
die durch Trug, Mord und Gold-
verächtlichen Sieger jene großen

he den vorhergehenden Jahrgang.

Massen, wirklich auf den darunter fast erliegenden Lastthieren, den unschuldigen Peruanern, herbeyschleppen sahen, da verlohren die raubsüchtigen Mörder völlig alle Besinnungskraft; sie glaubten an Feen und Zauberei, und die Gebirge von Peru schienen ihnen von jetzt an nur die äussere Bekleidung ungeheurer Massen von Gold, Silber und Smaragd. Denn auch diese edlen Steine waren allerdings dort nicht nur sehr bekannt, sie wurden selbst so hoch geschätzt, daß ein sehr großer Smaragd von den Indianern als eine Gottheit verehrt wurde.

Dieser kostbare Stein hatte die Größe eines Strauffen-Eies; man hatte ihm einen eigenen Tempel erbauet, und diesem eine bestimmte Anzahl Priester zugeordnet; da man nun alle übrigen Smaragden als Abkömmlinge von ihm ansah, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ihrem großen Ahnherrn gebracht, um ihm gleichsam zu huldigen.

Die Bergwerke, aus welchen jener Stein seinen Ursprung genommen, hat man indeß stets vergeblich sich bemühet zu entdecken; und die Indianer, die sie sehr genau kannten, waren gescheut genug, sie ihren Unterdrückern nicht zu entdecken.

Man sieht auf der Karte der Weltmesser von der Provinz Quito den Smaragdenfluß, der unter 55′ nördl. Breite ins Meer fließt, nachdem er mehrere kleinere Flüsse aufgenommen hat; und etwas landeinwärts ist gegen 42′ nördl. Breite ein Gebirge angegeben, das man für diese Smaragdengrube halten will.

Jene Schätze der unglücklichen Schlacht, so sehr sie die ungewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru seit dieser Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich fast für alle unsre Waaren und Arbeiten einen völlig andern Werth bestimmt hat.

Auch konnte die Masse, der von den Indiern der Erde entrissenen Metalle nur sehr geringe seyn. Sie kannten nicht einmahl das Eisen, um sich die Eröffnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten sie richtige Kenntnisse des Bergbaues.

Alles Metall, Gold oder Silber konnte ihnen daher entweder nur durch Goldsand, Goldwäscherei, oder durch zu Tage luxurirend hervorgewachsenes gediegenes oder doch wenig ge-

mischtes, durch leichte Schmelzung vom Gest zu scheidendes Silber zu kommen.

Dies waren daher nur die Termen, Aushängezeichen des großen unterirdischen Sch tes, der dereinst die Welt in Sturm und V heerung setzen sollte.

Auch ergeben dies die Summen, welche Z zarro damahls aus jenen Kostbarkeiten der Yn erhielt. Sie betrugen bey weitem nicht den he tigen Metall-Gewinn einiger Jahre. Zarate, gültiger damahliger Schriftsteller bezeugt, d der unglückliche Yaka Atahualiba nicht verm gend gewesen sey, anderthalb Millionen P ster seinen Mördern als Lösegeld darzubiete und die Plünderung der Hauptstadt mit all Schätzen der Tempel und Paläste, habe sich n nicht auf 10 Millionen belaufen. Wenn man denkt, daß zu dem Anhäufen dieser Schätze Regierung von 14 Yakas, wovon mehrere gen 30, ja einige sogar 50 Jahre sollen regi haben, erforderlich gewesen sind, so mag m auch diese Regierungen noch so sehr abkürz und das Alter des Peruanischen Reichs noch sehr vermindern, dennoch bleiben wenigste mehrere Jahrhunderte übrig, um 12 Million solchen Gebirgen abzugewinnen, die noch in u

sen Tagen, nach so vieler Benutzung, schon in zwey einzelnen Jahren eine gleiche Summe aus ihren Eingeweiden liefern.

Peru besitzt, so viel wir wissen, außer den beiden edlen Metallen, Kupfer, Blei, Zinn, Queckſilber, Halbmetalle und an andern Fossilien auch bedeutende Steinsalzgruben. Es wäre schon an sich selbst unwahrscheinlich, daß die mit dem Eisen sonst so überall freigebige Natur ein so großes Land Mangel daran leiden ließe; fand doch auch unser Bergkundige Landsmann Helms, selbst in den berühmten Silberminen von Potosi, eisenschüssige Quarzgänge, vielen Eisenspath, kurz das Eisen unter mehrerer Gestalt und Mischung. Freilich bauet man da nur selten auf Eisen; wo man auf Silber bauen kann; dennoch giebt der ältere spanische Mineraloge Alph. Barbà drey wirkliche Eisenminen für Peru an. Bekanntlich bedienten sich die alten Peruaner, da sie das Eisen nicht kannten, oder vielleicht nur nicht zu schmelzen verstanden, zu ihren härtesten Geräthschaften und Werkzeugen des Kupfers. Barba kannte zu seiner Zeit (1646) 14 Kupferminen in Peru, und 4 Zinnwerke.

In unsern Zeiten sind aber hauptsächlich drey Arten der Metalle die Grundlagen des

Handels und des hohen Werths dieses Reich
nämlich Gold, Silber und Queckſilber. V
dieſen Meta len zählt der Mercurio Peruvi
im Jahre 1791 nur allein in den 8 Intenda
ſchaften des eigentlichen Vicekönigreichs Pe
nämlich Lima, Truxillo, Tarma, Hu (Guam
ga, Cuzco, Arequipa, Guantajaya und Hu
velica, 69 Goldwerke; 704 Silber- und Que
ſilberminen, außer 4 Kupfer- und 12 Bl
werken.

Hier fehlen aber, da jetzt Quito und Buen
Ayres vom eigentlichen Peru getrennt ſind, ſe
bedeutende Bergwerke, die nach unſerer all
meinen Ueberſicht hier mit aufzuführen ſeyn mü
ten. Im erſten finden ſich die Gold- und S
berbergwerke von Cuenca; im zweiten aber ſi
noch mit weit größerm Rechte, die von Pot
berühmt. Letztere verdienen daher einer beſo
dern Anzeige.

Indeß iſt ſchon die Ausbeute der Minen jen
jetzt zu dem eigentlichen Peru gerechneten Pr
vinzen allein genommen, außerordentlich.
10 Jahren von 1780 bis zu Ende von 1789 g
ben ſie 35355 Mark Gold von 22 Karat, u
3,739763 Mark Silber.

Schätzt man die Mark Gold zu 125 Pi

ster, und die Mark Silber zu 8 Piaster, so beläuft sich der ganze Werth jener 10 Jahre über 46 Millionen und 221280 Thaler.

Auch scheint es nicht, daß dieser Gewinn sich vermindert habe, da diese letztern 10 Jahre über 38 tausend Mark Silber mehr als in den vorletzten abwarfen.

Eine eigene, hier zweckwidrige Arbeit würde es erfordern, die Werthe der einzelnen Bergwerke des grossen Reichs gehörig aus einander zu setzen.

Unseren Lesern wird es genügen, ein Paar der wichtigsten Fundgruben jener Reichthümer der Welt genauer kennen zu lernen.

Das Bergwerk, welches zuvor gar nicht mit in Anschlag kam, das aber so lange berühmt, so oft von Prosaikern und Poeten erhoben ist, verdient hier wohl den ersten Platz.

Das gründlichste hierüber gab uns abermahls ein Deutscher, der Hütten-Direktor Helms, dessen vorzügliche Bergwerkskunde ihn unter dem berühmten General-Direktor, Baron von Nordenflicht, aus Pohlen nach Peru rief.

Die Bergstadt Potosi, jetzt in dem Erzbisthum Plata, es gehört selbst unter Buenos Ayres, gegen den 19ten Grad südlicher Breite und nach einigen Karten gegen den 49sten Grad der

Länge von Ferro, hat seit der Entdeckung
reichen Silberminen einen so außerordentl
Zuwachs von Menschen erhalten, daß
Bergmann sie auf 100?) tausend Köpfe st
Sie bestehen in Spaniern, Kreoten, Indi
und Sklaven. Und wenn die unbedeutende
von 500 Mann, wovon nur die Hälfte wi
bewafnet ist, alles in Ordnung zu halten
mag, so kann man sicher auf eine außeror
liche Gutmüthigkeit der Indier schließen.

Die Stadt hält, dem Ulloa zufolge,
zwei (sp.) Meilen im Umfange, aber ihre U
bungen sind wegen der Höhe des Gebirges äu
unfruchtbar. Dennoch ist in ihr der Verkehr
groß; ja nach Lima, der Hauptstadt von
stärker als in einer noch so fruchtbar gele
Stadt.

Ihre Kirchen und Klöster sind außeror
lich reich an getriebener und massiver Si
arbeit.

„Das große Siberbergwerk findet sich
„nem konischen Gebirge von der Form
„Zuckerhuts, in dessen ganzen Umfange
„beinahe 6 Meilen man über 300 Gruben z
„Sie kommen aber bey der großen Unkunde

„frühern Bergbauer mehr Raubgruben als wahren Gruben gleich.“ (Helms.)

Es ist allerdings ein Beweis von der inneren Metallfülle dieses Bergwerks, daß nach einer Bearbeitung von mehr als 250 Jahren noch jetzt eine so reiche Ausbeute daraus erhalten wird. Ein Zufall gab Anlaß zur Entdeckung desselben. Der arme Indianer Hualca aus Porco, sahe sich 1545 beim Verfolgen von Wildpret, vielleicht wilden Guanaken, auf dem steilen Gebirge gezwungen, sich an einer hervorstehenden Baumwurzel fest zu halten. Sie gab nach, und indem er sie hervorriß, blieben an der Erde zwischen den Wurzeln mehrere Klumpen von gediegenem Silber hangen. Bey seiner Zuhausekunft schmolz Hualca das Silber, und grub oder hob nun täglich, ohne irgend jemand seinen Fund zu entdecken, von diesem damahls der Oberfläche nahe gelegenen Silber beträchtliche Quantitäten zu seinem Verbrauch.

Der wachsende Wohlstand des Hualca ward zuerst von seinem Freunde, dem Indianer Guanka, bemerkt. Die Freundschaft bewog jenen endlich den Bitten des Guanka nachzugeben und diesem seine Schätze zu entdecken; dennoch zeigte

er ihm nur eine minder vortheilhafte Ader i
Gebirge; sie war schwerer zu bearbeiten. D
Zwist, welcher hiedurch unter den beiden Scha
gräbern entstand, endigte sich damit, daß d
letzte die Sache seinem Herrn, dem Spani
Villarroel, entdeckte, der denn ordentlich, na
festgesetzten Regeln, davon Besitz nahm, u
am 21sten April 1545 die Minen eröffnete.

Die zuerst entdeckte Grube benannte er De
cubridora (die Entdeckerin); ihr folgten in w
nigen Tagen drei andere nach, und diese
Hauptadern sind als sehr reich lange bearbeite
Sie streichen von Norden nach Süden.

In den erstern Zeiten blühete das gediegen
Silber an mehreren Orten kammförmig über da
Gebirge hervor. Jetzt hingegen erfordert es tie
fere Arbeiten und mühsamere Operationen. E
ist hiebei das Verquicken (Amalgamiren) in Ge
brauch, und Barba hat für die Kenntniß de
damahligen Zeiten hievon eine sehr schätzbar
Auseinandersetzung geliefert.

Der Hüttenmeister Helms hat die neue Werk
befahren. Er fand, daß die Erzgefälle von Po
tosi anjetzt hauptsächlich in Pocherzen bestehen
welche eisenschlüssiger Quarzgänge sind, worin
Silberhornerz und, jedoch seltner, sprödes Glas
erz eingesprengt ist.

Ein Cayon, oder 50 Centner Erz, gab ihm nach Proben aus 300 Gruben, 6 bis 8 Mark Silber. Es ist mithin wohl hauptsächlich die leichte Gewinnung des edlen Metalls, und nicht die große Reichhaltigkeit, die das heutige Potosi so schätzbar macht.

Indeß ist die Behandlung dort so schlecht, indem die Spanier bis jetzt alle Arten dieser Erze, beym Verquicken, auf ein und dieselbe Weise behandeln, daß sie höchstens 5 Mark heraus zu bringen verstehen. Helms sagt geradezu, „die „Arbeiten sind überhaupt die ungründlichsten, schmutzigsten und verschwenderischsten.“ Zu bewundern ist es, wie wenig die Regierung es vermag, den dortigen auffallendsten Mängeln, die vom einfachsten Instrumente, dem Schlägel, anheben, und bis zum Erzprobiren hinablaufen, Einhalt zu thun. Vielleicht wird dies durch den großen Bergkundigen, den Spanier d'Elhuar, der vorzüglich in Deutschland (in Freyberg) seine Kenntnisse ausbildete, mit der Zeit gehoben werden.

Jetzt denke man sich, wie groß der Werth dieses Silberschatzes seyn muß, da er selbst bey der fehlerhaften Benutzung noch so einträglich bleibt. Seit dem Jahre 1574 bis zu seiner Zeit (1637) hat Potosi nicht minder als 450 Millionen

Thaler Ausbeute gegeben. Eine Summe, se
Barba hinzu, die da hinreichend wäre 60 spa
Quadratmeilen zu bedecken, wenn man 25 Th
ler auf jede Elle und für jede Meile 5000 Ell
rechnete. Auch die auf die Halde geworfenen E
ze, der Alte Mann, zeigen den großen Reic
thum, denn dieser Rückstand wird, nach Helu
Aussage, noch jetzt mit so großem Gewinn b
arbeitet, daß ein einziger Unternehmer, sell
mit schlechten Werkzeugen versehen, dennoch w
chentlich hiebey 500 Piaster reinen Ueberschu
erzielt.

Der Aufwand, des bey dem Amalgamation
Processe hiebey verbrauchten Queckſilbers, i
erstaunlich groß. In 63 Jahren sind nicht wen
ger als 234700 Centner Queckſilber dort ver
braucht (Barba). Glücklich ist es, daß nicht nu
das reiche Queckſilberbergwerk von Huancavelic
gleichfalls in Peru selbst gelegen ist, sonder
daß das hiezu ebenfalls nothwendige Salz au
den Minen von Yocalla, sich gleich neben Poto
findet.

Von diesem Steinsalz wurden hier täglic
gegen 15 Centner verbraucht (Barba). In jetzige
Zeiten arbeiten 13000 Menschen an diesem Berg
werke, und die königliche Münze von Poto

lieferte jährlich für Rechnung der Krone gegen 60000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold (Helms.)

Dieß sey genug von diesem unerschöpflichen Silbermagazine.

Die Nutzanwendung des Queckſilbers bey den Minen von Potoſi führt uns sehr schicklich zu den berühmten Minen, welche dieſes Halbmetall für ganz Peru erzeugen, zu den Minen von Huancavelica.

„Dieſe reiche Queckſilbergrube liegt in der „Intendantenſchaft Guamanga, unweit der Stadt „Huancavelica, etwa im 13ten Grade der Breite, auf einem Gebirge, deſſen Oberfläche, innerhalb der Schnee-Cordilleren, auf einer „Höhe, die der von Potoſi faſt gleichkommt, aus „mehreren ſanft gewelleten Kegeln beſteht, die „viele Thäler zwiſchen ſich bilden. Das Gebirge „ſelbſt, ſagt Helms., iſt hier nach und nach in „ein einfaches Sandſteingebirge übergegangen „(der Reiſende kam von Potoſi, alſo von S. S. O.) „und hat in dieſer Gegend wegen ſeiner horizontalen Lage und wegen ſeiner Zwiſchen-Lagern „von Mergel, Kalch und Spath noch einige „Aehnlichkeit mit Flötzgebirgen, die noch immer „ungemein edel an Gold, Silber, Kupfer, Queck-

„silber und allen Uebrigen Halbmetallen i
„Salzen sind.“ Welch ein Metall-Land! denn k
ser Bergkundige nennt viele neue Gruben reich
Gold- Silber und Kupfererzen dieser Gege
die noch unbenutzt da liegen.

Das Queckſilbererz von Huancavelica w
nach Einigen zuerſt 1566, durch den Portugie
Garces entdeckt, als er die Schminke der b
tigen Indianer, die ſie Limbi nannten, für w
ren Zinnober erkannte. Andere ſetzen hingegen
Entdeckung eines Indianers, mit Nahmen J
vincepa, der bey den Spanier Cabrera in Di
ſten ſtand. Cabrera unternahm dann ſogleich
Bearbeitung der Grube. Indeß ſollen bereits
alten Peruaner eben wegen jener Farbe di
Minen bearbeitet haben.

Der Hauptnutzen dieſes Bergwerks, d
Verbrauch des Queckſilbers zur Amalgamatio
oder Ausſonderung des Goldes und Silbers a
den Erzen, fällt aber nur erſt auf das Jahr 157
der Spanier Velaſcar unternahm dieß zuer
und zwar mit glücklichſtem Erfolge.

Anfänglich ward das Bergwerk von Gew
ken betrieben, allein ſchon 1570 erkaufte es d
Krone von Cabrera; nachmahls iſt es auch ſt
ein königliches Eigenthum verblieben.

Die Ausbeute war vormahls sehr groß. In den 5 Jahren von 1571 bis 1576 betrug sie über 9000 Centner, ja innerhalb der zwey Jahre 1646 bis 1648 fast das doppelte, nähmlich zwischen 17 bis 18000 Centner.

Die ganze Summe des seit 219 Jahren bis zu Ende von 1789 gewonnenen Queckſilbers beträgt 1,040452 Centner; hiernach wäre die jährliche Ausbeute (mittlere Zahl) gegen 4751 Centner. Allein für die letztern Zeiten rechnet man dann viel zu hoch; alles hat sich sehr vermindert. Helms fand, daß man in den Jahren 1787 u. f. noch nicht 1500 Centner für die Krone erzielte; 1790 nur 1460, ja oftmahls nur 1300. Daher mußte dann der Preis des Queckſilbers selbſt beträchtlich steigen. Sogar in den neueſten Zeiten machen wenige Jahre einen bedeutenden Unterſchied. So galt im Jahre 1786 der Centner Queckſilber nur 60 Piaſter, hingegen im Jahre 1791 war er auf 73 Piaſter geſtiegen. Freylich hängt dieß mit von der mindern oder ſtärkern Ausbeute der einzelnen Jahre ab, indeß verliert die Krone dennoch ſtets mehr. Nur die Abgabe von dem durch die Gewerke gewonnenen Silber- und Golderze, im ganzen Reiche, welche $\frac{1}{7}$, bey ſchlechtern Zeiten auch nur $\frac{1}{10}$ beträgt, muß den wirklichen

Verluſt der Krone einigermaßen entſch
und hiedurch noch die Fortſetzung der H
berbergwerke bewirken. Denn wirklich
man jetzt hauptſächlich nur auf den ſogen
Alten Mann.

Sowohl bey dem Silber, als bey dem
ſilber von Huanvelica iſt eins der Haupter
niſſe der Mangel der Feuerung. Es feh
den Gebirgen das Holz gänzlich, alles
material muß durch Laſtthiere herbey ge
werden, und ſelbſt die trockne Grasart,
genannt, wodurch ein großer Theil der
und Schmelzung geſchieht, wird koſtſpieli
Haupturſachen des Verfalls des metall
Peru ſetzt der hierin gründlich bewanderte
mehr in die Unwiſſenheit der Bergbau
Hüttenleute, in Unredlichkeit der großen
anten, ſo wie in dem Mangel an Achtſam
dortigen Bergbedienten und der Fahrläſſigk
höhern Beamten, wodurch die armen In
gedrückt, die Bergbauer aber gar nicht unt
werden.

Dennoch artet der Hang der Peruan
unterirdiſche Schätze oftmahls in wahren
aus. Kaum bringt ein Bergmann eine
worin ſich nur ein Aederchen von Silber

liethen oftmahls die Unverſtändigen gleich ihre
nze Haabe auf, um dieſe (vielleicht nur vorgeb-
h) neue Mine weiter zu erforſchen, und ſich
durch zum Cröſus hinauf zu arbeiten. Wenn
an auch Hunderte dadurch an den Bettelſtab
rathen, ſo überſpannt ein einzig Stückchen
ld- oder ſilberartiges Erz die ſchon in Schwin-
ng geſetzte Fiber des Enthuſiaſten. Er verarmt
ich jenen, aber die Maſſe der auf die Weiſe
n Eingeweiden der Erde entriſſenen edlen Me-
lle wird vermehrt, und erzeugt eine ſtärkere
irkulation.

Unter den kaum aufzuzählenden Bergwer-
n von Peru liefert das Gebirge von Laurieocha
eichfalls ein beheutendes Beyſpiel von der Uep-
igkeit der hieſigen Natur in Hervorbringung rei-
er Metalle.

Laurieocha iſt mit Recht auf zweyfache Art
erühmt. Aus dieſer Gegend leiten die meiſten
eographen die Quellen des größten Fluſſes der
rde her, und in den umherliegenden Gebirgen
rzeugt ſich ein ungeheurer Metallſchatz.

Das ganze hieher gehörige Gebiet umfaßt
ahrſcheinlich ſehr viele Quadratmeilen. Es iſt
ies ein Theil der kalten Sierra. Die hohen
benen von Bombon in der Intendantſchaft

Tarma, 40 Meilen östlich von Lima, betra
über 15 Meilen in der Länge und beynahe 6
der Breite. Auch der See Chincha y Cocha li
darin, und außer den Quellen des Maranon e
springen darin mehrere Flüsse.

Die neuesten Nachrichten geben hier übe
bedeutende Bergwerks-Reviere an. St. Rosa n
sonst besonders wichtig darunter. Unser Lan
mann Helms fand hier außer dem Silber a
Eisen, Kobolt und andere Mineralen, wor
aber begreiflich nicht gebauet wird. Der ga
Berg von Lauri oder Jauricocha, wie er schrei
ist ein Beet, Flötz, dessen Länge eine hal
Meile fortstreicht, und dessen Breite wohl ni
geringer ist. Es nehmen mehr als 200 Priv
Bergbauer daran Theil, und erzielen, selbst b
der unkundigen Behandlung gegen 200tause
Mark Silber. So viel feines Silber ward au
im Jahre 1789 aus den 15000 Cayons (zu
Centner) in der königlichen Silberschmelze v
Pasco zu gute gemacht.

Pasco ist ein kleiner Bergflecken, der n
2 Meilen (lieues) von dem Gebirge Lauricoc
entfernt liegt; hier befindet sich ein Subdeleg
der Regierung von Tarma für die Justiz, w

die Bergofficianten, viele Bergintereſſenten die königl. Hüttenwerke.

Auch dieſe Reichthümer entdeckte ein Zufall. Der Hirte, Huari-Capcha, trieb ſeine Heerde auf die Höhen von Lauricocha. Da er ſich gezwungen ſahe hier zu übernachten, ſo machte er Feuer an, und fand zu ſeinem Erſtaunen bey Tagesanbruch unter der Aſche viele Körner von geſchmolzenem Silber. Er zeigte dies dem Don Juan Ugarta an, einem reichen Manne, der in der Nähe in dem Thale Huarica wohnte.

Don Ugarte unterſuchte den Ort, fand mehrere Metallſpuren und ließ nun die Gegend mit großem Vortheile bearbeiten. Sogleich zog der Ruf dieſes Schatzes viele Bergbauer hieher; in kurzem ſahe man ein bedeutendes Etabliſſement, wo kurz zuvor keine Spur eines Obdaches vorhanden war.

Drittehalb Meilen im Weſten, von dieſem metallreichen Boden, zeigt ſich ein ſeltenes Phänomen; der cylinderförmige Berg Raco. Er iſt gänzlich aus einem weißen Granit von feiner Textur gebildet, der zu Gebäuden ſehr brauchbar iſt. Wirft man Stücke davon ins Waſſer, ſo verändert der Granit ſeine Farbe, er wird dunkelblau; man nennt ihn Ala de mosca.

Wer könnte alle die reichen und
digen Minen von Peru durchgehen? So
von einem Bergwerke zu Huantaja in
vinz Arica Nachricht, das unter den ne
nes der berühmteſten war. „Es war
„ſagt er, daß die ganze Ader in ihr
„aus gediegenem Silber beſtand, we
„Eiſen und Schlägel losgeſchlagen wi
„hieß daher mit Recht die Silbergru
„überall, wo man hinkam, ſahe man S
„gab Stellen, woſelbſt die Ader Knot
„die als dicke Silberſtücke gebrochen
Schade nur, daß die Erhebung dieſe
Schatzes durch die Unfruchtbarkeit, d
Waſſermangel der dortigen Gegend u
die beträchtliche Entfernung von einem
platze ſo viele Koſten erforderte. Der Ha
qui, der nächſte zur Ausfuhr, iſt zwe
entfernt. Indes iſt dieſe Mine ein neue
des unermeßlichen Reichthums von e
tallen dieſes Landes. Oftmahls zeigt die
geahneter Zufall. So ſtürzte vor 30 Ja
weit der Stadt la Paz ein großer abl
Theil eines Gebirges herab, an deſſen
eine Goldwäſcherey befindet. Man ſchie
Geſteine gediegene Goldſtücke von 50

und kleinere von 2 Pfunden; auch spült der Regen oft noch jetzt (1787) Stücke von 2 Unzen hervor. Die Stadt la Paz, in dem Gouvernement von Buenos Ayres, gewann durch jenes einzige gestürzte Felsenstück 80000 Piaster (Helms.)

Die Minen von Hualguayok, woselbst sich das Silber in großen Massen 12000 Fuß hoch über der Meeresfläche erhoben findet, enthält in diesen reichen, so hoch gelegenen Metallgängen dennoch versteinerte Muscheln (v. Humbold.)

Die Provinz la Plata führt wegen ihrer allgemeinen Silberhaltigkeit diesen Nahmen; und Helms Untersuchungen zufolge, scheint der ganze Gebirgsrücken von Tucuman nach Peru edel zu seyn. „Kurz, sagt er, der Ueberfluß dieser Königreiche ist dermaßen groß, daß der Bergbau bey mittelmäßigen metallurgischen Kenntnissen und Umtriebe, weit über die nöthige Quantität edler Metalle für die ganze Welt liefern würde"

Mit Recht hält er es aber dem Handel sehr zuträglich, daß keine gar zu übermäßige Masse dieser Metalle in Umlauf komme; ja daß selbst von den 50 Millionen, die da jährlich in geschlagenen Piastern aus der neuen Welt nach Euro-

Peru; innerhalb Tucuman sahe Helms die Thiere nirgend. Hiebey ist es aber sehr merkwürdig, daß, obgleich die hohen Cordilleren die Provinz Quito hinauflaufen, man dennoch nur bis etwa zum 10ten Grade südl. Breite das ganze Geschlecht dieser Schaafkameele im natürlichen Zustande antrift.

Auf den hohen Andes, des südlichsten Theils von Peru geht dieses edle Thier heerdenweise und nährt sich nur allein von dem kurzen Moos und Grase Icho; ihr Labsal ist frisches kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Aequator hin sieht man in Peru nur gezähmte Llacmas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äußern gegen das Llacma wahre Verehrung.

„Ehe sie anfangen sich dieser Thiere zu „Lastträgen zu bedienen, stellen sie ein eigenes „Fest an, wodurch sie sie gleichsam zu ihren Gefährten und Gesellschaftern aufnehmen. Inner„halb des eingeschlossenen Hofes bey ihren Hüt„ten putzen sie ihnen zuerst mit vielen wollenen „oder seidenen Bändern und Büscheln den Kopf. „Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kin„dern zu einem Gastmahle von Chicha, (ein aus „gegohrnen Trank aus Maiz) Brandtewein und

„geröſtetem Maiz, ein. Nun beginnt der Tanz „nach der Muſik von kleinen Trommeln und „Pfeifen zugleich, mit dem Schmauſe.“

„Während dieſer Luſtbarkeiten, und ſie dau„ern oft ein Paar Tage, gehen ſie fleißig zu ih„ren geliebten Thieren, die ſich hiebey in einer „Ecke des Hofes befinden, umarmen ſie, machen „ihnen tauſend Liebkoſungen, halten ihnen Totu„mas oder Flaſchen mit Chicha und Brandtewein „vor das Maul, und ob dieſe gleich nichts da„von genießen, ſo glauben die Indier dennoch „ihren künftigen Hausgenoſſen ihren guten Wil„len bezeugen zu müſſen. Dabey reden ſie mit „ihnen auf das freundſchaftlichſte, ſagen ihnen „viele Schmeicheleyen, als wären es vernünfti„ge Weſen, mit denen ſie in genaue Verbindung „treten wollten. Iſt das Feſt beendigt, dann erſt „fangen ſie an die Thiere zum Laſttragen zu ge„wöhnen. Auch dieß geſchieht indeß mit vieler „Mäßigung; ſie treiben ſie nicht, ſie laſſen ſich „den gewöhnlichen Schritt des Thiers gefallen, „und da das Llacma ein ſanftes, kluges, gelehriges Thier iſt, ſo horcht es bald auf das Pfeifen, und läßt ſich leicht regieren.“ (Ulloa.)

Ohne zu galloppiren noch zu trottiren geht es dennoch nicht langſam, und hat dabey, ſelbſt

auf den Gebirgen, einen so sichern und sanften Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vor zugsweise bedient.

Das Llacma trägt einen, ja selbst bis gegen anderthalb Centner, und die Zeichnung zeigt *) wie das Thier zum Fortbringen der Metallstangen besonders angeschirrt wird. Hat man es aber überladen, sucht man es zu übertreiben und wirft ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem kläglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers sind sodann durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen und stirbt. Einige behaupten, man könne sie durch schmerzhaftes Pressen der Zeugungstheile dennoch zum Weitergehen zwingen.

Gewöhnlich läßt man sie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten abweiden. Sie legen sich sodann nieder, um auszuruhen, wieder zukauen und neue Kräfte zu sammeln. Beym Niederlegen knieen sie und ziehen die Schenkel ein, so daß der Körper sie gänzlich bedeckt; dabey halten sie aber stets den Hals gerade empor.

Das Llacma geht 6 Monate trächtig, wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere

*) Man sehe Tab. II. Fig. 2.

Euter hat. In der Brunftzeit und im Zorne gibt es einen besondern Laut von sich, und wirft einen schaumartigen Speichel, wie das Kameel, um sich.

Die alten Thiere werden von den Indianern gegessen; das Fleisch soll dem Schaaffleische ähnlich seyn, nur süßlicher; auch bedienen sich einige Indianer des Haares jedoch nur zu ganz groben Decken u. dgl.

Sowohl die Aehnlichkeit der Thierart, als dessen Heimath, berechtiget den Leser hier eine genauere Nachricht von der Vigogne zu erwarten.

Die Vicunna (Camelus Vicunna corpore lanato laevi, rostro simo obtuso, cauda errecta) ist kleiner und schmächtiger als das Llacma; sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist der Hals länger, auch ist der Kopf runder, hat dabey nur kurze aufstehende Ohren, höhere Füße und keinen Bart.

So ähnlich dieses Thier auch dem Llacma ist, so weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturells sehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgiebel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise die dürftigen Grasarten ab, und bleibt stets in Wild-

den und den Kaufleuten ganz unversehrt geliefert. Dieß ist nothwendig, um den Betrug mit der Wolle zu verhüten.

Diese äußerst sanfte, seidenartige, zarte Wolle ist theils blaßroth, wie Rosenblätter, theils graulich. Sie kann nur zu feinen Zeugen dienen, da hingegen gröbere des Alpaco zu stärkeren Zeugen, auch zu Hüten benutzt wird. Man theilt die Vigognen-Wolle in mehrere Sorten: 1) die supra fine, ist dick, seidenartig wollreich und warm; 2) die Carmeline oder Bastard; 3) Pelotage, Klumpenwolle, weil sie nur aus verwickelten Klumpen besteht, daher auch nur zu schlechtern Sachen, z. B. Hüten verarbeitet wird. Die erste liefert dagegen die treflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bey uns oft 20 Rthl. kostet.

Den gesammten Werth aller Vigogne-Wolle welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10000 Piaster; hier ist indeß die dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili.

Molina hält das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret; auch soll es äußerlich aufgelegt als ein Mittel bey Augenkrankheiten dienen.

Es ist sehr zu bedauern, daß man sich

mit Ueberlegung und Vorsicht im Großen
t hat, diese Thierart in Europa einhei-
zu machen. Die Vorschläge, welche deshalb
edentlich in Frankreich unter den letzten
n geschehen sind, scheinen nicht mit hin-
der Rücksicht auf das Klima gemacht wor-
seyn. Die Pyreneen wären vielleicht das
t, worauf die Vicunna gedeihen würde,
enn man sie denn nicht, wie in Peru,
n Jagden tödtete, sondern ihnen nur die
abschöre, so ginge wahrscheinlich ein tref-
und wichtiger Handelszweig dadurch hervor.
Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf
schneieten Paramos periodisch, so hat dieß
ldige Thier einen noch mächtigern, natür-
Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn
Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bey
Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den
r oder Condor, diesen Riesen der Geier,
. Humbold, lockt die Raubsucht auf die
lligen Vicunnen in diese höchste Region.
webt hoch über alle jene Bergkolosse in ei-
m Menschen selbst kaum erträglichen Luft
chießt aus dieser Höhe auf seine Beute
Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein
mitten aus einer Heerde von Schaafen,

welche an dem Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen, ließ er es fallen, fing es wieder auf und schleuderte es noch zweymahl von sich, bis man ihn dann damit aus dem Gesichte verlohr.

Der Condor (Vultur Condor, caruncula verticali longitudine capitis) ist fürchterlich stark, aber nicht übermäßig groß. Er hält 8 bis 11 Par. Fuß mit ausgespannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier tödtete, hielt 9 Fuß. Er ist dabey gutmüthig und fällt nie Menschen an. (v. Humbold.)

Ulloa behauptet, man zähme sie in Peru auf einigen Landgütern. Die Farbe ist schwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleischiger fast knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderschädel bedeckt.

Wir erwarten die bis jetzt fehlende Abbildung und genauere Beschreibung dieses stärksten Vogels von Hrn. v. Humbold.

Der Condor tödtet selbst junges Rindvieh, und die Indianer suchen diese schädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man schlachtet ein schlechtes Stück Vieh, und bestreicht das Fleisch mit Säften von Kräutern die da stark betäuben. Damit der Vogel diesen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleisch zuvor etwas in Fäul-

uß übergehen. Der Condor fällt ſodann über dieſes ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeyeilenden Indiern erſchlagen. Indeß iſt das Thier ſo ſtark, daß oft ein Menſch bey dieſem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geſchlagen wird.

Jetzt wenden wir uns zu dem wichtigſten Nutzen der Heimath dieſer amerikaniſchen Kameele, der Cordilleren der Andes, wir betrachten ſie als die Werkſtätten zur allgemeinen Bewäſſerung der ſüdlichen neuen Welt.

Sind die Werkſtätten rieſenmäßig, ſo darf man auch mit Recht die größte Bewäſſerung hier erwarten. Das ungeheuerſte Kettengebirge der Cordilleren der Andes muß, ſeiner Natur nach, ungeheure Ströme erzeugen. Und wenn mithin auch dereinſt die Population von Südamerika zunimmt, wenn daher Lagunen ausgetrocknet, Seen abgeleitet, Wälder ausgehauen und ihr Boden urbar gemacht würde, ſo mag dies zwar die Maſſe der heutigen Feuchtigkeiten mindern und dem Menſchen ein günſtigeres Klima zubereiten, allein ſo lange jenes koloſſaliſche Gebirge ſo koloſſaliſch bleibt, müſſen ſich hier die größten Flüſſe der Erde erzeugen. Der mächtigſte Strom der ganzen Erde eröffnet hier mit Recht die Reihe.

Der Maranjon oder Amazonen-Fluß wird

zwar aus mehreren Quellen gebildet; allein d
Theil des hohen Gebirges um den See Lauric
cha (unter 10° 14') welcher uns bereits durch ſ
ne Silberhaltigkeit als höchſt wichtig bekannt wo
den war, hat ſicher hieran ſehr großen Anthe
So wie aber bey der Donau das kleine Beck
in dem Hofe des Fürſtlichen Schloſſes zu Don
ſchingen zwar einige Quellen enthält, woraus d
Gewäſſer der Donau vermehrt werden, die b
deutenden wahren Quellen aber eigentlich in d
großen umherliegenden Höhen des Schwarzwa
des zu ſuchen ſind, ſo iſt auch die hohe Lage d
Sees Lauricocha und die große Höhe der ganz
dortigen Alpen-Gegend, als Umgebung dieſ
Sees der Hauptſitz der Quellen des Maranon.

Dieſe Quellen des Maranon haben aber, vi
leicht zufällig, ſchon in ältern Zeiten eine ehre
volle Auszeichnung erhalten. Man findet nämli
an der Mündung des Sees verſchiedene Pyr
miden von Stein, jede einige Ellen weit von d
andern entfernt. Man hält ſie für die Ruinen e
ner Brücke, die die Ynkas dort erbaueten. S
finden ſich nämlich in einer kleinen Entfernu
Ueberbleibſel der Ynka-Heerſtraße (Chauſſé
welche allerdings unſere Bemerkung verdienen.

Das große und hohe Schnee-Gebiet vo

Lauricocha ist aber eine so reiche Mutter bedeutender Flüsse, daß es hier einer genauern Anzeige werth ist. Denn die Gewässer, welche darins als Quellen des Maranons angegeben werden, stehen denen weit nach, welche sich ebenfalls hier für den Hual oder Guallaga und den Ika Yale bilden. Etwas südlicher als der See Lauricocha ist nämlich auf eben diesen Höhen der See Chiquiacoba oder Chincacocha gelegen, und aus diesem entspringt (nach den Berichten des P. Sobreviela von 1790) unter 10° 57′ südl. Br. der Huallaga. Er führt anfänglich den Nahmen Hu(Gu)anaco, fließt zuerst gegen Norden, nimmt viele kleinere Flüsse, die gleichfalls alle innerhalb dieses Gebiets entspringen, in sich auf, wird aber wegen der vielen gefährlichen Stürzungen nur erst (unter 9° 22′), da wo sich der Ronzon in ihn einmündet, schiffbar. Von hier wird sein Lauf ruhiger, obgleich sehr viele Flüsse in ihn treten; bey seiner östlichen Abweichung von den Cordilleren wächst die Summe seiner Arme und bildet mehrere Inseln. Bald darauf erhält er eine solche Größe, daß er zu Zeiten die fruchtbarsten Länder meilenbreit überschwemmt und sich endlich mit einer Weite von einer hal-

den Seemeile und 28 Faden Tiefe (unter 5° 4
in den Maranon ergiebt.

Noch viel bedeutender ist aber der gleichfall
in den Ebenen von Bombon aus jenem See Chi
cacocha erzeugte Ukayale.

Dieser wird, den gültigsten Zeugnissen zufol
ge, für den wahren Stamm des Maranon gehal
ten. Auch ward er bis 1687 Apo-paru, das i
Gran Paro, genannt, woher der Nahme Gra
Para, den man nur erst nachmahls dem kleiner
Flusse Tungurua (so hieß der Maranon bis z
dem Jahre 1707, da der Pater Fritz seine Kar
te von diesem Flusse gab) dem Amazonen-Flus
beylegte. Ferner sind sehr bedeutende Flüsse, z
B. der Apurimac, der Paucartambo, die südl
chen Wurzeln des Ukayale, bereits schiffbar, e
einmahl der Maranon erzeugt ist. Kurz, ohn
noch mehrere Gründe hier anzuzeigen, gebüh
dem Ukayale der Rang vor dem Maranon.

Der Ukayale heißt bey seinem Ursprunge au
dem erwähnten See, Tapa oder auch der Flu
von Tarma, und läuft anfänglich bis gegen de
12ten Breitengrad südlich, wendet sich sodan
gegen Osten, woselbst er den 4 Grade südliche
entspringenden, großen Apurimac antrift. M
diesem vereinigt gehen beyde gegen Norden, un

nehmen bald darauf (unter 11° 18′) den Perene auf, der quer durch die Stadt Tarma fließt und gleichfalls aus dem hohen Gebiete von Lauricocha entsprungen ist, so wie auch den Xauxa (Chaucha), der sich dann ebenfalls mit dem Ukayale vereint. Auf eben diesen Höhen entsteht der Pachitea; er mündet sich (etwa unter 8½ Gr.) in den Ukayale ein, nachdem sich 40 ansehnliche Flüsse nur allein in diesem Zwischenraume dem Hauptflusse zugesellet haben. (P. Girbal.)

Nur erst von jetzt an fließt diese vereinigte Wassermasse unter dem neuen Nahmen Ukayale. In ihm ergießen sich allein von Westen her, denn die östlichen Gegenden sind selbst in unseren Zeiten wenig gekannt, über sechs ansehnliche Ströme (der Manoa, Cuyhiabaray, ist hievon besonders merkwürdig), und so bildet er große vielfache Inseln und eilet in der Richtung von N. O. seinem Mitbuhler, dem Maranon, zu.

Ihre Vereinigung geschieht unter 4° 45′ nahe bey der Stadt oder Ortschaft der Omaguas. Selbst Condamine gesteht, daß hier der Ukayale weit größer und weit mächtiger ist, als der Maranon; daß daher die Gewässer des letztern bey ihrem Zusammentreffen mit dem Ukayale von diesem zurück getrieben, zu einer andern Richtung gezwun-

gen würden, und daß es daher mit Recht une
ſchieden bleibe, welcher von beyden der Hau
ſtrom genannt werden dürfe.

Wir dürfen den Huallaga und den Ukay
aber nicht verlaſſen, ohne uns mit dem herrlic
Erdſtrich, welcher durch ihre Einfaſſung gebi
wird, bekannt zu machen. Dieß iſt die große Ebe
die unter dem Nahmen Pampa del Sacrame
bekannt iſt. Es giebt, ſagt P. Sobreviela, in
nem Theile von Amerika einen Erdſtrich, der
bey der treflichen Lage ſo großer Fruchtbarkeit ri
men kann. In Weſten wird er vom Huallaga,
Norden von Maranon, in Oſten vom Ukayale und
Süden von den beyden kleinern Flüſſen den Ma
(etwa gegen 9° Breite) und den Puzuzu begren
So liegt hier ein Gebiet von etwa fünftehalbtauſe
□ Meilen, faſt inſelförmig von den größten Stö
men umgeben, die ihm den Handel mit dem Atlan
ſchen Meere, alſo faſt mit der ganzen Erde, zu
chern, von andern nicht unbedeutenden Flüſſen rei
lich bewäſſert, und in Verbindung mit den Han
provinzen der ſüdlichen neuen Welt.

Der herrlichen Lage des Landes entſprech
denn gleichfalls die Erzeugniſſe der Natur. C
Zweig der Andes, der von Weſten nach Oſt
von Peru aus quer durch das Land läuft, e

hält das feinste Gold; es wird häufig vom Regen steuerweise in die Thäler hinabgespült. Die Gewässer des Mayobambo führen große Perlen. Der Reichthum an Fischen ist außerordentlich, und die großen Grenzflüsse gewähren außer diesen noch den Lamentin und treffliche große Schildkröten. Die Waldungen sind reichlich mit dem schönsten Geflügel besetzt, wovon viele Arten das Ohr eben so angenehm als das Auge überraschen. Freilich finden sich auch hier mehrere Arten furchtbarer Schlangen, und die Bewohner sehen sich oft genöthigt, den Tieger (Jaguar?) zu bekämpfen. Man fängt ihn vermittelst eines Verschlages von starken hölzernen Palisaden, vorne mit einer Fallthür versehen, in seiner Mitte ist eine zweyte Abtheilung, in welche ein Hund gesetzt wird der, da er sich eingeschlossen fühlt, zu heulen anfängt. Hiedurch wird der Tiger gereizt, sich dem Verschlage zu nähern. Indem er den einzigen Zugang eröfnet, fängt er sich in der Schlinge der Fallthür. Die Indier eilen sodann herbey ihn zu tödten.

Selbst die Nächte dieses merkwürdigen Landstrichs sind durch große leuchtende Insekten erhellt, (vielleicht durch Laternenträger Fulgora Laternaria?).

Aber besonders herrlich ist hier die Fauna
me vom höchsten Wuchse, mit den wohlri
sten Blumen und treflichen Früchten bilde
Waldungen. Aus ihnen tröpfeln heilende
und treflich riechende Harze vieler Art.

Die Einwohner der Pampas del Sacra
die Sipibos, Setebos, Panos und Cocam
dier verstehen es indeß nicht, diese reiche
zu benutzen. Wann aber dereinst der thät
ropäer sich dort wird angesiedelt haben, D
ten und Häfen angelegt, das Ueberflüssige d
ten Waldes hinweggeschaft, die baumartig
nen, die durch das Einsenken ihrer wild
abhangenden Zweige in die Erde ein dich
sträuch zurückgelassen haben, die schädlichen
arten vermindert, den Ueberschwemmung
Flüsse Dämme gesetzt, dann eröfnet sich de
del und dem Spekulationsgeiste ein erstau
Feld.

Jedoch wir müssen auf den Marano
bis zu dem Orte zurückgehen, woselbst e
bar wird.

Von dem Lauricocha an läuft der Str
mehreren kleinen Krümmungen gegen No
Tomependa, oder den unfern liegenden Ja
90 deutsche Meilen. In dieser Gegend

Manseriche.

vereinigen ſich mit ihm öſtlich der Chluchipe, viermahl ſo groß wie die Seine bey Paris, ſüdlich aber der Chachapoyas, und von dort nähert ſich der Zug des großen Fluſſes, wiewohl nur mählig dem Aequator.

Seine Heftigkeit und die vielen Felſen laſſen ihn, ungeachtet er bereits ſo viele Flüſſe aufgenommen hat, noch ſtets unſchiffbar bis zur Einmündung des Chuchunga, oder vielmehr des Imaza (6° 30'). Von hier bis nach Borja wird die Beſchiffung noch durch 13 enge Päſſe erſchwert, die in der alten Landesſprache Punchu, daher Pongo, d. i. Thor, genannt werden. Der wichtigſte und beſchwerlichſte, der dem Reiſenden weiterhin bevorſteht, iſt der berühmte Paß oder Pongo von Manſeriche *). Das Flußbette iſt, wie bey den übrigen Pongos verengt, aber dabey von hohen Felſenwänden eingezwängt, und durch hervorſtehenden ſteinigten Grund werden gefährliche Stürzungen und Strudel erzeugt. Der Strom hat ſich einen Durchbruch, einen Weg von 2 Meilen (lieues), vielleicht gewaltſam, durch die Cordilleren eröffnet. Ihre Felſen ſtehen wie hohes Gemäuer lothrecht zu den Seiten des Ganges empor,

*) Man ſehe das Kupfer.

in welchem der Maranon, der zuvor 250 Klafter weit ist, bis auf 25 zusammengedrängt, gewaltsam hindurch rauscht, und den Weg von St. Jago bis Borja, von fast 3 Meilen in einigen 50 Minuten zurücklegt.

So mächtig wirkt hier die Gewalt des Wassers, daß man große Seitenhöhlen, weiten Hallen, Sälen und Kammern gleich, darin ausgeschliffen erblickt.

Die ersten Reisenden, die die Kühnheit besaßen, diesen furchtbaren Paß vor etwa 170 Jahren zu überwältigen, waren einige spanische Soldaten; zwey Missionaire folgten ihnen bald nach, und stifteten 1639 die Mission unter den Maynas-Indiern.

Condamine ist es, dessen Unerschrockenheit und Sachkunde wir eine genauere Kenntniß des bewundernswürdigen Weges und seiner Schiffahrt verdanken.

Fest gezimmerte Böte wären schwerlich vermögend der Gewalt des Wassers und den Stößen gegen die Felsen Widerstand zu leisten. Man bauet daher hiezu eigene Flöße, von dem dazu benutzten Holze, Balsas genannt. Von diesem leicht nachgebenden zähen Holze, von hellgelber Farbe, die Spanier nennen es Canna veja, werden 15 zwölf

Ellen lange Balken so zusammen vereiniget, daß sie eine Flöße von einer etwas geringeren Breite bilden, denn die Enge des Pongo erlaubt sie nicht breiter. Die Zusammenfügung geschieht weder durch Nägel noch durch Klammern. Jene sehr nachgiebige elastische, aber zähe Liane, Bindweide, Bejuco genannt, zusammen geflochten, dient sie, wie schon zuvor angemerkt ist, auch zu den hangenden Brücken, bindet die Balken der Flöße so treflich, daß das schwächliche Fahrzeug durch seine Federkraft selbst den härtesten Stößen gegen die Felsen Trotz bietet.

Man bedeckt die Balsa mit einem leichten, aber regendichtem Rohrdache, und richtet an den vier Enden und sonst hin und wieder, wo die Verbindung es schicklich erlaubt, lothrechte Pfähle, etwa einer Elle hoch, auf; sie dienen den Reisenden als Rettung, wann etwa die Balsa unter Wasser kommt, doch tritt sie in solchen Fällen durch ihre Leichtigkeit bald wieder über dasselbe hervor. Die größeste Gefahr besteht aber darin, daß man in einen Strudel: außerhalb des Stromzuges, gerathen kann. Ein Missionär, dem dies widerfuhr, blieb zwey Tage hindurch in dem Wirbel; hätte die starke Anschwellung des Stromes

ihn nicht wieder in das Fahrwasser gerissen, kam er vor Hunger um.

Auf einem solchen Fahrzeuge bestand Condamine beym Durchgange durch den Pongo eine andere sonderbare Art von Abenthener. Der Fluß dessen Gewässer gegen den Pongo hin abnehmen war in 36 Stunden um 25 Fuß niedriger worden; Condamine befand sich, außer einem einzigen Neger, in der Nacht allein auf der Balse denn die indianischen Fährleute hatten ihn am Abend verlassen. Eine starke Baumwurzel stand über das niedrige Fahrwasser hervor, drang zwischen die Balken der Flöße und hob sie hoch empor. Nur durch schnelles Losmachen von dem Baume erhielt der seltene Mann sich und seine Papiere, unschätzbare Arbeiten ganzer Acht Jahre.

Reichlich ward aber dem kühnen Forscher seine gefahrvolle Reise gleich darauf belohnt.

„Als ich nach Borja (der nächste Ort jenseit „des Pongo) kam, sagt, er, befand ich mich i „einer neuen Welt. Ich war von allem Umgang „mit Menschen entfernt, auf einem Meere vo „süßem Wasser, mitten in einem Labyrinth vo „Seen, Flüssen und Kanälen, die in allen Rich „tungen eine nur allein durch sie zugängliche un „ermeßliche Waldung durchströmt. Hier fand i

lan-

„lauter neue Pflanzen, neue Thiere, neue Men„schen. Meine Augen, seit sieben Jahren gewohnt, „Gebirge, die sich in den Wolken verliehren, zu „sehen, wurden nicht müde, den ganzen Umkreis „des Horizonts frey zu durchlaufen, ohne ein wei„teres Hinderniß als die Hügel des Pongo. Auf „die vielartigen Gegenstände, die den angebaue„ten Feldern um Quito ein so mannigfaltiges An„sehen geben, folgte hier plötzlich die einförmig„ste Aussicht: Wasser und Grünes und nur Grü„nes und Wasser! Man tritt auf das Erdreich, „ohne es zu sehen, so dicht ist es mit Kräutern, „Pflanzen und Gesträuch bedeckt. Jenseits Borja „und 4 bis 500 Meilen (lieues) stromabwärts ist „ein gewöhnlicher Kiesel, so rar, als sonst ein „Diamant. Die hiesigen Wilden haben daher nicht „einen Begriff von einem Stein. Kommen sie ein„mahl auf die andere Seite von Borja, so erstau„nen sie beym ersten Anblick von Steinen, bela„sten sich damit als mit der kostbarsten Waare, „die sie aber bald wieder beym weitern Fortge„hen von sich werfen.“

Gegen Norden des hier beschriebenen Theils des Maranon nehmen die Wohnsitze der Maynas-Indier, und daher die Missionen der Spanier zur Bekehrung derselben ihren Anfang. In Nor-

den wird dieß große Gebiet durch den Putu
die Portugiesen nennen ihn, weiter gegen
Einmündung in den Maranon, den Yssa, beg
doch gehet die Mission der Maynas in Os
weit über diesen Fluß hinaus, daß selbst V
nicht im Stande ist, die westlichen Gr
anzugeben.

Der größte Theil dieser erstaunlichen
desstrecke ist noch ein dichter, kaum von der
ne durchdrungener Wald. Umsonst sucht ma
ein offenes Feld, eine in Wiesen und Aeck
getheilte, durch Hügel und Thäler variirt
gend. (Vrigl.)

Nur die vielen Flüsse haben einzelne S
für den Himmel eröfnet, und die hier leb
Indier sind an dem Gestade der Flüsse e
angesiedelt.

Hier herrscht ein immerwährender Son
allein das Anschwellen der vielen bedeut
Flüsse, welche von den Cordilleren der
herabströmen, setzt den größten Theil des
des unter Wasser. Diese Zeit hebt mit der
nuar an und dauert bis zum Junius.
nennt sie, jedoch mit Unrecht, den Winter.
sieht man fast nichts als eine große Was
che, aus welcher die hohen Waldungen em

gen. Sind die Gewässer verlaufen, oder wie es dort heißt, tritt der Winter ein, so zeigen sich von neuem die alten Ufer des Maronen, seine vielen Inseln und mit hohem Rohre überwachsenen Sandbänke.

Es ist merkwürdig, daß diese Gegend, obgleich häufigen Gewittern ausgesetzt, dennoch nur äußerst selten gefährliche Folgen davon empfindet. Die hohe Waldung dient wohl als Wetterableiter; noch mehr aber fällt es auf, das man hier den Hagel kaum kennt. Als in einem Zeitraume von 12 Jahren ein einzigesmahl ein kleiner Hagel fiel, erstaunten die ältesten Indier, als über eine völlig unbekannte Sache. (Veigl.)

Ein kalter, trockner Ostwind, der selbst in dieser heißen Weltgegend den Menschen Frost und Zittern erregt, scheidet die nasse Jahrszeit von der trocknen; er bringt im Junius den mit Unrecht so genannten Winter. Dann sinken Seen und Flüsse beträchtlich; der Ostwind treibt aber zugleich große Schaaren ansehnlicher Fische, dort Michano genannt, gegen den Maranon und seine Seitenzweige so mächtig an, daß das Wasser dadurch Wellen schlägt. Sie haben das Ansehen und die Größe unsrer größten Aesche (Thymallus L.) Die Krokodille warten dieser unermeßlichen Beu-

te mit offnem Rachen. Die Indier komm
dann in vielen kleinen und großen Fahr
bewafnet mit einfachen Stangen und
um unter diesen eßbaren Fischen große
lagen anzurichten. Zusammen gesetzter ist
wie sie größere Fische dieser Ströme
Dieß geschieht, wie bey dem Lamentin (
mit dem Wurfpfeile, dem sie vermittelst
eigenen schmalen Brettes, Estolica genan
sehr genaue Richtung und große Kraft zu
wissen.

Auf eben diese Art machen sie Jagd
so vorzügliche Charapa (Tscharapa), eine
ser-Schildkröte, die bis zu dem Gewich
Centners anwächst. Das Fleisch kommt der
fleische, und das an der Brust dem Kal
gleich; die haberwachsenen sind hingegen
wie Kapaunen.

Dieses Thier gewährt den Indiern
liches und vielartiges Nahrungsmittel.
zahl der Charapen ist auf den Sandbänke
Zeit, da sie dort ihre Eier verscharren,
daß oftmahls sechs Menschen 4 bis 500
Kröten fangen; sie halten sich nämlich bey
denlichte so lange im Hinterhalt verborg

die Thiere völlig auf dem Geſtade ſind, und legen ſie alsdann, eben wie dies bey den großen Meerſchildkröten geſchieht, nur auf den Rücken, holen ſie darauf in Böten zu ihren Ortſchaften und erhalten ſie in eigenen umzäunten Weihern oder Teichen, zum weitern Gebrauch ſehr lange lebendig.

Jede einzelne Schildkröte legt aber gegen 100 Eier und es iſt unmöglich, die vielen Sandbänke, welche ihnen zum Brüten dienen, alle zu beſuchen. Daher bleibt dennoch eine ſehr große Anzahl ungeſtört. Indeß ſucht man gleichfalls die unter dem Sande verſcharreten Eierhaufen auf, theils um die Eier, welche der Größe und Weiße nach den Hühnereiern gleichkommen, zu verzehren, theils aus ihnen ein ſchätzbares Oel zu bereiten. Zu dieſem Endzweke ſchüttet man nur die Dotter in eigene Gefäße, und ſetzt ſie der Sonnenhitze aus. Hiedurch entwickelt ſich daraus ein goldfarbenes Oel, welches ſodann mit Muſcheln abgeſchöpft und durchs Kochen von Unreinigkeiten geſäubert, ſowohl an Speiſen als zur Beleuchtung ſehr vorzüglich iſt.

Einen neuen Nahrungszweige bieten einen Monath nach dem Eierlegen die jungen, kurz zu-

vor ausgeschlossenen Schildkröten dar. Die jungen Thiere bleiben selbst, nachdem sie bereits die Schale zerbrochen haben, noch einige Zeit in dieser ihrer alten Behausung. Hier leben sie von dem Ueberreste der Flüssigkeiten des Eies. In diesem Zustande werden sie besonders von den Kindern aufgespürt, und diese halbgebornen Schildkrötchen, etwa so groß als ein Apfel, verspeiset man nebst der Schale auf Kohlen gesetzt, als ein besonderes Leckerbissen. Merkwürdig ist der Instinkt des jungen Thiers, so bald es die Schale zum erstenmahle wirklich verläßt, wendet es sich sofort zu dem Wasser; man kehre es dann noch so oft nach einer andern Richtung, es wendet sich stets von neuem zu seiner künftigen, bis dahin ihm gänzlich unbekannten Heimath hin. Vielleicht gab die Natur ihm neben jenem Instinkte, Sinnwerkzeuge, das Wasser zu riechen.

Eine Art Fischerey ist so bedeutend, daß sie von den hiesigen Indianern gleichsam in ein Volksfest verwandelt wird; dieß ist die Fischerey durch Betäubung. Die hiezu brauchbare Pflanze ist eine Art der Königskerze Verbascum; Jacquinia armillaris), oder Barbasco. Will man einen ganzen See hiedurch ausfischen, dann werden mehrere Centner der Barbasko-Wurzel zusammen

, in Büschel gebunden und hinreichend
ht. Die ganze Dorfschaft, Männer,
und Kinder lagert sich hierauf um den
ie erstern schleppen eine große Anzahl
aus dem Walde zum Wasser; die übri-
igen Brennholz und zünden Feuer an,
in jeder ist in der frohesten Erwartung
ichen Nahrungsernote. Bald darauf ver-
sich die Canoes (oder Böte) reihenweise
n See, jedes führt einige Büschel der
sten Barbasko-Wurzel, hält es unter
sser, um es mit der darin sich auflösenden
iden Substanz zu schwängern. So fahren
jweise dicht neben einander auf und ab,
iele Theile des Sees damit anzustecken,
ur möglich ist.

kurzem erscheinen zuerst die kleineren
durch den widrigen Geruch geweckt,
in die Höhe und schwimmen sodann wie
oben auf. Sie werden leicht gefangen
Weibern übergeben, die sie theils sogleich
Feuer zur Mahlzeit bereiten; theils sie
hren. Endlich fühlen auch die großen
z. B. der Sungaro, die Gamitana, der
a., durch die stärkere tiefere Mischung
iubenden Wurzelsafts die schädliche Wir-

kung. Dieſe werden geſchoſſen, ans Ufer geſchleppt und größtentheils eingeſalzen. Der übrige Tag beſchließt ſich mit Frohlocken und Schmauſen, während daß die Krokodille die vielen geringeren Fiſche, womit jetzt die Waſſerfläche bedeckt iſt, zur Beute machen.

Stellt man dieſe Fiſcherey in den kleinern Flüſſen an, dann verſperrt man, um den Fiſchen den Abzug zu erſchweren, ſo viel möglich einen Theil des Stroms durch geflochtene Hürden, und vergiftet die Oberfläche mit jener Wurzel gleichfalls durchs Eintauchen.

Das große Gebiet der Maynas hat begreiflich in dieſer ſeiner Lage auch die übrigen Naturprodukte der benachbarten reichbegabten Länder mit ihnen gemein.

Nur einige Merkwürdigkeiten, zum Theil vielleicht Eigenheiten, darunter verdienen einer beſondern Bemerkung.

Unter den vierfüßigen Raubthieren finden ſich mehrere ſchon zuvor angezeigte Tiegerarten (große Katzenarten). Der größten von ihnen ſoll dort die Natur einen beſondern Feind zur Seite geſetzt haben. Eine Fliege, ſagt Veigl, vielleicht eine Bremſe (Oestrus) legt dem Tiger mit dem Stich (den Legeſtachel?) ein Ey in die Haut,

woraus nach einigen Tagen ein Wurm entſteht, der in kurzem zur Größe eines Mandelkerns anwächſt, und am ganzen Leibe mit einer Menge der feinſten Stacheln überzogen iſt. Die mindeſte Bewegung erregt dem Tiger die wüthendſten Schmerzen, bringt dadurch Schlafloſigkeit, Entaltung vom Freſſen hervor, und richtet ihn hin. weilen hat ein Menſch das Unglück von dieſer Fliege angebohrt zu werden, und dann ſteht ſelbſt ſein Leben in Gefahr. Vielleicht iſt dieß die ier unbekannte Fliege, deren Pallas irgendwo denkt, die ſich in Peru finden ſoll, und auf ähnliche Weiſe dem Menſchen tödtlich iſt. Sicherer ſcheint es zu ſeyn, daß der Wurm, den Condamine in Cayenne als eine Seltenheit unter dem Nahmen Macake kennen lernte, von dem man ähnliche gleich fürchterliche Folgen erzählte, eben eſe Fliegen- oder Bremſen-Larve iſt.

Wir übergehen hier die vielen Affenarten, e Armadille, Ameiſenfreſſer, Papageien, Toune u. dergl. die begreiflich dieſen Ländern mit den hegelegenen gemein ſind.

Die großen Ströme und Sümpfe ſind aber er dem Anta oder Tapir, ſo wie dem Waſſerwein, Capibara (Cavia Capibara) beſonders zemeſſen. Beyde in dem Naturſyſtem iſolirt ſte-

hende Thiere, ſind auf dieſem ſo häufig überſchwemmten Boden ſehr zahlreich. Der Tapir *) (Hydrochoerus Tapir), eins der größten Thierarten der wärmeren neuen Welt, hatte Anlaß gegeben, es wegen ſeiner überhangenden rüſſelähnlichen Oberlefze, für ein unſerm Elephanten ähnliches Thier anzuſehen. Aber wie dürftig ſteht es neben jenem! Etwa von der Größe einer Kuh, kommt es dem Kopf und den Beinen nach dem Schweine nahe, da es hingegen, zufolge ſeiner Lebensart, dem Flußpferde (Hippopotamus) der alten Welt ähnlich wird. Denn es lebt wie jenes nicht nur an den Gewäſſern, ernährt ſich auch hauptſächlich von Vegetabilien, z. B. beſonders von Rohrarten, ſondern es ſteigt auch ſelbſt bis auf den Boden der größten Flüße hinab, um dort zu weiden, aber auch auf Fiſche Jagd zu machen. Uebrigens iſt dieß ſonſt gutartige Thier ſonderbar gebildet; es hat in beyden Kinnladen 10 Vorderzähne, aber keine Schneidezähne, und an den Vorderfüßen 4, an den hintern 3 ſtumpfe Klauen. Das Fleiſch des Tapirs iſt ſehr eßbar, und das Thier wird auch von den Völkern in Guiana deshalb gepflegt, indeſſen genieſſen es die Maynas lie- daher nimmt dieſe Thierart, ſie heißt dort

*) Man ſehe Tab. II. Fig. 3.

)avaccha, Waldkuh, bey ihnen so sehr über-
, daß die Feldfrüchte dadurch beträchtlichen
)en leiden.

Das kleinere Thier, das sogenannte Wasser-
n, der Capibara, etwa $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, wenn
mit den Cavien oder vielmehr Scavien
auf das warme Amerika beschränkte Thier-
g) in Rücksicht seiner Vorderzähne, wie
Form des Ganzen nach, verwandt, scheint
eine eigene Thiergattung auszumachen. Es
Schwimmfüße, lebt viel im Wasser, fängt
:ißt auch außer den Vegetabilien Fische und
), und seiner Gestalt und Stimme nach
dem Schweine ähnlich Man sieht es um
offen Flüsse dieser Gegend scharenweise von
ren Rohrarten leben; allein es wird wegen
übelriechenden, ungesunden Fleisches nicht

Ein Quadruped bey den Maynas scheint
ie Aufmerksamkeit der Naturforscher zu ver-
ı, da es selbst für den Wirabocerra (Moschus
canus L.) fast zu klein zu seyn scheint. Veigl
es Puntschana, und behauptet, es habe
schöne hirschartige Gestalt. „Seine ganze
ung, ist wie die eines Dammhirschleins,
h nicht länger als ein Spann, licht asch-

„farb und am Bauche weiß. Der hochgetragen
„Hals, der Kopf, die dünnen Läufe, der klein
„Haarbüschel statt des Schwanzes, die groß
„Behendigkeit im Laufen, sind völlig wie beyı
„Hirsch.“

So häufig kommt dieß schöne Thierchen hie
selbst vor, daß die Verwüstungen, welche e
unter den Yukaäckern anrichtet, die Einwohne
nöthigt, ihm auf alle Weise nachzustellen; allei
wegen seiner großen Schnelligkeit fällt ihre Jag
nur selten glücklich aus.

Gleichfalls wäre es wünschenswerth, vo
der wirklichen Hirschart besser unterrichtet z
seyn, welche Veigl dort den Dammhirsch nennt
er ist von glänzendbrauner Farbe mit weiße
Flecken; vielleicht ist es der Vajeu von Guian
(Cervus Mexicanus L.)

Unter den Raubvögeln nennt man dort ei
außerordentlich großes Thier, Buytre. Jene
Missionär sahe selbst auf einer Reise durch un
bevölkerte Gegenden einen dieser mächtigen Vö
gel; er ließ sich auf einen hohen Baum nieder
auf welchem ein Indianer zum Ausspähen de
unbekannten Landes gestiegen war. Er hatte di
Größe des Menschen selbst; und dieser eitle vol
Schrecken den Baum herab. Vielleicht hatte sic

ein Condor bis hieher verflogen; vielleicht war es der Uru Laurana der Braſilier (Falco Harpyia.) Wenn aber Veigl großer Raubvögel gedenkt, die außer den gewöhnlichen Waffen an den Kanten der Flügel noch mit großen krummen Sporen ausgerüſtet ſind, ſo könnte er, im Fall es nicht eine eigene unbekannte Art iſt, das Spornhuhn (Parra Chavaria L. Jacana der Braſilier) wohl hier verwechſelt haben. Denn dieſes kühne, ſtarke Thier greift ſelbſt Raubvögel an, und vertheidigt ſich eben durch jene krumme Klauen des erſten Flügelgelenks, ſelbſt gegen Menſchen. Sonſt iſt es ein treues Hausthier, das das zahme Geflügel gegen die Geier in Schutz nimmt, und wird höchſt wahrſcheinlich ebenfalls die ſtromreichen Länder des Mayuas als Waſſerhuhn, ſo wie die Gegenden um den Iſthmus und Carthagena bewohnen. Das Waſſergeflügel findet ſich in dieſer Gegend alsdann in unglaublicher Menge, wenn die Flüſſe gefallen ſind, und die Ufer und Sandbänke wieder hervortreten. Unter den vielen Arten von Strandläufern, Kranichen, Tauchern, Waſſerhühnern und Enten iſt beſonders die an Individuen zahlreiche, große Ente, die königliche Gans genannt (Pato real) die Guanena, merkwürdig.

Frezier bezeichnet sie als mit einem rothen Kamm am Schnabel geziert; sie trägt den langen Hals aufrecht, die Farbe ist ein Gemisch von weiß, bräunlich und schwarz. Diese Thiere, deren Fleisch sehr gesucht wird, gehen schaarenweise auf den Sandbänken ihrer Nahrung nach; haben aber die Klugheit Einzelne ihrer Art auf Schildwach zu stellen, die bey Annäherung der Jäger oder irgend einer andern Gefahr, dem ganzen Haufen ein Zeichen geben, worauf sie dann auf das schnellste davon fliegen.

Die unterirdischen Schätze dieser fruchtbaren Gegend sind nur gering. Mit den Cordilleren scheint alles Metall, ja fast alles Gestein aufzuhören. Nur eins der dem Menschen nützlichsten Fossilien ließ die Vorsicht diesen waldigten Ebenen. Dieß ist das Salz. Zwischen dem Maranon und der Westseite des St. Jago-Flusses findet sich Steinsaz; allein die größten Salzminen sind an der Südseite des Maranon, unfern des Paranapura, der sich in den Huallaga ergießt; sie gehören mithin eigentlich nicht zu der Provinz der Mainas, ob sie gleich von Veigl noch dazu gerechnet werden.

Jezt würden die Originalbewohner dieser Länder folgen, allein es scheint zweckmäßiger,

e indianiſchen Nationen, hauptſächlich dieſer
niſchen Beſitzungen und Miſſionen, die von
ru ausgehen, im Ganzen zuſammen zu faſſen,
ſonders da ihre vielen Stämme ſo vereinzelt
d durch einander geworfen leben.

Wir verfolgen daher von neuem den Ma-
non bis zu ſeiner Mündung in das Atlantiſche
eer.

Nachdem er jenſeits Borja von Norden aus
n anſehnlichen Paſtaza (er entſpringt aus meh-
ren Quellen in den hohen Cordilleren der An-
s gegen Quito hin), ſo wie von Süden aus
n zuvor beſchriebenen großen Huallaga, und
iter gegen Oſten bis St. Regis, den Cham-
ra oder Tiger aufgenommen, vereinigt er ſich
dlich mit dem ihn ſelbſt an Stärke übertreffen-
n Ukayale.

Bey der Vereinigung zweyer ſo mächtigen
tröme, ſcheint dann die Frage der erſten Eu-
päer, da ſie den Maranon erblickten, woraus
ch Einigen dieſer Nahme herzuleiten ſteht,
are annon? nicht zu verwundern. Er mag nach
m Zuſammenfluß mit dem Ukayale mit Recht
i fließendes Meer heißen.

Beyde Ströme bilden viele und beträchtliche
ıſeln, und bey der Miſſion St. Joachim der

Omaguas beträgt die Breite des Flusses auf 900 Toisen. Mit dieser fließt er nun so fort und nimmt außer mehreren kleinen Flüssen den großen Napo auf, dessen Quellen unweit des Cotopaxi entspringen, er erhält aber schon durch den Coca beträchtlichen Zuwachs.

Gegen 12 Meilen (lieues) weiter östlich unter der Mündung des Napo gelangt man zu der Mission der Pevas; sie ist die letzte der spanischen; 6 bis 7 Tagereisen von dort fangen die Missionen der Portugiesen an.

Der Unterschied zwischen den spanischen und portugiesischen Missionen ist auffallend. Jene, durch das mächtige wilde Gebirge von ihrem Hauptsitze Peru und Quito gleichsam abgeschnitten, können sich, da sie mit den Portugiesen in keiner Verbindung stehen, nur mit vieler Mühe selbst die nöthigsten Bedürfnisse des Lebens anschaffen. Die Portugiesen hingegen gehen in großen mit Tauen, Segeln und Verdecken versehenen zweymastigen Fahrzeugen den Riesenstrom von seiner Mündung an bequem hinauf. Fünfhundert Meilen (lieues) von allen mit Europäern bewohnten Ländern entfernt, fand daher Condamine in der portugiesischen Mission von

St. Paul faſt alle Bequemlichkeiten, und eine Aufnahme als mitten in Europa.

Eben ſo bedeutend war ihm dann auch der Unterſchied in allem Uebrigen. Statt der dürftigen Hütten und Kirchen von Rohr, die man bis jetzt ſtromabwärts gefunden hatte, ſahe man ſteinerne Gebäude, Capellen und größere Gotteshäuſer mit geweißten Wänden und mit Ziegeln gedeckt. Alle Indianerinnen waren von jetzt an mit europäiſchem Geräthe, z. B. Meſſern, Scheeren, Kämmen, Spiegeln u. dgl. verſehen, trugen auch Hemden von unſerer Leinwand. Dies alles erhandelten ſie gegen Cacao, den ſie nach Para, gegen die Mündung des Maranon hinführen.

Von der Miſſion St. Paul an ſtrömen nun von neuem ſehr bedeutende Flüſſe in den Maranon. Südlich zeigen ſich hier der Yutay, der Yuruce, der Tefe, der Panaguar, der Cayam, der Couri u. a. Und ſelbſt dieſe, wenn gleich von minderer Bedeutung, wären für Europa große Ströme, denn Condamine fand z. B. die Mündung des Yutay, der unter ihnen nicht der größte iſt, dennoch 362 Toiſen (2172 F.) groß. Sie ſteigen alle aus den Gebirgen herab, die öſtlich von Lima, und von Cuſco nördlich laufen; indeß ſind ihre Quellen ſchwerlich bis jetzt genau

bekannt. Alle sind mehrere Monate hindurch schiffbar. So gehen die Indianer auf den Coari selbst bis zu den spanischen Besitzungen, die wegen des Reichthums an dem dort wild umherstreifenden Hornvieh berühmt sind.

Von Norden vermehret dann der große Putomajo, weiter gegen seine Mündung hin Yssa genannt, den Maranon. Er kommt weit aus den Peru scheidenden Andes, und nimmt 30 Flüsse ein. Hierauf folgt der noch bedeutendere Yupura, auch Caqueta genannt, mit seiner nilförmigen Mündung. Denn diese Mündung wird von mehr als 7 kleineren Flüssen gebildet, die so weit auseinander liegen, daß der Zwischenraum zwischen den beyden äußersten auf 100 Meilen (Lieues) beträgt, daher geben auch die Indier einem jeden derselben einen eigenen Nahmen.

Es soll in dieser Gegend das berühmte goldene Dorf des Texeira ehemahls vorhanden gewesen seyn. Der Portugiese Texeira hatte nähmlich 1637, bey der unglücklichen Vereinigung von Spanien und Portugal, auf Befehl des Hofes eine Reise von Para aus auf dem Maranon nach Peru unternommen. Hiezu waren 47 große und kleine Canoes ausgerüstet, und er ging damit

den Maranon so weit hinauf, als er nur fahrbar war. Von dort aus machte er selbst die Reise zu Lande nach Quito. Auf dieser Untersuchungsreise tauschte er in einer Dorfschaft, in der Gegend des Yupura Flusses, einiges goldenes Geräthe ein, wovon das Gold in Quito von 23 Karat gefunden ward.

Bey seiner Rückkehr am 26sten Aug. 1639, setzte er dort eine Grenzsäule, wodurch er zugleich bis dahin von Para angerechnet, von allen Ländern für Portugal Besitz nahm. Das eigentliche Vaterland dieses Goldes gaben indeß die Indianer als viel nördlicher, im Lande höher gegen die Quellen des Yupura liegend an. Es komme von den Manaos, und aus diesem Lande Manoa, hat man nachmahls das fabelhafte El Dorado, die goldene Stadt des Raleigh, welche im Innern Gujana gelegen seyn sollte, gemacht.

In eben dieser Gegend, nähmlich zwischen den Mündungen des Yupura (zwischen der 5ten und 6sten) ligt die indianische Dorfschaft Coari. Sie ist deshalb merkwürdig, weil Condamine hier den Indianer sprach, der ihm Nachrichten über die (fabelhaften?) Amazonen mittheilte. Da unser großer Strom auch davon seinen Nah-

men führen soll, so ists vielleicht nicht
über diese Völker etwas beyzubringen,
die übrigen der hiesigen Original-Na
von deren Existenz wir gewiß sind, nur
nachmahls vollkommen werden. Die S
einer Gesellschaft von Weibern, welch
Männer einen Staat für sich bilden,
kanntlich bis auf die Zeiten des hohen Alt
hinauf. Neuerlich kam sie, sonders aus d
ern von Afrika und Süd-Amerika, wi
Gange. Vormahls schrieb man diesen he
Weibern noch manche Eigenschaften zu,
das Abnehmen der linken Brust, um d
gen besser spannen zu können. Hievon
indeß die Erzählungen über die Amazon
Amerika nichts. Sie gaben sie nur an a
Gesellschaft von Weibern, die sich ein Ge
macht hatten, keine Mannsperson unter
leiden, die aber, um ihre Republik ni
tergehen zu lassen, deshalb jährlich au
benachbarten Völkerschaft Männer einlude
Weg zu ihrem eigentlichen Wohnsitze soll
Amazonenflusse aus durch den schwarzen
(Rio negro) hoch ins Binnenland führen.
noch sollten sie auf ihren Streifzügen zu
über den Amazonenfluß setzen und nach

hen. Auf dieſem Zuge wollte ſie nähmlich der roßvater des Indianers, der gegen Condamine ie Wirklichkeit behauptete, an der Mündung s ſüdlichen Fluſſes Cuchivara geſehen und ſelbſt ſprochen haben. Er habe ſich mit 4 Amazonen nterhalten, deren Nahmen er nannte, und wo- on die eine ihr Kind ſäugete. Der ſpaniſche bentheurer Orellana, welcher 1538 unter Pi- rro einen Raubzug in dieſe unbekannte Länder achte, brachte hauptſächlich dieſe Republik reitbarer Weiber zuerſt wieder in Anregung. r wollte ſogar gegen ſie gefochten haben, allein chon damahls fand er keinen Glauben, wenn leich ihm das ſpaniſche Gouvernement nach ſei- er Rückkunft von der Expedition, den romanesken itel gab: „General-Gouverneur des Fluſſes der Amazonen, zur Belohnung, daß er dieſe im Nahmen ſeiner katholiſchen Majeſtät unterjocht hat.“

Nur das minder verdächtige Zeugniß des Paters Acunja erneuerte das Andenken an dieſes Phänomen. Acunja fand nähmlich an mehreren Orten, ſo weit er von Para aus den Strom hinauf fuhr, das einſtimmige Zeugniß für das Daſeyn der Amazonen; auch traf die Lage ihrer

eigentlichen Aufenthalts dieſem Berichte nach ziemlich überein.

Hiernach ſollten dieſe merkwürdigen Weiber der Völkerſchaft der Guacaer, zunächſt wohnen und dieſe waren die glücklichen Sterblichen, wo von die wohlgebildetſten Mannsperſonen jährlich einmahl von den Amazonen zu dem heiligen Geſchäfte der Ehe auf einige Tage eingeladen wurden. Die Amazonen, ſagt Acunja, empfangen ihre Gäſte, um auf alle Fälle vor einem Ueberfall ſicher zu ſeyn, mit Bogen und Pfeil in der Hand. Kaum haben ſie ſie aber beſtimmt für die ihrigen erkannt, ſo führen ſie ſie in ihren Canoe zu ihrer Dorfſchaft; nehmen alle vorzufindende Hamacs (Hängebetten); hangen ſie in ihre Hütten auf, und eine jede bewirthet den ihr zu gefallenen Bräutigam in ihrem Hamac. Nachdem ſie einige Tage in dieſer Ehe gelebt und die Gäſte auf das beſte bewirthet haben, kehren dieſe dann zurück zu ihrer Heimath. Die dadurch erzeugten Kinder weiblichen Geſchlechts werden als künftig zu der Geſellſchaft der Amazonen gehörig erzogen und ſowohl in allen Arbeiten als auch in den Waffen geübt; die Knaben hingegen pflegen und warten ſie nur ein Jahr; alsdenn kehren die temporairen Ehe-Männer aus dem Stamme der Guacaer zu ihrem vorjährigen Ge-

häfte zurück, und nehmen nach vollendeten Ar-
ien dieſe einjährigen männlichen Kinder mit
ihr Land.

Freylich fiel auf die Weiſe die von Andern
n Amazonen zur Laſt gelegte unnatürliche
rauſamkeit hinweg, wonach ſie ſich nicht nur
s Buſens beraubten, ſondern auch alle männ-
he Kinder gleich nach der Geburt tödteten;
ein die Sache ſelbſt ſcheint doch ſtets das Ge-
äge einer durch Zufall entſtandenen Erdich-
ng an ſich zu tragen Auch wäre ſie ſchwerlich
neueren Zeiten wieder in Anregung gebracht,
ute nicht ein ſo außerordentlicher Forſcher, dem
wirklich um Wahrheit und gründliche Beleh-
ung zu thun war, als Condamine, die Amazo-
n auf gewiſſe Weiſe in Schutz genommen.
)enn wenn er gleich den Erzählungen der In-
ier nicht in allen Sachen Glauben beymißt,
) ſcheint er doch das Hauptfaktum, nähmlich
ine Geſellſchaft von Weibern, die ohne Män-
er leben und ihr Regiment ſelbſt führen, im
nnern von Süd-Amerika annehmen zu wollen.

Es wäre auch nicht ganz ohne Wahrſchein-
hkeit, daß bey der entſetzlichen Mißhandlung,
e das andere Geſchlecht faſt unter allen Wil-
n von Amerika auszuſtehen hat, einmahl eine

Art von Verschwörung gegen die Mä
wenigstens eine Uebereinkunft mehrere
ter, aufs Aeußerste gebrachter Weib
gehabt hätte, sich auf irgend eine W
Sclaverey zu entziehen; danach hätte
eine Anzahl derselben völlig isolirt, u
Leben abgesondert im entschiedensten H
daher wohl auch in steter Fehde gegen
mahligen Tyrannen hingebracht. Hier
sich wenigstens eine temporaire Amazo
publik erklären, die, da sie hier vielle
rere Jahre dauerte, die Sage von ein
digen Weiber-Republik erzeugte. Au
selbst Condamine nicht, daß dergleiche
seiner Zeit vorhanden gewesen sey, son
daß sie wohl in älteren Zeiten einmahl
Gegenden existiet habe.

Eine gewisse Analogie dieser un
Binnenländer des südlichen Amerika, i
ziemlich unter demselben geographisch
gelegenen Theilen von Afrika verdient u
Bemerkung.

Es ist überflüssig anzuführen, daß
jeder das Binnenland von Afrika glei
ein El Dorado, ein Goldland, und
Nacht, anßieht. Wiederum hieß es

ich Lopez, Afrika habe Amazonen; wie die age von kriegerischen Weibern dort entstanden n konnte, sahen wir in einem der früheren ahrgange *)

Wiederum soll sich dort, mehreren Nachichten zufolge eine sehr kleine, zwergartige, aber s muthige, tapfere Jäger berühmte Nation beiden; und in unserem Süd-Amerika hatte man icht nur eine ähnliche Sage, sondern Hr. v. humboldt benachrichtigt uns jetzt, „daß die Guaicas eine weiße, dabey sehr kleine, fast zwerghafte, aber sehr kriegerische Menschenace, das Land nach Westen von Pasimoni (etwa unweit des Cassiaquari) bewohnen."

Hat die Natur etwa in der tropischen Reion beyder Welten außerordentliche, und zwar ähnliche Phänomene hervorgebracht?

Nach dieser Excursion verfolgen wir den Maanon bis zu seiner Mündung.

Der erste Strom von Bedeutung, auf den wir stossen, kommt von Süden; es ist der Puus, nach Andern Chipura, auch Azuri genannt. Sein Lauf geht nur durch wenig bekannte Länder; einige Geographen setzen seine Quellen in die Cordilleren unweit Cusco.

*) Man sehe den 1ten Jahrgang.

Ein Strom von weit größerer Wichtigk
tritt weiter gegen Osten, von Norden aus
den Maranon; dies ist der Rio Negro, o
der schwarze Fluß. Er entspringt in d
Cordilleren der Andes, etwa zwischen den ers
und dritten Graden nördlicher Breite. Dies
der merkwürdige Fluß, der eine Verbindu
des Amazonenflusses mit dem Orinoco zuw
bringt, und den die Portugiesen lange benutz
zu ihrem Handel mit amerikanischen Sklav
Condamine gab über diese Verbindung bere
entscheidende Gründe, obgleich seine Darstellu
des Zusammenhangs selbst irrig war. Etwas m
Licht erhielt man hierüber durch die Expediti
des Solano und Hurriaga im Jahre 1756; all
auch diese waren unfähig, richtige Angaben üb
die Art der Verbindung dieser beyden groß
Ströme zu geben; denn nur zwey ununterrichte
Soldaten der Expedition hatten den Verbindung
kanal, den Cassiaquari, selbst besucht.

Unter den eben so mannichfaltigen als groß
Schätzen, womit unser Humbold die Erdkun
bereichert hat, nimmt die genaue Aufklärun
dieser Verbindung eine bedeutende Stelle ei
Er ging von der spanischen Festung St. Carl
den Rio Negro hinauf, von dort in den Cassi

quari, und durch dieſen Arm des Orinoco in den Orinoco ſelbſt; er wird uns bald mit einer auf aſtronomiſche Meſſungen gegründeten Karte des Orinoco und Rio Negro beglücken.

Dieſe drey großen Ströme, der Maranon, der Rio Negro und der mit ihm durch den Caſſiquari verbundene Orinoco bilden mithin, vermittelſt des atlantiſchen Meeres das größte Eiland des Erdbodens, unter dem ſchönſten Himmel gelegen, worin ſich denn auch der See Parima, nach Humbold ein bloßer Sumpf, befindet, den man zum Goldſee fabelte, ſo wie das reiche gänzlich erdichtete Eldorado oder Manoa.

Von Süden aus ſtrömt denn zuerſt in den Maranon, auf ſeinem Wege zur Mündung, der große Madeira. Er ſoll ſeinen Nahmen von der Menge Holz oder Bäumen führen, die er in den Maranon hineinſchwemmt.

Der Madeira entſpringt in den tief nach Süden gelegenen Cordilleren der Andes, zwiſchen den 18ten und 19ten Graden ſüdlicher Breite, in der Provinz la Plata. Hier haben mehrere geringere Flüſſe, z. B. der Parapati, der Guapay, und etwas höher der Sabaypata i. a. ihre Quellen, die vereinigt den Nahmen

Mamore erhalten und das große Land der
xos, der Baures und andrer wilden Vö
ſchaften durchſtrömen. Dieſe geben ihm den N
men des kleinen Maranons (Parana-miri), d
den Amazonenfluß den großen (Parana-g
nennen. Die ſpaniſchen Miſſionäre, welche
ſen anſehnlichen Strom vom 17ten Grad
befuhren, geben darauf 21 Waſſerfälle an.

Der Maranon fließt nun nach dem Eint
des Rio Negro und des Madeira gewöhnlich
ne ganze Meile (lieu) breit; und die Portu
ſen nennen ihn nur erſt von dort an den A
zonen-Fluß; höher hinauf führte er
ihnen den Nahmen Rio de Solimeos, Gi
Fluß; wahrſcheinlich wegen der vergift
Pfeile, derer ſich mehrere längſt ſeinen U
wohnende indianiſche Völkerſchaften bedienen

Er bildet nun ſtets mehrere, größere
kleinere Inſeln, und nach vielen kleineren G
ſen, die ſich weiter ſtromabwärts in ihn
gießen, macht er eine beträchtliche Krümm
gegen den Aequator hin, verengt ſich aber
dem portugieſiſchen Fort Pauxis bis zu der A
von 905 Klafter. Dieſer Ort iſt über 200 M
len von ſeiner Mündung entfernt, und den
zeigt ſich bis hieher Ebbe und Fluth.

Freilich äußert sich dieses Fluthen bey einer so grossen Entfernung vom Meere nur erst viel später als dort. Die Fluth mußte, statt daß sie bey dem Meere selbst nach 5 bis 6 Stunden eintritt, dort nur erst nach mehreren Tagen bemerklich werden. Ihr Gang zeigt sich gleichsam wellenförmig oder vielmehr absatzweise, so daß sie stets nach den verschiedentlich entlegenen Ufern des Flusses später und später eintritt. Zugleich ereignet sich dies Phänomen, so wie bey dem Ocean selbst, alle Tage etwas später (gegen 50 Minuten). Dies zusammen genommen giebt mithin eine neue Bestätigung von Newtons und aller richtigen Physiker Theorie der Ebbe und Fluth.

Aus der Höhe dieser Fluth schloß denn Condamine, daß der Fall des Maranon von Pauxis an, also auf 200 Meilen, nicht mehr als etwa 10 Fuß betrage; und dies fand er auch mit den verschiedenen Höhen des Barometerstandes zu Pauxis und zu Para zutreffend.

Bey dem weitern Laufe des Flusses verdient noch der Fluß Topayos einer Bemerkung. Er kommt weit aus der Bergkette, welche sich, einigen Karten zufolge, von Westen nach Osten zwischen dem 11ten und 12ten Graden der Breite

fortzieht, und ist wegen des schönen grünen Nephrits (Jade) berühmt, der sich bey den um die Mündung dieses Flusses wohnenden Indianern häufig unter mehreren Gestalten darboth; und den sie, seiner außerordentlichen Härte ungeachtet, sowohl durchbohrten, als ihm eine gute Politur und viele Arten von Form zu geben verstanden.

Der letzte Fluß, oder südliche Arm des Maranon, von Bedeutung, ist der Xingu. Er entspringt aus uns unbekannten Gebirgen Brasiliens; etwa 8 Tagereisen unter seiner meilenweiten Mündung hat er eine Stürzung; sie macht ihn indeß nicht unschiffbar.

An diesem Flusse wachsen zwey amerikanische gewürzartige Baumarten, die bey uns weit bekannter seyn würden, wenn uns die Molucken unbekannt wären. Die eine nennt Condamine Cuchiri, die andere Puchiri. Die Rinde des ersten hat den Geschmack und den Geruch der Gewürznelken, und da diese bey den Portugiesen Cravo genannt werden, so haben die Franzosen in Cayenne deshalb dem Baume und Holze den fehlerhaften Nahmen Crabbenholz (Bois de Crabe) beigelegt. Beyde Bäume tragen eine den Oliven der Gestalt und Größe nach

ähnliche Frucht; geraspelt kommen sie den Muskatennüssen gleich, auch bedient man sich derselben wie jenes orientalischen Gewürzes, nur ist auch hier das Produkt der alten Welt dem der neuen an Stärke überlegen. Indeß benutzt man sie zu verschiedenen geistigen Getränken, Liqueuren, sowohl in Italien als in England.

Bey Paru wendet sich endlich der ungeheure Strom stark gegen Norden; er fließt hier mit einer Weite von 5 Seemeilen, dennoch ist dies nur die Hälfte der Größe, die er bald nachher erreicht. Es bilden sich große Inseln. Die Insel Javari ist die beträchtlichste; sie hält über 25 Seemeilen in der Länge, ist aber nur etwas über 2 breit, wird aber von der Insel Caviana, in der Mündung des Flusses gelegen, übertroffen. Und so ergießt sich ein Meer von süßen Wasser voll von Inseln endlich mit einer Weite von mehr als 20 Seemeilen unter dem Aequator selbst in die gesalzenen Gewässer des atlantischen Oceans.

Wo ist ein Strom auf unserer Erde mit dem Maranon vergleichbar? Bey seiner erstaunlichen Länge von fast neuntehalb hundert Meilen hat er viele Ströme aufgenommen, mit welchen sich unsere Donau nicht messen darf.

Hiemit dürfen wir die Darstellung der Obe fläche des Landes und dessen Bewässerung en gen. Ehe wir seine Einwohner kennen lerne mag folgendes über das Klima vorangehen.

Mannichfaltig war die Natur des Boden mannichfaltig muß daher sein physikalisches K ma seyn. Ohne jetzt auf die erstaunlichen U terschiede der verschiedenen Höhen und Tief der Erdoberfläche zu sehen, so kommt hier sch der Hauptunterschied vor, der sich zwischen d eigentlichen Peru findet und zwischen den v diesem in politischer Hinsicht größtentheils abhä gigen, weiter gegen Osten gelegenen Provinz der Maynas, Omaguas und darauf folgend Völkerschaften, so wie sie der Mündung d Maranons näher liegen, Statt hat, nähml der Unterschied der Bewässerung, und der dara entspringenden Ueberschwemmung.

In diesen östlichen spanischen Mission stehen Monate lang die Gewässer der ausget tenen ungeheuern Ströme über alles Erdre hin; die hohen Bäume allein ragen aus d Wasser hervor; man schifft meilenweit mit f chen Canoes umher, und nur erst nachdem t trocknende Ostwind eingetreten ist, werden W

sen, Sandbänke und Inseln dem Auge wieder sichtbar.

Solche Wasserphänomene kann das eigentliche Peru nicht erfahren, ihm fehlen noch die vasten fließenden Meere, die der Maranon nur erst nach seiner Vereinigung mit den großen Strömen bildet, die wir zuvor umständlich angezeigt haben. Indeß giebt es dennoch auch selbst in Peru Provinzen, welche mit einer ungeheuern Masse von Wasser getränkt sind. Schon anfänglich wurde im allgemeinen angezeigt, wie die Wälder in beträchtlicher Entfernung vom Südmeere an der Wurzel und dem Abhange der Cordilleren, sich mit einer erstaunlichen Quantität Feuchtigkeit angefüllt finden. Die vielen kleineren Flüsse, die sich von beyden Seiten der Cordilleren in den Maranon unweit Jaen, Loyola, Valladolid und den umliegenden Gegenden ergießen, die hier alles bedeckenden Waldungen und zugleich die Cordilleren selbst vereinigen die daher entstehenden Wasserdünste in so anhaltende Regen, daß hier 10 ja 11 Monate hindurch beynahe kein einziger Tag ohne Regen vorbey geht.

Dahingegen sieht man nicht sehr weit von

dieſer Provinz eine eben ſo merkwürdige, gerade allem dieſem entgegengeſetzte Erſcheinung.

Das untere, niedrige Peru, nähmlich der Theil von den 44650 Quadratmeilen *) des ganzen Landes, welcher ſich längſt den Küſten in Weſten der Andes, vom 5ten bis zum 15ten Breiten Grade, hinab ausdehnt, kennt den Regen ganz und gar nicht. Dieſer 10 Grad lange, trockne Erdſtrich, iſt unter dem Namen des Thals von Tumbes bekannt; ſeine Breite iſt je nach der Nähe oder Ferne der Andes verſchieden, etwa gegen 15 Meilen.

Die Folge des Mangels an Regen iſt, eine beſtändig mit dünnem Nebel beladene Atmoſphäre, der ſich in Thau auflöſet ohne je Gewitter und die dieſe begleitenden Meteoren, als Regengüſſe, Wolkenbrüche u. dgl. zu erzeugen. Die in dieſem regenloſen Landſtriche herrſchenden Winde, ſind Südwinde, mit den Cordilleren parallel laufend. Dieſen dauernden Südwinden will man hauptſächlich den Mangel an Regen zuſchreiben, indem ſie die geſammten Ausdünſtungen des Meeres gegen Norden treiben, ehe ſie ſich zu wirklichen Regenwolken ausbilden können.

*) So hoch rechnet der Mercurio Peruviano die Areal-Größe; 20 Meilen auf einen Grad.

Auf die menschlichen Einrichtungen hat diese ununterbrochene Trockniß vielartigen Einfluß. Die Häuser der längst dieser Küste erbaueten Städte, z. B. Arica und Lima, sind gleichsam ohne Dach; sie sind gewöhnlich nur mit Matten von Binsen oder Rohr bedeckt, worauf eine Lage von Thonerde oder auch von dicker Asche verbreitet liegt, um den starken nächtlichen Thau, wodurch die Natur hier so wohlthätig den Regen ersetzt, zu verschlucken. Indeß halten diese leichten Gebäude nur ein einziges Stockwerk, da die häufigen Erdbeben eine feste und höhere Bauart äusserst gefährlich machen.

Der dürre Boden der Gärten und Pflanzungen wird aber vermittelst eigener Kanäle bewässert, in welchen die von den Gebirgen herabfließenden Bäche und größeren Gewässer, oft mehrere Meilen weit geleitet, fließen.

Das ganze große Land von Peru theilte bereits Acosta, nach der so sehr unter einander verschiedenen Witterung, in drey Haupttheile.

Die erste Abtheilung, die Andes, das hohe Gebirge, hat vielen dauernden Regen, und ist (seine höchsten Theile ausgenommen) von milder Temperatur. Die Sierra, die erhabene Fläche, die zweyte Abtheilung, genießt regelmäßige Jah-

reszeiten, und hier zeigen sich alle Arten d
Meteoren. Die dritte, die, wovon so eben d
Rede war, die Küste, heißt mit Recht die trockn
sie erfreuet sich eines aneinanderhangenden Son
mers. Aber wie schrecklich unterbrechen die all
verwüstenden Erderschütterungen oft schnell hi
tereinander diese schöne heitere Natur!

Der Mensch.

a) Der Original-Bewohner; der Amerikane

Das so vielfach modificirte Klima von Pe
und der von ihm abhangenden spanischen Be
tzungen führt auf keine unpaßliche Art zu dess
Bewohner. Das Klima äußert hier nähmli
auf den Menschen den sichtbarsten Einfluß.

Bouguer war derjenige, welcher uns d
Unterschied am bestimmtesten bemerklich mach
den das durch die verschiedenen Erhöhungen d
Bodens modificirte Klima der dortigen Ori
nalbewohnern, den Amerikanern von Peru, ei
drückte.

„Ich habe, sagt der Weltmesser, Gelegc
„heit gehabt zu b merken, daß diejenigen Ind
„die unten am Fuße der Cordilleren, an d

„westlichen Seite, also gegen die Südsee hin „wohnen, fast eben so weiß sind, als wir. Diese „sind nicht wie die andern der heftigen und be„ständigen Sonnenhitze bloß gestellt. Sie brin„gen ihre Lebenszeit vielmehr in einem Lande „zu, worin eine so vollkommne Windstille herrscht, „daß sie niemals durch die geringste (?) Bewe„gung der Luft unterbrochen wird, weil die Ge„birge sie gegen den beständigen Ostwind be„schützen, welcher beynahe eine Meile (lieu) hoch „über ihren Kopf streichen muß. Entfernt man „sich weiter von den Gebirgen, und geht mehr „gegen die Küste zu, so verhält es sich dort „ganz anders. Der Wind geht daselbst, und die „Indianer haben dort ihre Kupferfarbe."

Aber auch ihre Lebensart und Denkweise, behauptet Bouguer, sey so verschieden und mannigfaltig, als die Witterung des Landes selbst.

„So wie der heiße und der kalte Erdstrich „in Peru gleichsam vermischt sind, und wie man „daselbst die einander entgegengesetztesten Wit„terungen antrift, so daß man nur einige Meilen „weit reisen, und entweder in das Gebirge oder „wieder herausgehen darf, um Länder, die von „einander weit mehr unterschieden sind, als „wenn man ganz Europa durchwandelte, z.

„finden; so muß diese sehr große Verschieden
„heit gleichfalls auch nothwendig einen Unter
„schied in den Sitten und den natürlichen Nei
„gungen der Völker verursachen. In den unter
„sten Gegenden wohnen sie einsam in den Wal
„dungen, und machen gleichsam kleine Repu
„bliken aus, welche von ihrem Pfarrer, einem
„Spanier und von ihrem Statthalter, der eini
„ge Indianer zu Gehülfen hat, regiert werden.
„Sie leben alle in einer so großen Einigkeit, al
„sie in einer vollkommnen Unschuld neben einan
„der zu wohnen scheinen. Sie sind angenehm
„und ehrliche Leute, die keines Mißtrauen
„fähig sind, ja es fällt ihnen nicht einmahl ein
„daß man sie hintergehen könnte. Ihre Haus
„thüren stehen beständig offen, ob sie gleich
„Baumwolle, Kürbisflaschen, Pito, eine Ar
„Aloe, woraus sie Garn fabriciren, und ander
„Handelswaaren liegen haben. Wegen der gros
„sen Hitze müssen sie fast nackend gehen, bestrei
„chen sich aber deßhalb mit Roucou, theils un
„den Stichen der Mosquitoes zu entgehen, theil
„zum Putz. Ihre Lebhaftigkeit ist nicht sehr groß
„und ihre Einbildungs- und Erfindungskraft ge
„ringe. Alles was sie thun, besteht in Nachahmung
„nie bringen sie etwas Neues hervor. Sie sin

Zimmerleute, Baumeister ihrer Häuser, sie machen ihre Piroguen, und bey großen Unternehmungen z. B. großen Gebäuden, leisten sie sich gemeinschaftliche Hülfe. Ein Indianer bittet hiebey die Uebrigen zu Gaste und ein Haus mag noch so groß seyn, so wird es doch stets in einem einzigen Tage fertig. Ihr Zustand ist im Ganzen glücklich, sie leben alle ohne Feinde, die sie plagen könnten. Nebst den Produkten der Erde, daran es niemahls fehlt, finden sie auch ihren Unterhalt reichlich durch Jagen und Fischen."

„Der Zustand der oben in den Cordilleren wohnenden Indianer ist dagegen ganz hiervon verschieden; sie sind ganz andere Menschen. Bey ihnen sind so viele böse Eigenschaften als bey den ersteren gute anzutreffen. Sie sind insgemein faul und dumm. Ganze Tage können sie mit der größten Gleichgültigkeit auf ihren Fersen sitzen, ohne sich zu rühren oder ein Wort zu sprechen. Auch ist es schwer von ihnen selbst für Geld irgend einen Dienst oder Arbeit zu erhalten. Es scheint, daß diejenigen, welche außerhalb des Gebirges leben, mehr von ihren alten Sitten und Gewohnheiten behalten haben, dahingegen die Gebirgsbewoh-

„uer, obgleich Zahlreicher, die Wirku
„Unterwürfigkeit mehr empfinden. Dahe
„selbst kein Eigenthum haben, und daß
„Herren fast alles schuldig sind, rührt
„die Gleichgültigkeit gegen alle Reiz
„die Trägheit sich durch Arbeit etwa
„werden."

Hier wäre mithin die Regierungsv
die Behandlung der Unterthanen, wohl
der Faulheit und den Mangel der Ge
schuld, als das Klima, denn sonst pflegt d
bewohner den Thalbewohner an Geschen
Activität oft zu übertreffen.

So viel über die Einwirkung de
auf den Menschen überhaupt. Nun bestim
Betrachtung der Eingebornen von Peru
westlichern Provinzen.

Condamines allgemeine Bem
mögen der Auseinandersetzung der einzel
kerschaften zur Einleitung dienen.

Dieser scharfsichtige Beobachter
die obigen Sätze seines berühmten Mit
er zeugt noch genauer die Gründe des Un
unter jenen Nationen. Außer der Versch
der Länder selbst, nimmt er Rücksicht

Unterschied der Speisen, auf die verschiedenen Geschäfte der Indier, und selbst auf die Folgen, welche die Annahme des Christenthums bey ihnen hervorbringen muß. Ein Stamm, der seit hundert Jahren den spanischen Missionaren und der spanischen Herrschaft unterworfen ist, muß viele Gewohnheiten, ja einen großen Theil seiner ganzen vormahligen Lebens-, und Denkart verlohren haben, und mithin in mehreren Betracht den übrigen noch einzeln im Walde lebenden freyen Indiern unähnlich werden.

„Indeß, fährt er fort, so wie alle europäi„sche Völker, ob sie gleich in der Sprache, den „Sitten und Gewohnheiten unter sich verschie„den sind, dem ungeachtet in den Augen eines „Asiaten, wenn er sie genau betrachtet, etwas „allgemeines (charakteristisches) haben würden, „so hat es mir geschienen, daß alle amerikanische „Indianer in den verschiedenen Ländern die ich „durchreiset bin, gewisse Züge einer Aehnlichkeit „mit einander hatten, und bis auf einige Schat„tirungen, die ein Reisender im Vorbeygehen „nicht genau beobachten kann, glaube ich bey „ihnen einerley Charakter angetroffen zu haben.

„Die Fühllosigkeit ist der Grund desselben. I
„lasse es unentschieden, ob man dieselbe mit d
„Nahmen einer völligen Apathie beehren, o
„sie für wirkliche Stumpfsinnigkeit, Dummhei
„erklären will. Sie entsteht aus der gering
„Anzahl ihrer Ideen; denn diese gehen nicht üb
„ihre Bedürfnisse hinaus. Sie sind Vielfraß
„wenn es in ihrem Vermögen steht, ihrer G
„fräßigkeit Genüge zu leisten; mäßig, wenn d
„Nothwendigkeit sie dazu zwingt; kleinmüth
„und äußerst feige, wenn sie nicht etwa dur
„den Trunk aufgeregt werden. Feinde aller A
„beit; fühllos für Ruhm, Ehre oder Dankba
„keit. Nur allein mit den Gegenwärtigen b
„schäftigt, leben sie ohne alle Sorge für die Z
„kunft. Ohne alle Vorsicht und Ueberlegun
„überlassen sie sich, sobald sie sich nicht eing
„zwängt fühlen, einer kindischen Freude, u
„diese äußern sie durch Sprünge, lautes Aufl
„chen ohne Ursache und Absicht. Ihr Leben bri
„gen sie hin ohne Denken; sie werden in d
„Kindheit alt, und behalten bis an ihr Ende al
„Fehler der Kindheit."

Diese Vorwürfe, behauptet Condamine, ve
dienen aber nicht etwa bloß die durch das span
sche Joch gedrückten Indianer; nein, selbst d

in den Missionen, ja die gänzlich freyen, wilden Völkerschaften, sind stupide und wenig von dem Thiere unterschieden.

Alle Sprachen, die Condaminen bekannt wurden, und bey seiner Reise queer durch das ganze Land von Südamerika mußten ihrer sehr viel seyn, sind sehr dürftig. Einige haben indeß Kraft und Eleganz; hierunter vorzüglich die alte Sprache der Peruaner. Indeß mangeln ihnen mit einander, alle Ausdrücke für allgemeine, metaphisische und moralische Begriffe. So haben z. B. die Worte Zeit, Dauer, Wesen, Körper, Freyheit, Erkenntlichkeit, Tugend, Gerechtigkeit und ähnliche Wörter bey ihnen keine gleichgeltende Ausdrücke; sie müssen weitläuftig umschrieben werden. Wie reimt sich dies mit der hohen Kultur, die der Peruaner Garcilasso seinem ältern Volsstamme zuschreibt? Die übrigen Südamerikaner sind aber sicher noch weniger aus der Barbarey herausgegangen.

Veigl bezeugt, daß fast jede Ortschaft ihre eigene Sprache hat, sollte sie auch nur aus 600 Köpfen bestehen. Condamine führt um die Schwierigkeit der Sprache der Omaguas zu zeigen, den Ausdruck für die Zahl drey, an; er

iſt Poettarrarorinkuroak; bey den Taumachiern am Orinoko heißt, zweymal, Akziachemaaretpe; in der Yukas-Sprache ſelbſt heißt, zwey und zwanzig, Ischcai tschunga Ischcai. Indeß ſcheint die mexicaniſche Sprache ebenfalls äußerſt ſchwierig. So heißt eine beſondere Baumart dort Xochikozzo quaxihuitli; der Blitz, Tlahuitequilitzli. Dieſe wenigen Beyſpiele der erſtaunlichen Schwierigkeiten in dieſen Sprachen mögen hier hinreichen. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß auch mehrere Sprachen der nördlichen neuen Welt faſt eben ſo weitläuftig und ſchwer auszuſprechen ſind, auch hiedurch verrathen ſie ihre geringere Ausbildung gegen die Sprachen der alten Welt.

Die Miſſionaren wenden alles an jene Peruaniſche, die ſogenannte Sprache der Yukas, allgemein zu machen. Denn dieſe iſt nicht nur vollkommner, ſondern auch ſanfter, da ſie weniger Mitlauter hat; ſie iſt deutlich und einfach, ob ihr gleich das E und O fehlen; ſie leiſtet zu allem hinreichende Dienſte Allein ſie hat oftmahls das Schickſal, durch die verſchiedenen Völkerſchaften einen beſondern Dialekt zu erleiden. Condamine macht bey den vielfachen Sprachen dieſer India-

ner eine Bemerkung, die für die Sprachforscher und Sistoriker viel Aufmerksamkeit verdient.

„Das Wort Abba, Baba, oder Papa und „Mama, welches aus den morgenländischen Spra„chen mit einer geringen Veränderung in die mei„sten europäischen übergegangen zu seyn scheint, „ist vielen amerikanischen Völkern gemein. „Wenn man diese Töne als die ersten betrachtet, „welche die Kinder deutlich aussprechen können, „und welche folglich in allen diesen Ländern vor„zugsweise von den Aeltern, die sie aussprechen „hörten, angenommen seyn müssen, um dadurch „die Begriffe Vater und Mutter anzudeuten, so „bleibt es unerklärt und auffallend, warum die „mit diesen Worten verbundenen Begriffe sich nie „verwechselt (gekreuzt) haben? durch welchen Zu„fall es nähmlich geschah, daß z. B. bey den „Omaguas, woselbst die Worte Papa und Mama „in Gebrauch sind, nie das Wort Papa, die Mut„ter, oder Mama den Vater, bezeichneten? son„dern daß hier, gerade wie bey den Sprachen „des Orients, jedes Wort einen und eben den„selben Begriff anzeigte?"

Die Schwierigkeiten, die Sprache dieser ro„hen Nationen überhaupt zu erlernen, sind nicht bloß wegen ihrer Rauhigkeit und vielen Mitlau-

ter groß, sondern vorzüglich deßhalb, wei
Völker ihre Gedanken und Meinungen fa
lebhafter durch ihre Geberden und Mien
ausdrücken, als durch die Töne selbst. „E
„den zum Theil mit mannigfaltigen Schn
„mit gewissen Rümpfungen, bald der Nas
„Ohren, der Lippen, der Stirne, der A
„bald auch mit Händen und Füßen; wer
„daher jemahls im Stande seyn, solche Aus
„der Gedanken zu Papier zu bringen, od
„darüber eine Grammatik zu schreiben. (

Eine Hauptursache der allgemeinen A
und Fühllosigkeit, welche den Nationen d
lichen Amerika's vorgeworfen wird *), sol
der Behauptung mehrere Beobachtungen
Bildung ihrer äussern Theile zu finden seyn.
nur die Haut der Indianer ist sehr dick, ihre
keln hart und wenig empfindlich, sondern di
chen selbst z. B. die Hirnschale fand man
7 Linien dick. Daher, behauptet Ulloa,
ihre unbegreifliche Gleichgültigkeit gegen alle
den und Schmerzen, so wie zum Thei
Grausamkeit.

*) Dieß fand, wie aus den vorhergehenden
gängen erhellet, gleichfalls bey mehreren
chen Völkern dieses Welttheils Statt.

Bey einem Indianer dauerte die Operation eines Steinschnitts ohne Unterbrechung fast eine halbe Stunde, denn der Stein saß fest, und entschlüpfte vielmahl der Zange, so daß das Instrument zu mehreren Mahlen hineingebracht werden mußte. Während der ganzen Zeit dieser schmerzhaften Bearbeitung, bemerkte man an dem Leidenden nicht die geringsten Zeichen der Empfindlichkeit; höchstens von Zeit zu Zeit einen schwachen Klageton. Auch verließ der Kranke das Bett bereits nach zwey Tagen ohne Schmerzen zu fühlen, obgleich die Wunde noch nicht völlig geschlossen war. Gleiches Ungefühl zeigen die Indier in Peru bey Beinbrüchen, Wunden oder andern Verletzungen.

Daher ist auch wohl ihre Abhärtung gegen die verschiedenen Klimate zu erklären. Die auf den hohen Gebirgen, den Punas, finden sich sehr wohl bey der dünnesten Kleidung, obgleich mitten unter Schnee und Eis. Die Decke, die sie um sich schlagen, legen sie oftmahls in dieser rauhen Witterung bey Jagdparthien gänzlich ab, und das Zerreissen der Haut, welches ihnen sodann die Dornen und Sträucher häufig verursachen, achten sie gar nicht.

Wiederum halten sie die stärkste Sonnenhitze

mit völlig unbedecktem Haupte aus; ein Europäer würde hiedurch von Sonnenstich (Coup de Soleil) gefährlich leiden. Es bleibt stets eine Naturmerkwürdigkeit, daß die Farbe der Amerikaner überhaupt ein ihnen eigenthümliches Rothbraun ist, dergleichen man unter gleichen geographischen Breiten der alten Welt nicht so antrift. Hiebey finden sich freilich oftmahls beträchtliche Nüanzen, selbst bey den Peruanern. Diese zeichnen sich aber überdieß noch aus, durch eine sehr kleine Stirn, die bis mitten zwischen den Augenbraunen mit Haaren bewachsen ist, durch kleine Augen, eine dünne, kleine, nach der Oberlefze zu krummgebogene Nase (Habichtsnase), ein durchaus breites Gesicht, große Ohren, schwarze grade dicke Haare, sehr wenig Bart, wohlgebauete Schenkel, kleine Füße und einen untersetzten robusten Körper. Die Bewohner des hohen Landes von Peru sind von mittlerer Statur die im niedrigen Lande hingegen etwas größer (Ulloa.)

Riesen giebt es also wohl jetzt hier nicht, obgleich man aus ungeheuern Knochen, wahrscheinlich Thierknochen, welche in Peru gefunden, auf Riesen der Vorzeit hat schließen wollen. Indessen bringt die Natur auch in diesem Lande zuweilen

n übermäßig große Individuen hervor. So sa-
e man noch vor nicht langen Jahren zu St. Fe
i Bogota einen indianischen Bergmann, Pedro
Cano, dessen Schuhe eine halbe Elle lang waren.
Ferner ist berühmt Basilio Huaylas *) der 7
Kastilianische Fuß, 2 Zoll und einige Linien maß.
Von den Hüften an nach oben waren alle Thei-
e unproportionirlich groß. Die Schultern hiel-
ten $\frac{1}{2}$ Elle, der Kopf $\frac{1}{3}$. Die Arme reichten bey
aufrechter Stellung bis an die Knie. Hingegen
waren die Schenkel und Füße klein, auch das
rechte Bein kürzer.

Bas. Huaylas war aus der Provinz Castro-
Virdeyna, in der Intendantschaft Huancavelica,
er zeigte sich im Jahre 1792 öffentlich in Lima.

Die Bewohner der nördlichsten Theile von
Peru leben nur in kleinen elenden aus Lehm er-
richteten runden Hütten, die nur etwa Manns-
hoch sind. Die Wände stehen gerade und haben
ein pyramidenförmiges Dach. In der Mitte brennt
ein Feuer; umher lagert sich der Hausherr, sei-
ne Familie und sein Reichthum, ein Schwein,
Hühner und Hunde. Diese treuen kleinen Thiere
haben die Besonderheit, daß sie einen unversöhn-
lichen Haß gegen alle Fremde, Spanier und

*) M. s. Tab. I. Fig. 1.

Meſtizen (Mulatten) hegen; hingegen erwiede die Hunde der letztern dieſen Haß gegen die Indian

Die Lebensart der Indianer iſt einfach. Mai geröſtet und gekocht iſt ihre Hauptnahrung. J deß leben die Bewohner der Jagdreichen Gege den auch vom Wilde. Unter ihren Jagden iſt b ſonders die Bärenjagd an den öſtlichen Cordil ren in der Provinz Alauſi (zwiſchen dem 2 Breiten- Grade) ein merkwürdiges Zeugniß i rer Kühnheit. Sie bedürfen hiezu keiner ande Waffen als einer Schlinge und eines Pferde Die Schlinge beſteht aus einem ſehr feſten l dernen Riemen, der aber zugleich ſo dünne ſe muß, daß der Bär ihn mit ſeinen groben T zen nicht zu faſſen vermögend iſt. Kaum wi der Indianer des Bären anſichtig, ſo rennt auf ihn zu. Der Bär erwartet ihn, und ſetzt ſich eine ſolche Stellung, daß er einen Sprung geg den Reuter thun kann. Iſt aber der Indian dem Bären nahe genug gekommen, ſo wirft e ehe das Thier ſeinen Angriff thut, mit groß Geſchicklichkeit ihm den Riemen um den Hal wickelt dieſen zu gleicher Zeit mehrmahl um d Sattel des Pferdes, und giebt dem Pferde d Sporn. Der ungeſchickte Bär iſt nicht verm gend ſo ſchnell zu folgen, beſonders da er ſic

nach der Schlinge greift, um sich los zu winden; er verwickelt sich, und wird daher erwürgt.

Sie sind übrigens große Liebhaber vom Trinken. Ihr Feste, die bey den Begräbnissen nicht ausgenommen, laufen stets darauf hinaus, sich mit Chica, einen aus gegohrnem Maiz erzeugten Getränk, der Sinne zu berauben und oftmahls mehrere Tage in solchem Zustande zu verharren. Auch bereiten sie ein Getränk aus der Wurzel des Manihot, fast auf eine eben so eckelhafte Weise als die Südsee-Insulaner ihre Kava. Die Weiber zerstampfen eine große Quantität Manihotwurzeln in hölzernen Trögen, Cotàna genannt, während daß Andre eben solche Wurzeln zerkauen. Den Speichel hievon geben sie in eigene hölzerne Schüsseln, und schütten dieses Flüssige zu jenen zerstampften Wurzeln. Dies Gemisch gähret drey Tage, und giebt ein süßlichsaures Getränk, das Jedem angenehm schmeckt, dem davor nicht eckelt. Das Vorrecht sich zu betrinken, ist aber eigentlich nur auf die Hausväter beschränkt. Dem Branntewein sind sie so sehr zugethan, daß die Arbeiter in den Minen oft in einem einzigen Tage ihr ganzes Wochenlohn vertrinken. In der Trunkenheit vertauschen sie oftmahls ihre Weiber, und was das schlimmste ist, sie schämen

sich dieser That nicht, selbst wenn die Beichtvä ter sie deßhalb, nachdem sie wieder nüchtern wor den, bestrafen. Ueberhaupt kennen sie keinen be sondern Unterschied zwischen Ehre und Schand äußern auch eine sehr große Gleichgültigkeit ge gen Todesstrafen. Ein Mulatte und ein Indie ner wurden beyde wegen eines Verbrechens zum Tode verdammt. Der Mulatte bezeugte groß Gemüthsunruhe und Reue gegen den ihn tröste den Geistlichen. Der Indianer blieb hingege durchaus ruhig, ja als der erste seine letzt Mahlzeit fast gänzlich unangerührt ließ, hatt man Mühe den Indianer zurückzuhalten, nich die Mahlzeiten für beyde zu verschlingen; auc starb er mit eben dieser Gleichgültigkeit.

Die Indianer, welche in den Städten leben zeigen übrigens mehr Gescheutheit als die Land leute: man nennt sie daher gewöhnlich die g e s c h e u t e n I n d i a n e r, Landinos; sie erler nen das Spanische schnell und zu Unterchirurge sind sie häufig sehr zweckmäßig angezogen.

Von diesen eigentlichen Peruanern weiche nun die Völkerschaften, die Bewohner der vaste Region, die zwischen der östlichen Bergkette de Andes und Brasilien fortläuft, in manchem Be tracht bedeutend ab. Es würde aber ein zu weit

künftiges Unternehmen seyn, hier die Verschiedenheiten dieser mannigfaltigen Völker einzeln durchzugehen, da ihre Anzahl, (Veigl giebt deren 50 an) durch die Nachrichten anderer Reisenden noch leicht um die Hälfte zu vermehren sinde.

Jener Missionär macht für die 50 Völker sieben Abtheilungen, nähmlich die Indianer, 1) am obern Maranon, sechs Völkerschaften; 2) am Pastazaflusse, fünfe; 3) am Huallaga, sechse; 4 am untern Maranon, eilf; 5) am Napo fünfe. Die Spanier fassen diese letztern unter dem allgemeinen Nahmen, Nation der Encallada zusammen. 6) Im Süden des Maranon, vierzehn, diese treten denn ziemlich tief gegen Tucuman hinab. 7) An der Nordseite des Maranon, gegen den Orinoko hin, drey.

Viele dieser Nationen stehen einander in ihrem Aeußern und in ihren Sitten, Gewohnheiten und Sprache sehr nahe, dahingegen andere, die in der unbedeutendsten Entfernung neben einander leben, durchaus von einander abweichen. Dieß scheint ein Beweis sonderbarer Völkerwanderungen, welche sich in unsern Zeiten bey weitem nicht mehr so häufig ereignen.

Wir heben hier nur einige der an Mann-

ſchaft zahlreich'en und ſonſt merkwürdig
ſer Nationen aus; ſie können zur Darſte
Sitten und der Lebensart Alle dienen.

Von Weſten nach Oſten fortzugehe
in der Natur des Laufes des großen S
und hier mögen die Völker der Pampa
cramento, alſo dem Maranon im Süde
ſchen dem Guallaga und dem Ukajali, de
machen.

Dieſe ſtark und gut gebaueten Bewol
Wälder, z. B. die Yurimaguas, die A
ferner die Panos, die Cocamas, die C
a. ſind in kleine Stämme oder Zünfte geth
werden von ihren eigenen Caziken regie
Farbe iſt minder dunkel als die der P
ſo daß, wenn nicht die Gewohnheit ſich
verley Farben oft auf das bunteſte anzume
ihnen herrſchte, ſie von den Europäern n
verſchieden ſeyn würden. Einige dieſer
haben ſchon den ſonderbaren Gebrauch, di
flach zu drücken, die freylich den Or
welche ſogleich vorkommen werden, ganz
ders eigen iſt.

Die Yurimaguas ein kriegeriſches Voll
bohren ſich den Kinn und den Naſen
um dünn goldene und ſilberne Gehänge

zu können, überdies zeichnen sie an ihre Glieder besonderbarsten Figuren. Bey weniger Bedeckung des Körpers, zieren sie dennoch die Arme und den Hals mit Ringen und Bändern von den Zähnen der erschlagnen Feinde, oder Thiere. Ueber der Schulter hängt dem Krieger der Köcher und in den Händen trägt er Bogen und Pfeil *). Die Weiber schneiden das Haar vorne rund, aber sie sind stolz auf langes Hinterhaar. Sonderbar ist es, daß die Weiber sich nur bedeckt tragen, dahingegen die Mädchen wie Eva einhergehen. Noch merkwürdiger ist aber die Gewohnheit der hier lebenden Panos-Indianer, nur allein die jungen Mädchen zu beschneiden (Veigl). Schrecklicher ist es hingegen, daß andere Stämme dieser Gegend die männlichen Kinder, welche das Unglück haben mit übelgestalteten Gliedmaaßen zur Welt zu kommen, sogleich tödten.

Sie leben in Monogamie, jedoch nehmen ihre Kaziken zuweilen zwey Weiber. Schon in sehr früher Jugend bewerben sich die Aeltern um die Braut für ihren Knaben, und zwar stets aus einer andern Familie. Diese beyden Kinder werden dann bis zur Mannbarkeit mit einander erzogen.

Ihre Religion nimmt eine Fortdauer nach dem

*) M. s. die Zeichnung. Tab. I. Fig. 2.

Tode an. Als ein Miſſionar einen Sterb
fragte, ob er wünſche in einer andern We
zuleben, erwiederte er, allerdings, den
werde er mit ſeinen Verwandten Manihot,
und Platanen ſpeiſen. Sie glauben es g
Tänze und Schlachten. Auch ſcheinen ihr
Blitze, Angriffe auf die Feinde, die M
aber, ſchöne Wandelplätze der Seelen z

Andere Nationen nehmen hingegen die
wandrung an. Die erſchlagenen Feinde
ſofort in bösartige wilde Thiere verwande
die Seelen der Caziken, der tapfern Krie
der treuen Weiber gehen vorzugsweiſe in
nen ſchätzbarſten Thierarten über, z. B. i
Tieger u. dgl.

Dieſe Nationen haben verſchiedene Sp
Die der Cocamas kommt mit der der we
lich wohnenden Omaguas überein, daß
iſt die der nicht ſehr weit von ihnen l
Yurimaguas gänzlich hievon verſchieden
eben ſo rauh als jene ſanft iſt.

Auch dieſe Völkerſchaften nehmen
Die zahlreichen Nationen, aus welchen
nos, Cocamas und Cocamillas entſprung
haben ſich beſonders durch unſere Kinder
bis auf 1500 Köpfe vermindert; und di

nen der Chamicuros und Aguanas gar bis auf 500. (Veigl.)

Wie wäre dieß auch zu bewundern, da mehrere dieser Völker noch daneben die entsetzliche Gewohnheit haben, ihre Kinder, selbst wenn sie mit völlig wohlgestalteten Gliedern zur Welt kommen, dennoch sogleich zu tödten? So berathschlagen sich die Cocamas bey der Geburt eines Kindes über dessen Leben oder Tod. Scheint das den Aeltern eine Last zu seyn, (wer sollte dieß in einem so milden Klima vermuthen?) so begraben sie es mit der Nachgeburt lebendig, es müßte sich denn einer unter ihnen finden, der es zuvor von der Erde aufnähme; in diesem Falle erziehen sie es mit aller Sorgfalt.

Einige dieser Nationen sind fast beständige Krieger. Ihre Dörfer sind daher festungsmäßig oder zur Vertheidigung eingerichtet. Sie bestehen aus mehreren großen Gebäuden, die in Form eines halben Mondes gelegen sind, dessen convexe Seite gegen den Wald kehrt. Das Ganze hat nur zwey Zugänge, wovon der eine sehr steil, der andere aber auf flachen Boden ausgeht. Wird nun einer der Eingänge überwältigt, so retten sie sich durch den andern in den Wald, theilen ihre Truppencorps in zwey Flügel, und vertheidigen den Platz

von neuem. Alles geschieht bey ihren Kriegen, wie bey den Wilden in Nordamerika, durch Ueberfall und durch ähnliche Grausamkeit gegen die Besiegten und Niedermetzeln der Gefangenen. Die Itucalis hauen den Feinden die Köpfe ab, kochen diese, ziehen ihnen die Haut ab, stopfen sie mit Stroh aus, trocknen sie durch Rauch und bilden dadurch gräßliche Masken. Sich selbst aber schlitzen sie, so wie sie den Erschlagenen die Köpfe abschneiden, die obersten Theile der Nasenhaut auf, und indem sie die Hülsen der Palmen (wahrscheinlich die jungen Scheiden der Blumen) hinein schieben, bringen sie dadurch Warzen hervor. Je mehr feindliche Köpfe sie bekommen, desto mehrere Warzen bilden sie auf die erwähnte Art; zuletzt erzeugt sich auf diese Weise von den Augenbraunen an bis zur Spitze der Nase hinab, eine sie schrecklich entstellende Aufgetriebenheit oder warzige Geschwulst.

Sie feyern ihre Siege durch eigene Feste, wobey sie ihre Waffen und ihre Masken oder ausgestopften Kopfhäute der Feinde mit sich führen. Hiebey spielen sie Angriffe gegen einander, welche oftmahls blutig ablaufen: schimpfen jene feindliche Masken, werfen ihnen ihre Feigheit vor, prahlen mit ihrer Tapferkeit und endigen das Kriegsfest mit Tanzen und Saufen.

Darin ſind ſie indeß den Huronen, Irokeſen und ähnlichen nördlichen Barbaren weit vorzuziehen, daß ſie die beym Leben erhaltenen Gefangenen äußerſt gutmüthig behandeln.

Auch iſt es merkwürdig daß dieſe Nationen, ob ſie ſich gleich auf ihren Jagden vergifteter Pfeile bedienen, niemahls von dergleichen gegen den Menſchen in ihren Kriegen Gebrauch machen.

Noch weſtlicher als die hier benannten Stämme, an der entgegengeſetzten Seite des Guallaga wohnen die Xeberos. Ihr Sitz ſtößt an die Cordilleren, in Norden aber an den Maranon und das Land wird von vielen beträchtlichen Strömen durchſchnitten, die ſich theils in den Huallaga, theils in den Maranon ergießen. Dieſe Nation, welche eine eigene Sprache redet, ſchätzt Veigl jetzt überhaupt nur noch auf 2000 Köpfe, da ſie vormahls außerordentlich zahlreich war.

Den Xeberos gegenüber an der Nordſeite des Maranon leben die Xibaros, vorzüglich zwiſchen dem St. Jago-Fluſſe oder vielmehr zwiſchen deſſen größern öſtlichen Arm, dem Paute und dem Morona. Da ſich Seitenzweige der Cordilleren in ihrem Lande zeigen, ſo dienen die Gebirge dieſer an ſich kriegeriſchen Nation zu einer bedeutenden Schutzwehr. Die Spanier drangen, weil ſie nicht

ohne Grund hier ergiebige Metalladern such
tief in dieß Gebiet, allein die tapferen Xiba
wurden endlich Meister, erschlugen ihre Un
drücker und zerstörten die dort angelegten Stä
Logrono, Zamora u. a. Zwar hat man es n
her mehrmalen versucht, sie von neuen zu bezu
gen, aber die natürliche Festigkeit des dabey
mehreren Flüssen durchschnittenen Landes,
der Haß gegen die Spanier, hat kaum selbst
Missionaren dort Eingang finden lassen. Nur
seit etwa zehn Jahren ist es dem Missionar
Muralos, (einer Nation am Pastaza-Flusse)
lungen sich die Freundschaft Einiger der wi
mißtrauischen Xibaros zu erwerben.

Die Missionare suchten sich hauptsächlich
fangs durch Geschenke von Eisengeräthe an
Caziken, bey solchen Völkern Eingang zu
schaffen. Die meisten dieser Nationen fühlen nä
lich den Vorzug der eisernen Werkzeuge vo
rem hölzernen und steinernen Ackerzeuge und
ten so lebhaft, daß sie hiefür fast alles anfop
Der deutsche Missionar Richter kannte in Lag
(diese Ortschaft liegt unweit der Einmündun
Guallaga-Flusses in den Maranon) einen J
ner, der zu dem dortigen Pater Superior
und ihm seinen Sohn zum Geschenk anbot, u

eine Axt geben wollte. Als dieser ihm vor-
ein Stück Eisen sey ja nicht mit einem
en zu vergleichen, antwortete jener ruhig:
, Buben kann ich zeugen so viel ich will,
keine Axt; sie ist mir nützlicher als ein
denn ich kann sie lebenslang gebrauchen."
bt man üben den Morona, so kommt man
n das Land der Nation, von welcher diese
ten in ihren gemeinschaftlichen Nahmen
, in das Land der Maynas. Auch diese
ls sehr zahlreiche Nation ist theils durch
ffen der Spanier, theils durch die ihnen
rten europäischen Krankheiten außerordent-
chmolzen; doch findet man noch hin und
einzelne wilde Stämme der Maynas in den
ngen. Die Missionare hätten bey ihnen
ffern Eingang gefunden, wenn die Maynas
e nicht so äußerst rauh und schwer wäre.
sind ziemlich hellgefärbte gesunde Men-
bey denen man fast nie mißgestaltete In-
n oder auch Kröpfe findet, ein Fehler,
bey den, den Gebirgen von Quito näher
den Nationen, nicht selten äußert. Ihre Klei-
t ein langer sackähnlicher Rock, aus einem
n Stücke; nur für den Kopf und für die Ar-
darin Oeffnungen gelassen. Der Zeug da-

zu aber wird von ihnen selbst verfer
ses Tuch, Catschibango genannt, ist
Häutchen gewisser Palmzweige. Sie
sauber abzuziehen, trocknen es in d
und geben ihm verschiedene Farben. E
hen es so ungesponnen zusammen zu kni
ein Ganzes daraus zu machen; die da
fertigten Kleidungsstücke haben, als ei
big gestreiftes Tuch, kein übeles An
sind daneben dicht und sehr brauchbar.
werben sich die übrigen Nationen sehr
Zeuge; denn bey der unglaublichen
Musquitos und anderer Stechfliegen d
genden, sind sie für Zelte und Zelth
außerordentlichem Werthe. Diese Kleid
indeß nur den Männern; das andere
hat außer einem kleinen Tuche um die
weiter keine Bedeckung. Ueberhaupt ist
den Maynas der Zustand der Frau
traurig. Selbst in dem schwächlichsten
z. B. gleich nach dem Kindbette sieht
harte Feldarbeiten verrichten; mit den
bornen Kinde auf den Rücken gebunde
ten sie vom Morgen bis zum Abend
Speise und Trank. Veigl sahe sie in sol
stande mit schweren Bündeln Holz

Wurzeln oder Platanen auf dem Kopfe, Abends zu Hause kommen.

Die Maynas leben zwar, wie die meisten übrigen Indianer, hauptsächlich von den beyden oben benannten Pflanzen; doch genießen sie auch häufig die Charapas oder Schildkröten, so wie auch das Fleisch der Fische auf Hürden halb gebraten, oder oft nur unter glühende Asche gedeckt. Feuer machen sie, wann die Missionare sie nicht anders mit Stahl versehen haben, nach Art der meisten Indianer, durch Aneinanderreiben zweyer Hölzer, und hiebey dienen ihnen die Nester gewisser Ameisen statt des Zunders.

Unter den ihnen zur Speise dienenden Fischen nennt Veigl gleichfalls den Zitteraal (Gymnotus Electricus). Er verdient als eine Merkwürdigkeit der Gewässer von Süd-Amerika unsere besondre Aufmerksamkeit. Die Eigenschaft, vermöge welcher dieß Thier willkührlich einen der Leidenschen oder Kleistischen (elektrischen) Flasche völlig gleichen Schlag austheilen kann, ward zuerst auf Cayenne, (hier findet er sich gleichfalls häufig) von jenem berühmten Richter im Jahr 1671. entdeckt, der uns die ersten entscheidenden Erfahrungen über die Verkürzung und Verlängerung des Pendels unter den ver-

schiedenen geogr. Breiten lieferte. Der Hol
der van Berkel machte den Zitteraal 1689
nauer bekannt, und in jenen Zeiten, wo
in der Lehre der Elektricität noch sehr zu
stand, wo selbst die Ladung der Kleistischen
sche gänzlich unbekannt war, mußte dieser Z
für ein ganz unerhörtes Phänomen gelten.

Nachmahls lieferten Schilling, besonl
Williamson und Walsh viele Experimente i
die elektrische oder galvanische Kraft di
Thiers; der berühmte Hunter aber gab de
Anatomie. Die neuesten vorzüglichsten Versi
hierüber verdanken wir abermahls unsern
Humbold. Er verglich sie zugleich mit den ä
lichen Phänomenen, welche der Zitterro.
(Raja Torpedo L.) hervorbringt, ein Thier
die Meere des wärmern Europa, so wie
ostindischen bewohnt, und dessen betäubende K
bereits Aristoteles kannte.

Der Zitteraal sowohl als der Zitterrochen
so sehr auch ihre Gestalt von einander versc
den ist, haben doch die sonderbare Einricht
mit einander, daß die Natur sie mit eigen
andern Fischen selbst von demselben Geschle

*) Man sehe Tab. II. Fig. 4.

fehlenden, Werkzeugen ausgerüſtet hat, wodurch ſie dieſe elektriſche Entladung hervor bringen, und andere Thiere dadurch gewaltſam erſchüttern, ja ſelbſt tödten können. Die dieſe Kraft erzeugenden Werkzeuge liegen am Zitterrochen (R. Torpedo) zu beyden Seiten der Hirnſchale und der Kiefern, und laufen von da bis zu den halbmondförmigen Knorpeln der großen Seitenfloßfedern. Sie beſtehen aus vielen 100 ſtarken, ſenkrechten Säulen oder fünf- und ſechseckigten Prismen, in deren Zwiſchenräumen eine Flüſſigkeit enthalten zu ſeyn ſcheint, und die von vielen Blutgefäßen, aber von einer noch weit größern Anzahl von Nerven durchflochten ſind.

Da der Körperbau des elektriſchen Aals (Gymnotus El.) gänzlich von dem des elektriſchen Rochens verſchieden iſt, ſo haben freylich die Erſchütterungswerkzeuge des in die Länge geſtreckten Aals eine Lage, die, dieſem angemeſſen, faſt der ganzen Länge des Körpers folgt, und ſelbſt eben daher auch den Schwanz mit einnehmen; allein auch ſie haben wie bey dem Rochen, bedeutende Zwiſchenräume, und enthalten, worauf wohl am meiſten zu ſehen iſt, außer den Blutgefäßen eine ganz außerordentliche Menge

i, welche aus dem Rückenmarke

kungen, welche beyde Thierarten
:kzeugen hervorbringen, sind dann
:dentlich, als bis jetzt unerklärt.
che geben nach ihrer Willkühr,
mittelbar berührt, einen Schlag,
e der Explosion der Kleistischen
ist. Der Schlag des Krampfro-
Humbold, ist durchdringender,
schmerzhafter als die elektrische
Kraft des Zitterrochens scheint
aupt genommen minder zu seyn;
teten schon die Alten, daß er da-
e, die ihm zur Nahrung dienen
he, sondern oftmahls tödte.
g eines frischgefangenen kraftvol-
ist fürchterlich, ja von unbegreif-
die größten dieser Fische halten
ge. Als Bonpland und v. Hum-
1800 in den Sümpfen von Bera,
amerikanischen Steppen von Ca-
rovinz Venezuela (8° 56′ n. Br.)
en, wurden in wenigen Minuten
durch sie getödtet. Der Gymno-
er längs dem Bauche des Pfer-

ngeleitet, alle edlere Theile, Herz und
inalnerven zugleich. Dieſe Pferde hatte
in den Sumpf gejagt, um den Zitteraal
das Geräuſch zu zwingen, ſich dem Ufer
ähern. Daß aber dieſe Exploſion keine noth-
ige Folge der Berührung des Fiſches iſt,
ern der Schlag lediglich von dem Willen des
hes abhängt, erhellt daraus, daß man den
ch oftmahls ſelbſt mit beyden Händen angrei-
und reitzen kann, ohne die mindeſte Erſchüt-
ung zu empfinden.

Williamſons Verſuche mit andern dem Zit-
raal zugeſellten Fiſchen beweiſen noch beſtimm-
r, wie ſehr das Thier die Erſchütterung in
einer Macht habe, und ſie zu ſeinem Vortheile
n gebrauchen verſtehe. Die kleinen Fiſche, wel-
he er in das Waſſerbehältniß des Gymnotus
etzte, wurden ſofort von ihm durch einen Schlag
etödtet und verſchlungen.

Auf einen großen Katzen-Wels (Silurus
Catas L.) der gleichfalls hineingeſetzt ward,
chwamm der Gymnotus zu, ſah ihn feurig an,
ab ihm einen ſtarken elektriſchen Stoß, (Willi-
mſon fühlte den Stoß ſelbſt, da er die Hand
ährend der Zeit im Waſſer hielte,) wodurch
ch der Wels ſofort auf den Rücken legte; und

da der Wels selbst hiedurch noch nicht
schien, so kehrte der Gymnotus zurück
eine zweyte noch stärkere Erschütterung.

Der Gymnotus kann den Schla
len, ohne sich äußerlich dabey zu bewe
gegen bewegt der Zitterrochen jedes
Brustflossen, so oft er die elektrische
rung gibt.

Ich habe, sagt v. Humbold, den
in Händen gehabt, und indem er sich
visch krümmte, um sich mir zu en
fühlte ich keine Erschütterung. Dasselb
dann gab wenige Minuten darauf die
Schläge, ohne die äußere Lage seines
zu verändern.

Berührte Williamson den Zitterra
nen Draht oder metallenen Stift, so
den Schlag; dagegen erhielt er keine
rung, wenn er ihn mit Siegellack,
Seide berührte.

Kurz wie bey der Elektricität gabe
tenden Körper (conductores) den Sch
Nichtleiter aber nicht. Beym Zitterroch
dieß, nach Hrn. v. Humbold, eine b
Ausnahme. Berührt man, sagt er, di
mittelst einer metallenen Spitze, so

n, isolirt oder nicht isolirt, nie die geringste schütterung. Eben so wenig fühlt man dieselbe, wenn man den Fisch auf eine metallene Platte d diese auf die linke Hand legt. Berührt man er in diesem letztern Falle die obere Fläche der ktrischen Organe zugleich mit der rechten and, so empfindet man, trotz der metallenen latte, den Schlag in beyden Händen. Der itteraal gab hingegen durch Metall berührt den chlag.

Eine Reihe oder Kette von Menschen erlt, wie bey der Leidenschen Flasche, den Schlag rchgehends, wenn einer derselben den Fisch behrt. Auch findet dieß, wie bey der Elektricität tt, wenn die Kette durch Wasser unterbroen wird. Wird hingegen die Kette durch die amme eines Lichts unterbrochen, so erfolgt kei Erschütterung, weder bey dem Rochen noch y dem Aal.

Weder beym Zitterrochen noch beym Zitaal, wird das feinste Elektrometer durch ihre ktrischen Organe afficiert, selbst nicht wenn r Condensator vermittelst eines Metallfadens it dem isolirten Fische in Verbindung gesetzt ird.

Schilling behauptete entdeckt zu haben, daß

der Magnet auf den Zitteraal beträchtlich
ja ihn oft seiner Kraft beraube. Ing
machte deßhalb eigene Versuche, fand ab
Gegentheil. Ueberhaupt scheint vieles,
bey dem Galvanismus, hier noch sehr b
doch sind wohl stets die Nerven die Hau
ne der animalischen Elektricität. Auch m
besondere Anstrengung oder ein besonderer
bey mehreren Thierarten dieses Fluidum
Bewegung setzen oder vielmehr sichtbar
lassen, woselbst man es gar nicht verm
Ich erinnere mich bestimmt, gelesen zu
daß als Jemand eine Hausmaus bey dem S
ze so hielt, daß der Kopf lothrecht hera
und das geängstete Thierchen sich aufs ä
anstrengte, sich in die Höhe zu werfen, d
ge, welcher sie hielt, einen wahren elekt
Stoß in seinen Fingern und der ganzen
fühlte.

Außer den beyden hier erwähnten
kennen wir jetzt noch drey Andere, die da
falls mit dieser Kraft ausgerüstet sind. De
ist ein Wels (Silurus Electricus) den Fors
Nil entdeckte. Der zweyte ist ein Stache
(Tetrodon Electricus) ein englischer Schif
tain entdeckte ihn in der Höhlung eines

n Meer, unweit der Inſel St. Jouan, bey er (afrikaniſchen) Küſte Zanguebar; er erhielt ey deſſen Fange einen beträchtlichen Schlag. Der dritte iſt ein Riemfiſch (Trichiurus Electricus) us Oſtindien. Nieuhof hat zuerſt dieſe Eigenhaft in ſeinen Reiſen durch Oſtindien angemerkt, nd den Fiſch gut gezeichnet. Wie viele mit ähnher Kraft begabte Thierarten mag der Ocean och enthalten!

Es iſt aber höchſt merkwürdig, daß gerade hiere in einem Elemente, welches als ein vorüglicher Leiter, dem Zuſammenhalten der künſtchen Elektricität ſo ſehr ungünſtig iſt, dieſe Eienſchaft äußern. Auch darf man es mit Recht ewundern, wie die Natur die benannten Fiſche urch dieſe Kraft ausgerüſtet hat, nicht nur um ch zu vertheidigen, ſondern auch dadurch ihre eute zur Nahrung zu erjagen.

Nach der Auseinanderſetzung dieſes Naturhänomens, kehren wir nun zu den Maynas und en noch übrigen Völkern zurück.

Sie ſind nicht ohne Fähigkeit zur Nachahmung. Sie erlernen leicht fremde Sprachen und Handwerke; zeigen auch vorzügliche Geſchicklichkeit in Handarbeiten verſchiedener Art. Dieß beweiſen unter andern die trefflichen Körbe, wel-

che sie aus den Bejucos (Lianen) so gen
flechten verstehen, daß da sie völlig wasse
sind, die Spanier sie selbst zu Reisekoffern ge
chen. Sie verfertigen Hamaks, Hängebetten
eben so großer Leichtigkeit als Dauer, i
jenen heißen Ländern, besonders auf A
von ganz vorzüglichem Nutzen sind. Sie
aus mehreren Baumrinden Umhänge, die
nur die Moskiten, sondern selbst die dort
fährlichen blutsaugenden Fledermäuse, die
pyren (Vespertilio Vampyrus L.) zu Nacht
halten.

Ebenfalls ist ihre Art das Wild durch
röhre zu erlegen künstlich und äußerst zweckm
Die Blasröhren selbst werden nur mit
Mühe und Kunst aus einer sehr harten Hol
Chonta (Tschonta) einer Palmart, ausgel
Das Gift, wodurch die abzuschießenden, d
getunkten Pfeile, tödtlich werden, erfordert
eine wahre pharmaceutische Zubereitung.
Nation ist darin geschickter als die weiter
Osten wohnenden Pevas und die Ticunnas.
Recept zu diesem Gifte besteht fast wie
Theriak aus 30 verschiedenen Kräutern
Säften; und sie sind hierin so gewissen
daß sie auch nie ein einziges Ingredienz ausl

wi

welches ihnen das Recept ihrer Ahnherren vorgeschrieben hatte.

Dieses Gift ist aber nicht nur sofort tödtlich, seine Kraft dauert mehrere Jahre hindurch. Condamine tödtete mit den 14 Monate zuvor von den Tieunnas erhaltenen Gifte in Leyden, in Gegenwart dreyer berühmter Physiker und Aerzte, Muschenbroek, Albinus und Van Swieten, eine Henne. Er ritzte sie mit einem solchen Pfeil nur unter den Flügeln, und sie starb nach 6 Minuten, ungeachtet man dem Thiere Zucker eingab, welches doch in Amerika selbst für ein Gegengift gehalten wird. Frisch aufgestrichen, tödtet das Gift in einer Minute.

Veigl behauptet indeß aus eigener Erfahrung zu wissen, daß die Ausdünstung von Crocodillen und besonders von Schildkröten dem Gifte seine tödtende Kraft benehme. Auch hüten die Indianer sich sehr, daß sich dem Gefäße, worin sie das Gift aufbewahrt halten, keine Schildkröte nähere. Uebrigens ist das mit diesem Gifte getödtete Wild auf keine Weise weiter schädlich; selbst wenn der Pfeil noch in dem Thiere steckt, wird das Fleisch ohne alle böse Folgen gegessen. Das Gift wirkt, wie mehrere

Gifte nur allein dann, wenn es sich mit
Blut vermischt.

Die Indianer ziehen aber diese Jagdm
[illegible] Schießgewehr weit vor. „Euer
[illegible] die Pinches dem Pater Zep
[illegible] zwar einen großen Knall, abe
[illegible] Nutzen. Ein Jäger kann nur ein
[illegible] Stück Wild aus einem ganzen
[illegible] denn der erste Schuß jagt alle
[illegible] Thiere aus einander; dabey geht kein
[illegible] Zeit zur neuen Ladung verlo
[illegible] wir so viele S
[illegible] dieß macht kein Geräusch,
[illegible] Thiere entfliehen nicht bey
[illegible] Thieres.“

[illegible] Eigenschaften komme
[illegible] mit den andern Völkersch
[illegible] Sie sind sorglos, träge
[illegible] die Missionare bey ihnen
[illegible] einige ihrer Stä
[illegible] zu braten und zu verze
[illegible] dieß nur auf
[illegible] die Leichen de
[illegible] aus den Hirnschädeln
[illegible] begraben sie ihre Tod
[illegible] mit Weinen und He

die Wittwen schneiden wohl gar ihr schwarzes ges Hinterhaar, worauf sie so stolz sind, als chen der innigsten Trauer ab.

Es herrschen bey ihnen einige besondere rankheiten. Hiezu gehört vorzüglich eine Art r böser großer Beulen, Cuchippe genannt, die t selbst bey den besten Mitteln, welche man da- gen anwendet, fünf ja sieben Jahre dauern. rner ist der Vitscho eine äußerst gefährliche rankheit. Nach großen Beängstigungen, heftig- n Kopfschmerzen und schmerzhaftesten Krämp- n in der Gegend des Nabels und des Magens, olgt ein starkes Erbrechen mit Durchlauf von ner grünlichen Materie. Ohne schnelle Hülfe ast diese, wahrscheinlich galligte, Krankheit den ärksten Mann in drey bis vier Tagen hinweg.

Unsere Kinderblattern haben dann gleichfalls unter den Maynas große Verwüstungen ange- richtet; nur erst durch die von den Missionaren it 1762 dort eingeführte Inoculation ist dieser Verlust beträchtlich gemindert.

Ueberhaupt haben die Missionare, besonders ie Jesuiten, um diese wilden, elenden Völker- haften große Verdienste. Denn selbst, wollte an die ihnen zugeführten Ceremonien der rö- ischen Kirche nicht so hoch anrechnen, als sie

es doch bey solchen, nur durch das Si
gewinnenden Menschen, wirklich verdi
darf man ihnen doch den Werth nicht a
die Indianer mehr civilisirt, sie von
ihrer grausamen Gebräuche entwöhnt
Sie führten ihnen unsere Handwerke
sonders einen regelmäßigen Ackerbau
verwandelten ihr wildes, umherstreife
Nation selöst aufreibendes Jägerleben i
higeres, an einzelne fruchtbare Landstri
tes Leben, wodurch die Menschen sicher
und länger ihr Daseyn genießen. Sie n
sowohl gegen die Krankheiten in Sc
auch selbst oftmahls gegen den Druck ihr
herren.

Diese Völker werden nähmlich unte
gemeinen Oberherrschaft des spanischer
nigs von Peru regiert durch einen Gou
ferner durch Alcaden und Dorfrich
Schulzen. Beyde letztere sind gewöhnlich
ander von ihrer eigenen Nation. Di
nare stehen oder standen wenigstens so
zur Seite, und hatten auf Befehl d
schen Gouvernements eine Art Oberau
jene.

Nichts ist mehr zu wünschen, als

bey den Indianern auch allmählig
Schauder erregenden Gewohnheiten.
rdrücken mögen, die sogar die Nach-
t verkrüppeln Hieher gehört z. B.
nn der Yamaos, bey ihren Kindern
torpel gänzlich h rauszulösen, so daß
at in der Mitte übrig bleibt. Dane-
ohren sie die Ohrlappen, stecken Höl-
hinein, die sie nach und nach so sehr
, daß endlich die Ohrlappen bis auf
iern herabgezogen werden!
gräßlich nun auch diese Verunglimpfun-
lenschlichen Körpers für die Fremden
betreffen sie indeß nur minder edle Thei-
sollte es aber vermuthen, daß man es
ürfte, selbst das Gehirn, den Sitz aller
besorgane, beträchtlich zu verunstalten!
ß ist vorzüglich der Fall bey den Omaguas,
uf Peruanisch, die Großköpfe, bey den
liesen aus gleichem Grunde im Brasilian-
Cambeva genannt; Condamine übersetzt
tere Wort durch Plattköpfe, und dieß scheint
Sache selbst angemessener zu seyn. Diese
schaft, welche vormahls südlicher wohnte;
t jetzt hauptsächlich den Landstrich längst
nördlichen Küsten des Maranon ein; die

zwischen den Flüssen Tigre und Napo liegen
gränzen sie an die Naponer.

Jene Verunstaltung des Kopfes wird
bey den Omaguas auf folgende Weise bew
Sie wickeln den Vorderkopf, die Stirn des
gebornen Kindes, in Baumwolle, und legen
auf ein kleines viereckiges Brett. Ein ähnli
Brett legen sie an den Hinterkopf (occiput),
hen sodann beyde Bretter vermittelst eigener Str
nach und nach, so sehr zusammen, daß der T
des Gesichts so wie das Hinterhaupt flach, u
hin breiter wird; da dann der ganze Kopf dur
das Heraustreiben dieser Theile eine zugespitz
Form annimmt. Sie halten sich durch die
scheußliche Verunstaltung schön, denn, sagen si
wir gleichen dem Vollmond.

Wenn man bedenkt, wie allgemein die Thei
le des Gehirns hiedurch verschoben, theils a
einander gepreßt, theils aus einander gesetzt wer
den, so bewundert man mit Recht die Dauer
haftigkeit der Menschlichen Natur; ja man könn
te hieraus einen Beweis mehr ziehen, daß fast
unmöglich alles auf das Materielle, auf das Or
gan und auf dessen Bildung ankomme. Denn die
Omaguas sind nicht dummer als andere Indianer,
wenn gleich ihr Kopf zugespitzter und ihr Hin

kopf breit gedrückt iſt, der doch wie man
aubt, die weſentlichſten Werkzeuge aller Sinne,
n Zuſammenfluß der Nerven und nach Einigen
n Sitz der Denkkraft ſelbſt enthält. Vielmehr
rechen die ſo eben angeführten Geſchicklichkei-
it für die Fähigkeit dieſes Volks.

Dieß zeiget auch der Bau ihrer Fahrzeuge
ber Canoes, beſonders der Bau der größern.
Sie bilden ſie vorzüglich aus den trefflichen Ce-
ern, die am Ukagale wachſen. Dieſe werden
nen häufig gleichſam vor ihre Thür geſchwemmt,
enn die gewaltigen Fluthen bey Ueberſchwem-
ung große mit Cedern bewachſene Erdſtriche
it ſich fortreißen. Die Omaguas wählen darum
r ſo anſehnliche Bäume, um aus einem einzi-
n Stamme Canoes von 17 Ellen zimmern zu
unen. Dieſe großen Fahrzeuge tragen 13 Men-
ſchen, und haben eigene, von Blättern geflo-
ne Schutzdächer. Nur von der Mechanik, die
e Natur lehrt, geleitet, heben und rollen ſie
eſe erſtaunlichen Holzmaſſen vermittelſt ſtarker
ebel und Stricke von Lianen, nach jeder Rich-
ng hin; und es iſt dann kein unbedeutendes
chauſpiel, Männer, Weiber und ſelbſt Kinder
ebey ihre Kräfte ſo geſchent anwenden und ver-
eilen zu ſehen, daß dieſe Laſt nach ihrer Will-

kühr durch dicht bewachsene Wälder zu dem Orte ihre Bestimmung geführt wird. Ein großer Theil des Weges, der oft eine halbe Meile beträgt, wird zuweilen mit Walzen belegt, die wiederum an den schwierigsten Plätzen mit glatten Baumrinden bedeckt werden. (Beigl.)

Ebenfalls sind es diese Plattköpfe, die Omaguas, denen wir besonders die Belehrung über den Nutzen des elastischen Harzes (Caoutchou) *) verdanken. Sie haben hiebey noch die sonderbare Gewohnheit, bey ihren Gastmählern zu Ausgange des Schmauses jeden Gast vermittelst des aus diesem Harze verfertigten Sprützen anzufeuchten; es ist dieß gleichsam ihr Abschiedscompliment.

Noch eine andere sonderbare Gewohnheit findet bey ihnen statt. Sie bedienen sich, als Schnupftaback der trocknen zerriebenen Blätter eines Baumes, Gurupa genannt, sowohl um zu nießen, als auch, wie sie behaupten, um ihren Geist aufzuheitern. Diesen Taback ziehen sie in beyde Nasenlöcher zu gleicher gleicher Zeit, vermittelst einer Röhre von Cautchou, die wie ein Ypsilon (Y) gestaltet ist. Die beyden in eins

*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang.

zusammen laufenden Röhre, werden jede in ein Nasenloch gesteckt, und der unter Stamm, den sie mit Taback füllen, treibt zusammengedrückt vermöge seiner Elasticität den Taback in die Höhe.

Auf die Omaguas folgen dann die zu beyden Seiten des Napo wohnenden Nationen. Sie machen die letztern Indianern gegen Osten unter spanischer Herrschaft. Auch diese theilen sie in viele Stämme, sechse derselben, die Abichiras, Anguteres, Cunchies, Yeahuetes und Papaguas begreifen die Spanier mit einander unter den Nahmen der Encellada-Nation. Daß auch sie sich mit Halsschmuck von Thierzähnen, so wie durch einen gelblichen widrigen Anstrich zieren, ist ihnen mit vielen andern Indiern gemein; aber sie zeichnen sich noch hiebey dadurch aus, daß einige dieser Stämme auf diesen frischen Anstrich lockere Baumwolle wie Pflaumfedern aufkleben. Auch verstehen sie die Rinde des Baums Jantschama durch Klopfen so treflich zu bereiten, daß sie dem schönsten gegerbten Leder gleich kommt. Sie wird durch Waschen schneeweiß; läßt sich, so lange sie noch frucht, nach Belieben ausdehnen, und gleicht dem schönsten feinsten Gewebe.

che sie aus den Bejucos (Lianen) so genau zu flechten verstehen, daß da sie völlig wasserdicht sind, die Spanier sie selbst zu Reisekoffern gebrauchen. Sie verfertigen Hamaks, Hängebetten, von eben so großer Leichtigkeit als Dauer, die in jenen heißen Ländern, besonders auf Reisen, von ganz vorzüglichem Nutzen sind. Sie weben aus mehreren Baumrinden Umhänge, die nicht nur die Moskiten, sondern selbst die dort so gefährlichen blutsaugenden Fledermäuse, die Vompyren (Vespertilio Vampyrus L.) zu Nachts abhalten.

Ebenfalls ist ihre Art das Wild durch Blasröhre zu erlegen künstlich und äußerst zweckmäßig. Die Blasröhren selbst werden nur mit vieler Mühe und Kunst aus einer sehr harten Holzart, Chonta (Tschonta) einer Palmart, ausgehöhlt. Das Gift, wodurch die abzuschießenden, darein getunkten Pfeile, tödtlich werden, erfordert aber eine wahre pharmaceutische Zubereitung. Keine Nation ist darin geschickter als die weiter nach Osten wohnenden Pevas und die Ticunnas. Ihr Recept zu diesem Gifte besteht fast wie unser Theriak aus 30 verschiedenen Kräutern und Säften; und sie sind hierin so gewissenhaft, daß sie auch nie ein einziges Ingredienz auslassen, wel-

welches ihnen das Recept ihrer Ahnherren vorgeschrieben hatte.

Dieses Gift ist aber nicht nur sofort tödtlich, seine Kraft dauert mehrere Jahre hindurch. Condamine tödtete mit den 14 Monate zuvor von den Ticunnas erhaltenen Gifte in Leyden, in Gegenwart dreyer berühmter Physiker und Aerzte, Ruschenbroek, Albinus und Van Swieten, eine Henne. Er ritzte sie mit einem solchen Pfeil nur unter den Flügeln, und sie starb nach 6 Minuten, ungeachtet man dem Thiere Zucker eingab, welches doch in Amerika selbst für ein Gegengift gehalten wird. Frisch aufgestrichen, tödtet das Gift in einer Minute.

Veigl behauptet indeß aus eigener Erfahrung zu wissen, daß die Ausdünstung von Crocodillen und besonders von Schildkröten dem Gifte seine tödtende Kraft benehme. Auch hüten die Indianer sich sehr, daß sich dem Gefäße, worin sie das Gift aufbewahrt halten, keine Schildkröte nähere. Uebrigens ist das mit diesem Gifte getödtete Wild auf keine Weise weiter schädlich; selbst wenn der Pfeil noch in dem Thiere steckt, wird das Fleisch ohne alle böse Folgen gegessen. Das Gift wirkt, wie mehrere

Gifte, nur allein dann, wenn es sich mit dem Blute vermischt.

Die Indianer ziehen aber diese Jagdmethode unserm Schießgewehr weit vor. „Euer Gewehr „schütz, sagten die Pinches dem Pater Zephiris, „verursacht zwar einen großen Knall, aber mit „geringem Nutzen. Ein Jäger kann nur ein einziges Stück Wild aus einem ganzen Rudel „schießen, denn der erste Schuß jagt alle übrigen Thiere aus einander; dabey geht keine unbedeutende Zeit zur neuen Ladung verlohren. „Mit dem Blasrohre tödten wir so viele Stücke, „wie wir wollen, dieß macht kein Geräusch, und „die übrigen Thiere entfliehen nicht bey dem „Tode des angeschossenen Thieres."

In ihren übrigen Eigenschaften kommen die Maynas freylich mit den andern Völkerschaften ziemlich überein. Sie sind sorglos, träge und oft grausam. Ehe die Missionare bey ihnen Eingang erhielten, pflegten einige ihrer Stämme, ihre eigenen Todten zu braten und zu verzehren. Bey andern beschränkte sich dieß nur auf ihre Feinde; sie verbrannten nur die Leichen der Ihrigen, und machten aus den Hirnschädeln Trinkgeschirre. Anjetzt begraben sie ihre Todten; beklagen sie aber lange mit Weinen und Heulen,

die Wittwen schneiden wohl gar ihr schwarzes ges Hinterhaar, worauf sie so stolz sind, als chen der innigsten Trauer ab.

Es herrschen bey ihnen einige besondere rankheiten. Hiezu gehört vorzüglich eine Art hr böser großer Beulen, Cuchippe genannt, die t selbst bey den besten Mitteln, welche man da= gen anwendet, fünf ja sieben Jahre dauern. erner ist der Bitscho eine äußerst gefährliche euche. Nach großen Beängstigungen, heftig= en Kopfschmerzen und schmerzhaftesten Krämp= en in der Gegend des Nabels und des Magens, folgt ein starkes Erbrechen mit Durchlauf von ner grünlichen Materie. Ohne schnelle Hülfe fft diese, wahrscheinlich galligte, Krankheit den rksten Mann in drey bis vier Tagen hinweg.

Unsere Kinderblattern haben dann gleichfalls ter den Maynas große Verwüstungen angec= chtet; nur erst durch die von den Missionaren it 1762 dort eingeführte Inoculation ist dieser erlust beträchtlich gemindert.

Ueberhaupt haben die Missionare, besonders e Jesuiten, um diese wilden, elenden Völkerjaften große Verdienste. Denn selbst, wollte an die ihnen zugeführten Ceremonien der röischen Kirche nicht so hoch anrechnen, als sie

es doch bey ſolchen, nur durch das Sinn
gewinnenden Menſchen, wirklich verdie
darf man ihnen doch den Werth nicht abſ
die Indianer mehr civiliſirt, ſie von
ihrer grauſamen Gebräuche entwöhnt zu
Sie führten ihnen unſere Handwerke
ſonders einen regelmäßigen Ackerbau
verwandelten ihr wildes, umherſtreifend
Nation ſelöſt aufreibendes Jägerleben in
higeres, an einzelne fruchtbare Landſtrich
tes Leben, wodurch die Menſchen ſicherer
und länger ihr Daſeyn genießen. Sie ne
ſowohl gegen die Krankheiten in Schr
auch ſelbſt oftmahls gegen den Druck ihre
herren.

Dieſe Völker werden nähmlich unter
gemeinen Oberherrſchaft des ſpaniſchen
nigs von Peru regiert durch einen Gouv
ferner durch Alcaden und Dorfrichte
Schulzen. Beyde letztere ſind gewöhnlich
ander von ihrer eigenen Nation. Die
nare ſtehen oder ſtanden wenigſtens ſonſ
zur Seite, und hatten auf Befehl des
ſchen Gouvernements eine Art Oberauff
jene.

Nichts iſt mehr zu wünſchen, als d

guten Väter bey den Indianern auch allmählig die übrigen Schauder erregenden Gewohnheiten gänzlich unterdrücken mögen, die sogar die Nachkommenschaft verkrüppeln. Hieher gehört z. B. der Wahnsinn der Yamaos, bey ihren Kindern den Nasenknorpel gänzlich herauszulösen, so daß nur die Haut in der Mitte übrig bleibt. Daneben durchbohren sie die Ohrlappen, stecken Hölzer, Keile hinein, die sie nach und nach so sehr vergrößern, daß endlich die Ohrlappen bis auf die Schultern herabgezogen werden!

So gräßlich nun auch diese Verunglimpfungen des menschlichen Körpers für die Fremden sind, so betreffen sie indeß nur minder edle Theile. Wer sollte es aber vermuthen, daß man es wagen dürfte, selbst das Gehirn, den Sitz aller Verstandesorgane, beträchtlich zu verunstalten!

Dieß ist vorzüglich der Fall bey den Omaguas, d. h. auf Peruanisch, die Großköpfe, bey den Portugiesen aus gleichem Grunde im Brasilianischen Cambeva genannt; Condamine übersetzt das letztere Wort durch Plattköpfe, und dieß scheint der Sache selbst angemessener zu seyn. Diese Völkerschaft, welche vormahls südlicher wohnte; nimmt jetzt hauptsächlich den Landstrich längst den nördlichen Küsten des Maronen ein, die

kühr durch dicht bewachsene Wälder zu dem O
ihre Bestimmung geführt wird. Ein großer Th
des Weges, der oft eine halbe Meile betrà
wird zuweilen mit Walzen belegt, die wieder
an den schwierigsten Plätzen mit glatten Bau
rinden bedeckt werden. (Beigl.)

Ebenfalls sind es diese Plattköpfe, die Omagu
denen wir besonders die Belehrung über d
Nutzen des elastischen Harzes (Caoutchou)
verdanken. Sie haben hiebey noch die sonderb
Gewohnheit, bey ihren Gastmählern zu A
gange des Schmauses jeden Gast vermittelst
aus diesem Harze verfertigten Sprützen an
feuchten; es ist dieß gleichsam ihr Abschie
compliment.

Noch eine andere sonderbare Gewohnh
findet bey ihnen statt. Sie bedienen sich,
Schnupftaback der trocknen zerriebenen Blät
eines Baumes, Gurupa genannt, sowohl um
nießen, als auch, wie sie behaupten, um ihr
Geist aufzuheitern. Diesen Taback ziehen
in beyde Nasenlöcher zu gleicher gleicher Zei
vermittelst einer Röhre von Cautchou, die u
ein Ypsilon (Y) gestaltet ist. Die beyden in ei

*) M. s. den vorhergehenden Jahrgang.

zusammen laufenden Röhre, werden jede in ein Nasenloch gesteckt, und der unter Stamm, den sie mit Taback füllen, treibt zusammengedrückt vermöge seiner Elasticität den Taback in die Höhe.

Auf die Omaguas folgen dann die zu beyden Seiten des Napo wohnenden Nationen. Sie machen die letztern Indianern gegen Osten unter spanischer Herrschaft. Auch diese theilen sie in viele Stämme, sechse derselben, die Abichiras, Anguteres, Cunchies, Yeahuetes und Papaguas begreifen die Spanier mit einander unter den Nahmen der Encellada-Nation. Daß auch sie sich mit Halsschmuck von Thierzähnen, so wie durch einen gelblichen widrigen Anstrich zieren, mit ihnen mit vielen andern Indiern gemein; aber sie zeichnen sich noch hiebey dadurch aus, daß einige dieser Stämme auf diesen frischen Anstrich lockere Baumwolle wie Pflaumfedern aufkleben. Auch verstehen sie die Rinde des Baums Cuntschama durch Klopfen so treflich zu bereiten, daß sie dem schönsten gegerbten Leder gleich kommt. Sie wird durch Waschen schneeweiß; läßt sich, so lange sie noch frucht, nach Belieben ausdehnen, und gleicht dem schönsten feinsten Gewebe.

Hieraus werden sehr schätzbare Kleidungsstücke und Decken verfertigt.

In diesen Gegenden herrscht auch die Gewohnheit, sich des treflichen Harzes, des Copals, (den Baum woraus es herstammt nennt Linne Rhus Copalinum) zum Brennen, zur Erleuchtung zu bedienen. Bey den Frauen dieser Völker, welche übrigens bis auf eine Binde um die Hüften mit schwarzen Corallen oder kleinen Kugeln besetzt, nackt gehen, und sich die Lefzen schwarz mahlen findet man Spiegel aus einem schwarzen Harze. Sie sind also hierin einer der vorhergehenden indianischen Nationen ziemlich ähnlich, die da Spiegel aus einem dunkeln sehr festen Holz zu verfertigen versteht.

Die letzten dieser spanischen Indier, d. h. die am weitesten gegen Osten gelegenen, sind die Pevas, von denen, wie wir von ihren Nachbaren bereits anführten, sie besondere Geschicklichkeiten in Verfertigung des Gifts aus den Kräutern besitzen.

Ueberhaupt haben mehrere dieser Völker keine unnütze Kenntniß von Medicinalkräutern. Sie bedienen sich ihrer besonders bey äußern Schäden, wissen auch einigene Arzney als aphrodisia

a für beyde Geschlechter unter den Namen pipiri zu bereiten, von welchen sie b. haupt, daß sie selbst die fehlerhafte Bildung gewisser Theile des menschlichen Körpers verbessern sollen. Bey ihren innern Krankheiten nehmen sie indeß häufig ihre Zuflucht zu ihren Zauberern, Mohanes oder auch Agoreros genannt. So wie bey andern Wilden setzen sich diese Beschwörer in Extase, oder wie sie sagen, in nähere Verbindung mit ihren Göttern, vermittelst der bedeutenden Kraft einer Pflanze, hier des Floripondio (Datura arborea L.) Sie legen sich neben den Kranken in eine eigene Hammak, verfallen in Zuckungen, und beschwören mit den gräßlichsten Geberden die Krankheit; reichen aber daneben dem Kranken oftmahls wirkliche Arzneien. Stirbt er ungeachtet aller angewandten Mittel, dann löschen sie alle Lichter aus, damit die Seele wegen des Rauchs keine Oeffnung in dem Dache zum Entschlüpfen entdecken möge.

Dieß mag hinreichen im Allgemeinen einen Begriff von diesen kaum aufzuzählenden Nationen zu geben.

Früge man nach ihrer wirklichen Volksmenge, würde diese so wie bey den Nationen in Nordamerika sicher sehr geringe seyn; ja mir scheint

es kaum möglich, aus vielleicht 100 ver
nen Stämmen mehr als ein Paar hundr
send Individuen herauszubringen. Jetzt
andern Art Bewohner dieſes ſchönſten La
den dortigen Europäern und denen durch
hin verpflanzten Menſchen.

b) der Fremde; der in Pe Angeſiedelte.

Traurig war anfänglich das Loos de
einige bewaffnete ſpaniſche Abentheurer er
neuen Welt. Hart verſchuldete ſich all
Spanien an der Menſchheit dadurch, daß
dem zu Grunde gerichteten tollkühnen Ei
zu dieſen Eroberungen die Sanktion er
Jede Calamität ſcheint indeß in ſich ſel
Korn zu einer, wenn gleich noch ſehr ent
reichen Erndte zu enthalten; in jede gro
volution legte die Vorſicht ſchon den Ur
nes nachmaligen Erſatzes, in jede Unge
keit aber auch wohl den Keim ihrer kü
Strafe.

Die größte Raubrepublik Rom ſchwa
der Erde; einzelne talentvolle Deſpoten,
ten ihr durch Ueberſpannung, durch über

ne Vergrößerung, durch Ehrsucht, die an Wahnsinn gränzte, ein Ende. Diese Despoten selbst aber fanden fast alle ein frühzeitiges trauriges Ende. Und sonach ist Babels Thurm wohl nur das Bild jeder von der Nemesis ausgeglichenen menschlichen Uebertreibung.

Eben die unmäßige Vergrößerung Carls V. und seines kleinern Sohns Philipp des 2ten durch die neue Welt, eben diese unermeslichen Schätze, welche so plötzlich ans Amerika in Spanien hereinströmten, ließen diesen herrlichsten Theil Europens verarmen. Seine Einwohner tauschten ihren eigenen fruchtbaren Boden gegen die wilden Schneegebirge von Peru um; das Gold der letztern, so viel Tausende Amerikaner sein Hervorarbeiten auch anfänglich unglücklich machte, so unsicher seine Gewinnung auch mit der Zeit werden mußte, lag anfänglich gleichsam zu Tage; es blendete den Kurzsichtigen und er gab die reichen Felder, die köstlichsten Heerden, die herrlichsten Früchte, diese so sichern Schätze seiner Heimath auf, ja er verließ selbst die seit dem grauen Alterthum berühmten Metallminen Spaniens, um nur schneller und unsicherer zu gewinnen.

Da minderte sich denn die Volkszahl; da lähmte sich die Thätigkeit; da sank der Ackerbau

und die Viehzucht. Spaniens Kriegsmacht, son der Schrecken von Europa, spielt jetzt eine seh untergeordnete Rolle. Der kühne, tapfere Casti lianer, der thätige Biskayer frohnen jetzt der übermüthigsten Nachbar. Spaniens Handel, ob wohl er beyde Welten umfaßt, ist gleichsam nu Commissions-Handel fremder Staaten; sein Heerden tragen nur Wolle für die Fabriken vo Manchester, und seine unermeßlichen Schätze re chen jetzt kaum hin, dem Mangel der Unterth nen abzuhelfen; traurige Folge des vernachläßig ten Vaterlandes! Wie thöricht, wie klein erscheint uns jetzt Philipp durch die Vergeudung von mehr als 4000 Millionen, fast gänzlich von den un glücklichen Indiern aus den Minen der neue Welt hervorgearbeitet, um durch Vernichtung se nes größten Gegners, endlich eine Universa Monarchie zu stiften. Nach vieljähriger Fehd und unter Strömen von Blut stürzte der elend Mensch Millionen ins Grab oder ins Unglück und ihre Nachkommenschaft verwünscht ihn.

Die ruhige, unbefangene, nichtsfürchtend Geschichte brandmarkt dereinst solche ungerech Eroberer als Verbrecher an der Menschheit, al Mörder alles Volksglückes, als elende Menschen welche ihrem niedern Egoismus, die Sicherhei

der gesammten Societät aufopfern, sie, die es in Händen hatten, dereinst als wohlthätige Gottheiten von der Zukunft verehrt zu werden.

Die beyden Monarchen Spaniens, die Haupturheber der Unterdrückung der schuldlosen Amerikaner büßten selbst noch bey ihrem Leben für ihre Verbrechen.

Der sonst unerschütterliche Carl fühlte gegen das Ende seiner blutigen Laufbahn das ganze Gewicht seiner Unthaten. Er verfiel in religiösen Wahnsinn; geißelte sich aus Reue bis aufs Blut, ließ sich bey seinem Leben in einen Sarg legen; ordnete die feierlichste Trauerfarce seiner eigenen Beerdigung an, badete sich dabey in Thränen der Reue, ward aber selbst bey dieser frommen Mummerey von einem heftigen Fieber ergriffen. Hieran starb er kurze Zeit darauf, und hinterließ, aller großen Schätze Westindiens ungeachtet, erstaunliche Schulden, viele Krongüter waren verkauft und viele Kronseinnahmen verpfändet.

Dem weit minder talentvollen aber viel boshafteren Sohne war aber auch ein weit schrecklicheres Schicksal aufbehalten. Er büßte seine enormen Verheerungen und Kriege durch die schrecklichsten Krankheiten. Den Herrn zweyer Welten konnten keine menschliche Mittel retten,

daß er nicht, lebendig vom Ungeziefer gefre
erliegen mußte. Geistliche mußten für den S
tzer aller Schätze von Mexico und Peru in se
letzten Regierungsjahren von Haus zu Haus
seinem vernachlässigten Unterthanen um Beyst
betteln; er starb unter den größten körperli
Qualen, dabey creditlos sowohl in seiner vo
Monarchie selbst, als im Auslande!

Schon vormahls ist es angezeit *), daß
die einzelnen Eroberer der neuen Welt, die H
führer der dortigen spanischen Truppen, nur d
ein trauriges Ende die Ungerechtigkeiten und Gr
büßten, welche sie über die harmlosen Amer
ner gebracht hatten.

So groß indeß diese Unglücksfälle nun
waren, so schwer die Last der Unterjochung
jene arme Indier drückte, so zeigte sich doch se
in der Methode der Spanier die neuerober
Provinzen zu behandeln ein Keim zu einem kü
tigen bessern Daseyn, sowohl der Amerikan
als der durch diese Eroberungen dort hinüber
wanderten europäischen Ansiedler. Der Origin
Bewohner gewinnt anjetzt in mehrerer Hinsi
Seine vormaligen Grausamkeiten, wodurch

*) Man sehe den vorhergehenden Jahrgang.

Leben und sein Genuß stets gefährdet ward, fangen an zu verschwinden. Die Liebe zum Ackerbau und zu einer festen sichern Lebensart nimmt zu, und mit ihr wachsen die gesammten Vortheile der Civilisation.

Was aber die Europäer betrift, so ist es auffallend, wie Spanien schon vom Anfang seiner Eroberungen jene Länder als für sich bestehend betrachtet hat. Es gewährte ihnen fast alle Einrichtungen des Mutterlandes. Eine eigene Regierung unter Vicekönigen, eine hohe und niedrige Geistlichkeit, Bisthümer, Pfarrer, Manns- und Frauensklöster, Schulen, Erziehungsanstalten, Universitäten und Akademien.

Dem dorthin gewanderten Spanier war die Kolonie nicht wie bey England, Frankreich und Holland, nur als Pflanzer, Kaufmann oder Spekulanten deßhalb wichtig, um sich durch eine von diesen Methoden Vermögen zu erwerben, um es dereinst im Mutterlande ruhig zu genießen. Amerika war für ihn kein temporairer Sitz, kein fremdes Land, es ward ihm ein wirkliches Vaterland as in sich alles enthielt, was er im Mutterlande zum Bedürfniß einer kultivirten Societät erfand.

Der Surinamer, der Batavier, der Pflan-

zer auf Martinique oder Jamaica, alle dies senden ihre Söhne zur Erziehung nach Europa; denn nur dort im Mutterlande fanden sie wissenschaftliche Anstalten zur höhern Ausbildung; sie müssen dorthin um Ehrenstellen und Aemter zu erhalten.

Der Spanier findet in mehreren Städten von Mexico besonders aber in der Hauptstadt nicht nur die gewöhnlichen wissenschaftlichen Anstalten sondern einen trefflichen botanischen Garten, Vorlesungen über die Chemie, eine vorzügliche Bergakademie, ja Akademien der Bildhauerkunst, der Mahlerey und des Kupferstechens. Und dieß ist wie wir sogleich sehen werden, beynahe eben der Fall in Peru.

Spanien läßt durch diese gesammten Einrichtungen die übrigen großen Handels- und Kolonial-Nationen von Europa noch weiter hinter sich zurück, als es dagegen in Europa anjetzt von den meisten derselben in der gesammten Cultur übertroffen wird.

Diese vorzüglichen Einrichtungen lassen mithin den in Amerika gebornen Spanier nicht weiter nach dem Mutterlande seufzen. Er steigt dort etwa die höchste Würde ausgenommen, von einer Ehrenstelle zu der andern, er genießt nebst

dem trefflichesten Klima und dessen unübertreffbaren Produkten die gesammten Vortheile des Vaterlandes seiner Vorfahren.

Freilich ist die Vortreflichkeit des Klimas und des Bodens, so wie bey dem Mutterlande, wohl eine Hauptursache, weßhalb Fahrlässigkeit und Müssiggang dem hohen Aufblühen der Menschheit und der daraus entspringenden reichen Population so sehr entgegen arbeiten.

Jene sieben Intendantschaften, woraus Peru besteht *), die von Tumbez (4½ Gr. s. Br.) bis in Süden nach Vilcanota in der Provinz Tinta (oder Cauches), und von dort längst der Küste an die Gränzen der Wüste Atacama laufen, die sich mithin durch mehr als 20 Grade der geogr. Breite erstrecken, und bey sehr abwechselnder Breite oder Ausdehnung von Westen nach Osten, nehmen dennoch 44,650 Quadratmeilen **) ein, und enthalten 1360 Städte oder bedeutende Ortschaften, hieneben begreiflich eine viel größere Anzahl von Dörfern.

Wie unbedeutend ist aber auf einer solchen

*) Lima, Truxillo, Arequipa, Tarma, Huancavelica, Guamanga, Cuzco.

**) Seemeilen gerechnet.

Fläche eine einzige Million Einwohner! Denn wenn auch gleich hiebey Wüsteneien von 20 oder 30 Meilen vorkommen, wenn gleich das hohe Gebirge einen beträchtlichen Theil des Landes unbewohnbar macht, so bedenke man auch dagegen die köstlichen und fruchtbaren Erdstriche der Sierras der Valles und Quebrados; der erhöheten Gegend, der Thäler und mächtigen Schluchten, wo alles, was die Natur nur reiches und treffliches von nährenden, schmackhaften und heilsamen Pflanzen aufzuweisen hat, auf das üppigste gedeihet.

Von jener Million Peruaner finden sich in unsern neuesten Zeiten 400000 Ureinwohner, Indianer; das übrige 7tel besteht aus Weißen und Mestizen von allen Nüanzen.

Mag es seyn, daß die Stämme der Wilden vormahls zahlreicher waren, daß unsere Kinderblattern sie ansehnlich vermindert haben; mag das harte Joch, der Dienste in den Minen mehrere Tausende aufreiben; mag endlich das berühmte Reich der Ynka's besser bevölkert gewesen seyn, als die Theile von Peru, welche jenseits der Gebirge liegen; sehr groß kann dennoch niemals die Volkszahl eines Landes gewesen seyn, wo der Boden nur Theilweise den Ackerbau zuläßt, wo viele

Flüsse gleichsam fließende Meere von süßen Wasser bilden, wo undurchdringliche Waldungen dem Erdboden den zum Anbau nothwendigen Sonnenstrahl entziehen, und wo die Atmosphäre oft Monathe hindurch im Wasser schwimmt.

Wenn uns aber der Spanier Correal in dem Jahre 1666 seine eigene Landsleute in Peru, nähmlich die dort von Spaniern Abstammenden, die Creolen, als äußerst roh und ungebildet schildet, wenn er ihre damalige Geistlichkeit höchst unwissend und so geizig angiebt, daß sie denjenigen, die die Taufe nicht zu bezahlen vermögend waren, selbst den Eintritt in das Christenthum versagten, wie viel hat denn nicht in dieser Rücksicht Peru in unsern Zeiten gewonnen.

Ulloa bezeugte schon die Wirkung der Schulen und besonders der Universitäten in den großen Städten Quito und Lima zu Gunsten der allgemeinen Verbreitung der Kenntnisse. Noch unverdächtiger ist aber Condaminens Zeugniß. Selbst Klostergeistliche wurden eifrige Verehrer der Astronomie; und Don Maldonado, ein Creole, also im Lande selbst geboren, gab den gültigsten Beweis für die Talente der dortigen Spanier. Er hatte großen Antheil an der schönen Karte von der Provinz Quito; er hatte nach Ueberwältigung erstaunlicher Schwie-

rigkeiten zur Handelsverbindung zwiſchen Panama und Quito, am Rio Eſmeraldo einen neuen Hafen errichtet. Hierauf ging er nach Europa, wohnte, um ſich in der Kriegskunſt zu üben, den wichtigen Feldzügen in Flandern (1747), unter dem großen Marſchall von Sachſen, bey; durchreiſete ſcientifiſch die Niederlande, und beſuchte nach dem Frieden, England. Er war bereits, wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe, in die Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften aufgenommen, und eine gleiche Ehre erhielt er in London. Auf dieſen Reiſen richtete er ſtets ſein Augenmerk auf alles, was in Rückſicht der Fabriken, Manufakturen und anderer nützlichen Anſtalten dereinſt ſeinem Vaterlande, Peru, hätte wichtig werden können. Unglücklich war es daher für Amerika, daß ein ſo talentvoller, thätiger, uneigennütziger und unbefangener Mann ſein Vaterland nicht wieder ſehen ſollte. Ein hitziges Bruſtfieber riß ihn im 40. Jahre in London dahin. Obgleich England's Aeſculap, der Leibarzt Mead, ſeine ganze Kunſt dagegen aufbot.

Dieſe Vorliebe für die Wiſſenſchaften hat aber ſeitdem in den Hauptſtädten von Peru ſtets feſtern Grund gefaßt. Was für Condaminen Maldonado war, das ward für unſern Humbold, der

Sohn des Marquis Selvalegre Carl Montufar. Er begleitete den berühmten Deutschen auf seiner Expedition von Peru nach Mexico, selbst bey den mühsamsten Unternehmungen. Leidenschaftlich für die Wissenschaft eingenommen, läßt er auf seine Kosten jene berühmten Pyramiden, die Termen der Messung der Erde in der Ebene von Yaraqui (1° 45′ s. B.) wieder errichten.

Um dieß hinreichend zu verstehen, scheint es wohl nicht durchaus überflüssig, hier im Vorbeigehen anzuführen, daß Condamine dieses Monument der großen Unternehmung angab, und auch, wiewohl nach vielfach überwältigten Zwistigkeiten errichtete. Diese Pyramiden an den beyden Endpunkten der gemessenen Basis, sollten durch eingehauene Inschriften der Nachwelt die Hauptresultate der Erdmessung, und der übrigen astronomischen und physikalischen Untersuchungen der von Frankreich gesandten Akademiker und ihrer Gehülfen der Spanier für die Nachwelt aufbewahren, und zugleich ein wirkliches, eisernes Längenmaaß, welches bey der Messung zum Grunde gelegt war.

Condamine hatte mit großen Kosten hiezu 1500 Centner Steine auf Maulthieren herbey holen lassen, um das Innere der Pyramiden aus-

zufüllen und ihnen dadurch Festigkeit z
er brachte es auch endlich dahin, daß d
miden wirklich errichtet wurden. Allein g
auf wußten seine Gegner den Hof von
vorzüglich wegen der auf die Pyramide
ten französischen Lilie, dahin zu vermög
dieß schätzbarste Monument der Thaten
neu auf den Nutzen des Menschen prak
zweckenden Vernunft, wieder niedergeriss
Die Wiedererrichtung der Pyramiden m
her sowohl den Einsichten als der Unpar
keit des Herrn von Montufar viel Ehre.

Dieser Eifer für die Wissenschaften
in jetzigen Zeiten durch mehrere vorzüg
entifische öff ntliche Anstalten. L i m a di
stadt vom eigentlichen Peru hatte schon vo
Zeiten eine regelmäßige hohe Schule,
St. Marcus, mit 16 Professoren für di
kultäten besetzt, worunter sich einer für
dianischen Sprachen zu besserer Verbrei
Christenthums befindet. In unsern Tag
man ihren Mängeln, welche in den Z
rer Gründung zu suchen sind, stets mel
helfen. So ist zum Beyspiel, ein neue
misches Theater errichtet nebst der dazu
gen Lehrerstelle.

h die Akademiſche Societät verbreitet viele
iſſe, beſonders durch die Arbeiten des D.
Tafaya. Seit 1778 hat die Botanik dieſes
:getabilien ſtrotzenden Landes ſehr große
ritte gemacht. Drey ſyſtematiſche Botani-
ıvon, Dombey und Ruiz, dort der Linne
ru genannt, wurden nebſt mehreren Na-
en vom Mutterlande deßhalb herüber ge-
gleich hierauf auch der botaniſche Gar-
Lima durch die beyden Botaniker Tafaya
lgar geſtiftet, und einem in der Kräuter-
vorzüglichen Geiſtlichen, den P. Gonza-
una übergeben, dem zu Ehren eine neue
Cozalcetia dependens benannt. In kurzem
et man, als Folge dieſer Arbeiten, eine
Peruvianam; und ſelbſt der Handel und
lkunſt müſſen hiedurch beträchtlich gewinnen.
ie zweyte Expedition, die des berühmten
nſeglers D. Alexander Maleſſpina, erwei-
m Jahre 1790 die Kenntniſſe von Perus
en der Natur. Die auf dieſer Reiſe mit-
nenen Naturaliſten durchſuchten desfalls
die Küſten als das Binnenland. Mit Recht
et man daher die Reiſenachrichten von die-
rkwürdigen aber bis jetzt nur dem Nah-
ach bekannten Reiſe um die Erde.

Auch die nützlichen und heilsamen öffe
Anstalten zur Erhaltung des Volks und zu
besserung seines Zustandes sind, so wie
sentlichen Bauten, beträchtlich vermeh
verbessert.

Das Collegium von St. Cruze, ein
für Findlinge weiblichen Geschlechtes,
reits seit 1654 von einem vermögenden
ker de Velasco gestiftet ward, ist seit 17
verbessert. Eben dieß ist der Fall mit de
Stiftung für männliche Findlinge; und e
den Einwohnern von Lima in doppelter A
Ehre, daß dieses Findlingshaus besonder
seine Buchdruckerey so sehr in Aufnahme
men ist. Hiezu hat auch die häufige Les
Mercurio Peruviano, einem derjenigen Jo
welches dort die meiste Aufklärung ver
und dem wir diese und mehrere Nachrid
verdanken haben, sehr viel beygetragen.
Hospital hält allein stets auf 85 Säug
Das große alte Hospital (von 1552) zeich
anjetzt durch Reinlichkeit und gute Wart
Kranken besonders aus. In dem bösartige
re 1786 wurden über 1500 Kranke auf
men; die Kosten stiegen denn über 24000

man rechnet im Durchschnitt jährlich auf 1000 darin Genesene.

Seit 1770 hat ein reicher Kaufmann, Guecara, ein neues Hospital für die Armen gestiftet.

Endlich ist das Asylum für reuige Sünderinnen, welches bereits 1669 gestiftet ward, jetzt so weit vermehrt und verbessert, daß im Jahr 1791 die gesammte dort erhaltene Anzahl der Individuen, jedoch mit Inbegrif der nothwendigen Dienerschaft, sich über 160 belief. Uebrigens rechnet man überhaupt 15 Hospitäler.

Auch von der weit zu großen Zahl der Mönchs- und Nonnenklöster (der erstern sind über 24, der letztern, worunter eins den Indianerinnen von gutem Herkommen gewidmet ist) dienen mehrere als Erhaltungs-Häuser für Kranke und Abgelebte beyderley Geschlechts.

Wiederum zeigen die öffenliche Bauten, die Vergnügungen und Zeitvertreibe der Hauptstadt, die Fortschritte der Civilisation und der Verfeinerung. Lima wird durch vorzügliche Wasserleitungen, die der Reinlichkeit wegen völlig bedeckt sind, getränkt; es hat auch eine schön verzierte Fontaine auf dem großen viereckigten Markt,

woselbst die feyerlichsten Processionen ihre
gang haben.

Die Promenade, die der Adel häuf
sucht, ist an dem Flusse Lima (eigentlich
so wie vormahls die Stadt selbst) gelegen, u
steht aus fünf großen Alleen von Orangenbä

Die Stadt selbst, von fast dreyeckiger
hat gerade, weite Gassen; und wenn gle
Häuser wegen der häufigen Erdbeben nur a
nem Stockwerk bestehen und von Holz g
sind, so haben sie dennoch ein hübsches Ae
dem das Innere völlig entspricht.

Prächtig sind dagegen die Kirchen,
von Aussen als von Innen. Außer den
reich verzierten Oratorien, Eremitagen, Ca
und sonstigen Bethäusern prangt Lima n
großen schöngebaueten Tempeln, deren I
von Silber, Gold und Edelgestein strotz
Wahrlich eine weit übertriebene Zahl fü
Stadt, die im Jahr 1790, 3941 Häuse
52627 Einwohner enthielt. Freylich ha
durch die Erdbeben seit 1746 sich um 8000
schen vermindert; sie kann mithin auch bey
ernder Ruhe wieder beträchtlich zunehmen.
noch ist jene Zahl der Kirchen stets viel zu
mäßig. Sie gibt nur Anlaß zum Müßig

u mancher Intrigue, wovon ſelbſt die Geiſt
t gar nicht ausgenommen iſt; Frezier,
al und Barbinais le Gentil bringen hie-
ehr unerbauliche Beyſpiele bey. Ueberhaupt
ier, ſo wie in Quito, die Religion zu meh-
Volksergötzlichkeiten Anlaß. Die zu Ehren
r Heiligen oder an wichtigen Feyertagen
tenen Proceſſionen, ſind ein Gemiſch von
) und ſinnloſen, oft unanſtändigen, Farcen.
inter zeichnet ſich das Feſt des heiligen
ſiſcus beſonders aus. Der heil'ge Domini-
ſein Bild von Gold- und Silberſtoff ſtar-
ward hiebey von 10 Leuten getragen; es
dem heiligen Franziſcus einen Beſuch ab-
1. Der letztere kam ihm zwar in einer be-
enen Mönchskleidung auf den großen Markt
zen, allein bey dieſer anſcheinenden Armuth
er, außer einem Heiligen-Schein von Silber-
en, eine ſo große Menge goldener und ſilber-
befäße zu ſeinen Füßen liegen, daß 18 Men-
genug an dem Ganzen zu tragen hatten.
Rieſen, aus Weiden geflochten, ein Weißer,
eger, ein Mulatte und ein Indier empfingen
yden Heiligen beym Eingang der Kirche des
en Franciſcus. In ihrer Mitte ſahe man ein
ſches Ungeheuer, Taraske genannt, das einen

Korb trug, woraus eine Puppe hervorsprang und das Volk mit Sprüngen und Tänzen ergötzte. Hierauf folgten Feuerwerke, Predigten, Tänze, Geißelungen, geistliche Lieder; die ganze Tollheit, welche bis in den folgenden Tag dauerte, endigte sich mit einem Feuerwerk, obgleich es heller Tag war.

Von einer andern Art sind die Processionen oder öffentlichen Feyerlichkeiten bey der Ankunft eines neuen Vicekönigs; oder auch bey der Thronbesteigung der neuen Könige von Spanien; bey deren Geburtstagsfeyer u. dgl.

Die Uebergabe der Regierung an den neuen Vicekönig wird äußerlich dadurch hauptsächlich angedeutet, daß der abgehende den ankommenden Vicekönig feyerlich bey ihrer ersten Zusammenkunft einen Stab übergibt, und hiemit die Regierung an ihn abtritt. Nach einer großen Procession aller hohen Regierungsbeamten und Officiere zur Hauptkirche, und Absingung des ambrosianischen Lobgesanges, wird ein feyerliches Hochamt gehalten. Hierauf folgt ein Gastmahl für den ganzen Adel beyderley Geschlechts, und sodann werden Stiergefechte und andere Lustbarkeiten für das Volk gegeben.

Selbst die Universität läßt es hiebey nicht

an öffentlichen Feyerlichkeiten mangeln. Sie bestehen in Austheilung der Preise, welche auf die besten Gedichte zu Ehren des neuen Regenten gesetzt sind. Bey Ueberreichung dieser Gedichte macht ihm die Universität noch ein Geschenk von 1000 Piastern.

Bey solchen Gelegenheiten zeigen sich gleichfalls Aufzüge von mehreren indischen Nationen, je nach ihren verschiedenen Nationaltrachten; oftmahls freylich nur als Masken von Leuten die dazu gedungen sind, um dem Feste mehrere Abwechselung und ein größeres Ansehen zu geben.

Die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten und Unterhaltungen in Lima bestehen außer den Stiergefechten auch in Hahnenkämpfen. Hierauf setzen die Einwohner der Hauptstadt einen so außerordentlichen Werth, daß man, um die dadurch in vielen einzelnen Häusern entstandene Zwistigkeiten und Vernachläßigung aller Geschäfte zu vermindern, im Jahre 1762 ein öffentliches Gebäude zu errichten für nöthig fand. Es ist ein hübsches Amphitheater, in welches man die beyden Kämpfer durch zwey einander entgegengesetzte Eingänge eintreten läßt. Zweymahl die Woche wird, außer den Sonn- und Festtagen, diese Ergötzlichkeit erlaubt. Die Preise der einzelnen Sitze

sind zwey Realen, die der Gallerie vier; und der Zulauf ist so bedeutend, daß die Richter über die Wetten, nur durch Hülfe des Militärs ihr Ansehen zu erhalten im Stande sind.

Eine Hauptunterhaltung gewährt aber den Einwohnern ein sehr gutes Theater. Das Haus ist nett und bequem eingerichtet, die Dekorationen sind gut, und mehrere Akteurs würden selbst in Madrid auf Beyfall Anspruch machen.

Nur erst nach dem Jahre 1771 sind zwey Kaffeehäuser eröffnet, denen zehn Jahre darauf zwey neue nebst Billardtafeln folgten. Ebenfalls findet man jetzt auch ein Ballhaus, woselbst, wie in den sogenannten Tennis courts von England, bedeutende Wetten geschehen.

Die schönste öffentliche Promenade von Alameda läuft längst dem Flusse Rimac hin. In fünf großen Orangenalleen zeigt sich die Pracht des Adels und seiner Equipagen. Man rechnet über 5000 adliche Equipagen, viele sehr reich vergoldet; jeder Bürger, der es nur vermag, hat gleichfalls eine Kutsche oder Chaise.

Ein einsamer Spaziergang, la Piedra Lisa, ist wegen der schönen Aussicht auf das herrliche Thal von Lurigancho und zugleich auf den Fluß häufig von Fußgängern besucht. In dieser einsa-

men, reitzenden Gegend war es, wo die erste Idee zu der akademischen Gesellschaft entworfen wurde.

Um Johannis nehmen jedesmahl die Assembleen längst dem kleinen Flusse, der von dem Amankaberge herabströmt, ihren Anfang. Sie dauern bis zum Anfange des dortigen Frühlings, bis zum September. Man macht hiebey sehr angenehme Excursionen in die Gebirgsgegenden des Amankaes und der St. Christoph, eines kleinen Berges, von etwa 900 Fuß Höhe.

Genießt Lima die verschiedenen Grade der feinern Kultur, so zeigt sich gleichfalls der davon fast unzertrennliche schädliche Luxus.

Wir erwähnten bereits zuvor der prächtigen Equipagen und den verschwenderischen Aufwand, der sich besonders bey den Feyerlichkeiten zeiget.

Aber auch die Kleidung, besonders die des schönen Geschlechts, ist übertrieben. Das auffallendste Stück des Anzuges des vornehmen Frauenzimmers ist der Faldellin. Dies ist ein kurzes Oberkleid oder Rock, der über einen ziemlich weiten Reifrock, oder wie wir ihn in einigen Gegenden Deutschlands der Natur der Sache

sehr anpassend nannten, Fischbein-Ro
bis etwas über die Wade herabgeht.

Der Faldellin ist gewöhnlich von d
barsten Zeuge; bald reich gestickt, bald
theuersten Sammt u. dgl. Da dies
weit ist, und so viele Falten enthält, so
15 und mehrere Ellen Zeug dazu erfordei
noch bedeckt es, wegen seiner Kürze, b
beym Besteigen einer Anhöhe oder Trep
Bein nicht einmahl auf eine anständige
Eine so große Verschwendung wird mit
Kleidungsstücke getrieben, und durch der
thum der Stickerey und der Spitzen ve
daß, obgleich ein Faldellin oft fünf u
hundert Thaler kostet, dennoch fast bei
großen Feste ein neuer, oftmahls unter
Klagen des Mannes, angeschaft werde
Die bey einem solchen Anzuge aufgen
kostbaren Spitzen, womit man sogar d
dem Faldellin hervorhangenden Unterröd
lich besetzt, betragen zuweilen weit übe
Thaler.

Das Frauenzimmer ist schön. Ber
natürlichen Farbe, feurigen Augen und de
sten schwarzen, bis zum Gürtel hinabrei
Haaren, hat es dennoch die schädliche G

it, ſich mit Arſenikkalch zu ſchminken. Es treibt ebey den Aufwand mit Juwelen und Perlen ſtaunlich weit. Von letzteren ſind die Damen shalb beſonders ſehr große Liebhaberinnen, eil ſie bey ihrem ſchönen Colorit und dunkeln aaren eine treffliche Wirkung hervorbringen. aber ſieht man oftmahls ſelbſt bürgerliche Frau, deren geſammter Anzug über 20000 Thaler erth iſt.

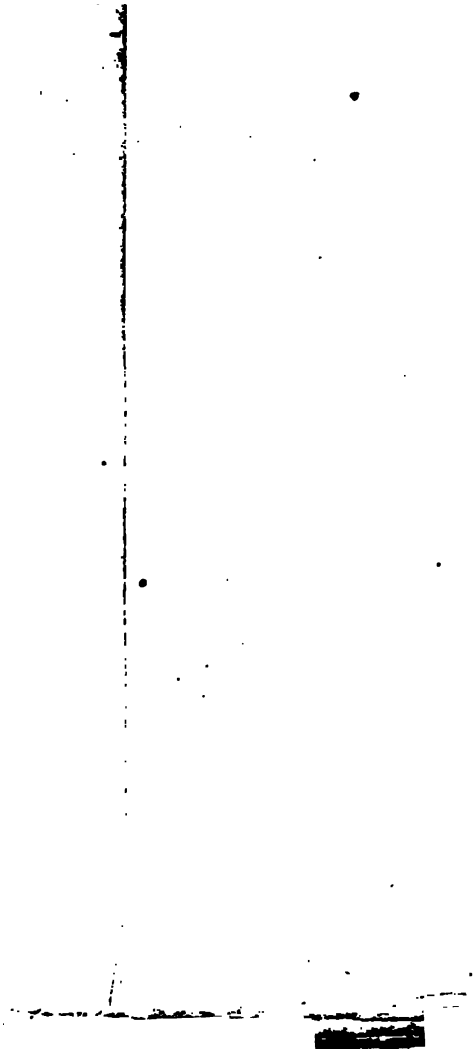
In keinem Lande halten die Damen ſ. ſehr f ſchöne Arme, beſonders aber auf einen ſchön Fuß. Schon von der früheſten Kindheit an ängen ſie, faſt wie die Chineſen, den Fuß den kleinſten Schuh! die Schuhe ſelbſt ſind ſehr theuer; durch Stickerey in Silber und old ſteigt ein Paar mehrmahls auf 10 Piaſter. ährliche Rechnungen von ein Paar hundert Tha für Schuhe, ſind ſelbſt unter der Mittelſſe nicht ſelten. Vornehmes oder ſehr reiches auenzimmer erhöht dieſe Koſten aber unendlich rch Schnallen mit edlen Steinen, oft feloſt t Brillanten beſetzt.

Der Strumpf iſt gewöhnlich von weißer eide, um das Bein und deſſen Schönheit deſto utlicher zu zeigen. Denn ein Spanier in Peru

überſteht eher ein minder ſchönes Geſicht, als ei nen fehlerhaften Fuß.

Der Tanz iſt daher eine der vorzüglichſte Ergötzlichkeiten, beſonders da er die ſchönſte Ge legenheit zur nähern Bekanntſchaft und zur In trigue an die Hand gibt. Klima, Wohlleben und Müßiggang bieten hier alles auf zur ſinnliche Liebe. Der übermäſſige Aufwand des Frauenzim mers erſchwert aber jedem, der nicht zu den Opulenten gehört, die Ehe. Deshalb findet man hier am häufigſten Winkel-Ehen und unterhal tene Mädchen; ja in vielen Städten von Peru iſt nichts gewöhnlicher als ſelbſt die Geiſtliche öffentlich ihre Kinder anerkennen zu ſehen.

Hoch kultiviren die Schönen von Peru den Geruch. Die wohlriechenden Blumen im Zim mer und der Blumenſtraus machen bey ihne einen wichtigen Punkt ihres Daſeyns. De Punchero de flores, das Bouquet, welches de Buſen zieren ſoll, erfordert ein eigenes Studium Lima hat eine eigene Straße, Calle del Peligro vormahls wegen der Freudenmädchen berühmt, i welcher jetzt der gröſte Blumenhandel die Dame und ihre Anbeter täglich verſammlet. Gelbe Lilien Blüthen der kleinſten Orangen, Aepfel und Pfir ſchen, Hyacinten, Roſen, Anemonen u. ſ. w



in Peru.

bilden hier mit der wohlriechenden Chirimoya auf das künstlichste zusammen gestellt, Bouquets, die oftmahls mit drey Piaster bezahlt werden. Fügt man ihnen gar die treffliche, seltene Azirima hinzu, dann steigt der Preis eines einzigen Blumenstrauses zuweilen auf 10 Piaster!

Die Natur befriediget indeß die verwöhnte Peruanerinn nicht; sie bestreicht ihren Strauß mit Ambra oder übergießt ihn mit den stärksten wohlriechenden Wassern!

Diese zu weit getriebene Sinnlichkeit des Frauenzimmers wirkt auch auf das männliche Geschlecht. Lima hat eine Menge Petit maitres, Jünglinge, weiblich in ihrem Gange und Betragen mit fein gekräuselten Haarlocken, vom Kopf zu Fuß von Ambra duftend, ist ihr Tagesgeschäft nur Musik, Tanz, Intrigue und Putz.

Eine solche Lebensart, vorzüglich aber der Aufwand des Frauenzimmers würde noch übelere Folgen haben, wenn nicht selbst der Adel sich durch Handel aufrecht erhielte; denn hier setzt ihn das Geschäft eines Kaufmanns auf keine Weise herunter.

Das Innere der Häuser entspricht eben so wenig dem Anzuge der Einwohner, als der Aufwand ihrer Tafel; denn beydes ist mäßig.

in Peru.

bilden hier mit der wohlriechenden Chirimoya auf das künstlichste zusammen gestellt, Bouquets, die oftmahls mit drey Piaster bezahlt werden. Fügt man ihnen gar die treffliche, seltene Azirima hinzu, dann steigt der Preis eines einzigen Blumenstrauses zuweilen auf 10 Piaster!

Die Natur befriediget indeß die verwöhnte Peruanerinn nicht; sie bestreicht ihren Strauß mit Ambra oder übergießt ihn mit den stärksten wohlriechenden Wassern!

Diese zu weit getriebene Sinnlichkeit des Frauenzimmers wirkt auch auf das männliche Geschlecht. Lima hat eine Menge Petit maitres, Jünglinge, weiblich in ihrem Gange und Betragen mit fein gekräuselten Haarlocken, vom Kopf zu Fuß von Ambra duftend, ist ihr Tagesgeschäft nur Musik, Tanz, Intrigue und Putz.

Eine solche Lebensart, vorzüglich aber der Aufwand des Frauenzimmers würde noch übelere Folgen haben, wenn nicht selbst der Adel sich durch Handel aufrecht erhielte; denn hier setzt ihn das Geschäft eines Kaufmanns auf keine Weise herunter.

Das Innere der Häuser entspricht eben so wenig dem Anzuge der Einwohner, als der Aufwand ihrer Tafel; denn beydes ist mäßig.

Die Unterhaltung ist dagegen angenehm und lebhaft. Besonders zeigt sich das Frauenzimmer sehr geistreich, und es erhöhet diesen Werth durch Kenntniß in der Musik und oftmahls durch eine schöne Stimme.

Von den übrigen Städten dieses trefflichen Landes verdienen noch vorzüglich Quito, Cuseo und Gujaquil einer besondern Erwähnung.

Die Einrichtung und die Sitten der Bewohner von Quito weichen im Ganzen nicht sehr von denen in Lama ab. Auf der höchsten Fläche der Erde und an den Abhang des Vulkans Pichincha gelehnt, ist Quito's Lage einzig und äußerst pittoresk. Allein sie hat daher krumme Gassen und viele Gebäude ruhen auf Schwibbögen. Equipagen und anderes Fuhrwerk fällt eben daher hinweg; dagegen zeigt das Frauenzimmer seinen Luxus in Tragsesseln und Sonnenschirmen, die von Bedienten getragen werden. Der regelmäßige, mit schönen Gebäuden umgebene Marktplatz hat gleichfals einen vorzüglichen Springbrunnen. Die Haupt- und Klosterkirchen sind hier von außen und innen nicht minder prächtig, als in Lima. Leider haben beyde Städte noch ein Inquisitionsgericht; die höhere Kul-

r hat indeß ihre Schädlichkeit bereits sehr rmindert.

Der Anzug ist bey dem Frauenzimmer, so ie die Lebensart und die Vergnügungen, ziemh dem von Lima ähnlich. Die Indianerinnen igen sich einfach; die Mestizen und Quarteons, welche Bediente in den Häusern sind, ben dagegen schon einen besseren Anzug *). ie Einrichtungen der Neger haben in diesen olonien Spaniens manches Eigene, das hier on einer Erwähnung werth ist.

Die Negern der vielartigen Stämme und sehr weit von einander gelegenen Länder, lche aus Afrika in diese Kolonien eingeführt rden, haben sich selbst in 10 verschiedene ßen oder vielmehr Nationen getheilt. Die Benungen dieser Nationen sind theils von ihrem terlande, theils von den Ländern hergenomn, aus welchen sie hieher nach Peru verschifft rden. Außer den Negern, die nach afrikanien Regionen genannt sind, findet sich daher ch eine Abtheilung Neger, die sich Neuländer nennt, weil die frühern wohl aus Terre uve eingeführt seyn mögen.

*) M. s. Tab. I. Fig. 3.

Jeder dieser Neger-Nation steht ein ei
ner, von ihnen selbst erwählter Chef, ein Ob
haupt, vor, dessen Willensmeinung sich j
Nation in allem unterwirft, was die innere R
gierung ihrer Verhältnisse unter einander betr
Allein auf alles, was nur einigen Bezug h
auf ihren Dienst als Sclaven ihrer jetzig
Herren, seyen sie Spanier oder Creolen, hat
Regierung dieses Neger-Oberhaupts nicht d
mindesten Einfluß. Für den ruhigen Beobacht
ist es daher eben so seltsam als merkwürdig
sehen, wie ein solches von seiner ganzen Nati
gleich einem Souverain verehrtes Oberhau
wenn er Morgens um 2 oder 3 Uhr die ihm s
unterworfene Nation auf das Feld hinaus füh
um eine Weise zu mähen, oder sonst eine Fel
arbeit zu verrichten, auf einmahl von dem A
geraufseher des Herren der Sclaven zu so v
Peitschenhieben verdammt wird, ohne daß de
noch sein Ansehen im mindesten bey seiner N
tion gefährdet würde.

Aus diesen Chefs der einzelnen Nation
(Capatares) werden denn zwey große Oberhäu
ter oder Regenten gewählt, welchen alle jene C
sten unter einander unterworfen sind.

Diese Wahl geschieht mit vielen Feyerlic

ten. Die Chefs der einzelnen Casten sind stets
e den Jahren nach ältesten Neger, und jedes
Wahlherrens Nahme wird in einem eigenen
uche aufbewahrt.

Jeder einzelne Neger zahlt jährlich ein
eal, etwa drey Sgr.; hingegen erlegen die
hefs 10 Piaster. Dies Geld wird verwendet,
r Hälfte auf den Gottesdienst der heiligen Jung-
au Maria (denn die Neger werden hier als
hristen angesehen), ferner für Erfrischungen,
e man unter die Wahlherren austheilt, so
ie zu den Feyerlichkeiten bey religiösen Festen
nd Aufzügen. Besonders wichtig ist unter lez-
rn das Frohnleichnamsfest. Bey dieser
rocession erscheinen die Neger, nach ihren
tämmen oder Casten vertheilt, mit einer Fah-
e, und einen Thronhimmel, unter welchem der
önig und die Königinn jeder Nation, mit dem
cepter in der Rechten und einem Stabe oder
nem andern Instrumente in der Linken.

Die ganze Procession bildet eine furchtbare
Karkerade. Teufel, Schlangen, Tieger, behaarete
nd befiederte Ungeheuer werden vorgestellt. Je-
er Neger ist mit Bogen und Pfeil bewaffnet;
ormahls sogar mit Schießgewehr, wegen davon zu
efürchtendem Mißbrauch ist dies anjezt verbothen.

Sie geben hiebey Vorstellungen von ihren

Angriffen und Schlachten. Das dabey erhobene gräßliche Kriegsgeschrey, die furchtbaren Gesticulationen und Mienen bringen, bey ihren scheußlich angestrichenen Gesichtern, ein schaudererregendes Gemählde hervor, welches durchaus der religiösen Feyer dieses Tages zuwieder läuft.

Freylich zielen diese Feyerlichkeiten bey den Negern, nicht sowohl auf Religiosität als auf Ergötzung ab. Sie sind nur die Vorläufer großer Lustbarkeiten, öffentlicher Gastmähler und Tänze; denn hiemit beschließen diese mit einander.

Jede Nation hat hiezu ihr eigenes Versammlungshaus. Bey diesen Versammlungen hat denn das Oberhaupt jedesmahl den Vorsitz; unter ihm die Wahlherren oder der Senat; und es ist höchst merkwürdig, wie eifersüchtig diese, allem Druck und aller Erniedrigung ausgesetzten Menschen auf den mindesten Unterschied, in Rücksicht ihres Ranges, des höhern oder niedern Sitzes u. dgl. sind.

Selbst der verkäufliche Sclav ist mithin von der Eitelkeit des Ranges angesteckt, wer verzeiht daher diese Thorheit nicht dem freyen Menschen?

In den ersten Stunden der Versammlungen werden die innern Angelegenheiten jeder Na-

ken abgethan, z. B. die Geldcontributionen, die Zwistigkeiten zwischen Eheleuten oder sonstige Streitigkeiten; die Regulirung wegen der zweyten Ehen der Witwen oder Witwer. Alles dieß wird mit höchster Ernsthaftigkeit und Würde betrieben. Nach Beendigung dieser Geschäfte ist es bewunderswürdig, wie eben diese ernsthaften Menschen blitzschnell zu der größten Ausgelassenheit hinübergehen.

Tanz und geräuschvolle Musik beginnt sofort, oft auf eine eben so wilde als unanständige Weise.

Ihr Hauptinstrument ist die Trommel; ein hohler Cylinder, oft vertritt nur der Kinnbacken eines Pferdes mit losen Zähnen, mit einem Stocke geschlagen ihre Stelle; das Blasinstrument hiebey ist aber eine Flöte, die, so wie auf einigen Süd-See-Inseln, durch die Nase geblasen wird. Ein Instrument, welches einigermaßen melodisches genannt werden kann, ist aber die sogenannte Marimba. Sie besteht aus mehreren dünnen Hölzchen, die aus einigen getrockneten Calebassen hervorlaufen und auf einem hölzernen Bogen ruhen Sie werden mit kleinen Stöckchen geschlagen, etwa wie unsere Strohfiddel.

Cuſco, ſonſt die Hauptſtadt des Reiche Yncas, iſt auch noch jetzt in mehreren Hi ten ein bedeutender Ort

Dieſe Stadt, ſie hält jetzt etwa 18 bi tauſend Einwohner, iſt zwiſchen zwey Be gelegen, wovon der eine durch ſeine vielen L len die reiche Ebene treflich bewäſſert.

Der Fluß Yukay rieſelt an dem zwe Gebirge von minderer Höhe und erhöhet die muth des nach ihm genannten Thales. Scho Zeiten der Yukas war dies Thal, als der zendſte Fleck der Provinz, von den Kö ſehr geſchätzt, und jetzt haben der Erzbiſchof Cuſco nebſt einigen Großen faſt ausſchließlich Landgüther darin.

Cuſco beſitzt ſchön gebauete Kirchen und dere öffentliche Gebäude; hat auch faſt eben Größe als Lima. Sie iſt aber noch berüh wegen der Ruinen der ehemahligen Feſtung Yukas. Die Ueberbleibſel der Mauern ſind gen von der außerordentlichen Anſtrengun alten Amerikaner, wodurch ſie die ungeheu Steinmaſſen, ohne mechaniſche Kenntniß weglich machten.

Hier war dann, an eben der Stelle, ſelbſt ſich jetzt ein Dominikanerkloſter befi

ier wegen seiner Pracht und seiner Reichthü-
er so hoch geschätzte Tempel der Sonne. Die
lonstranz soll jetzt eben die Stelle einnehmen,
o man vormahls ein ungeheueres Bild der
onne von dichtem Golde verehrte. Es bedeckte
ft die eine ganze Wand des Tempels, welche,
ie die übrigen drey, selbst mit Gold überzogen
ar. Auch both sich dieses edle Metall gerade in
esem Theile von Peru sehr reichlich dar. Gar-
lasso bezeugt, daß man in dem dieser Stadt
nachbarten Thale Callahuaya Goldklumpen von
r Größe eines Menschenkopfs gefunden habe,
ld noch in unsern Tagen sollen die dortigen
old- und Silberminen eine reiche Ausbeute
ben.

Ein gleichfalls merkwürdiger Sonnentempel
nd sich unweit Quito; allein ein noch reiche-
r war der des Sees Titicaca. Dieser See liegt
on S. W. nach N. O. zwischen den 16. und 18.
raden der Breite) südlicher als Cuſco, im Ge-
et von Buenos Ayres, und ist von Gestalt un-
egelmäßig oval. Er ist der größte See in Süda-
erika; man gibt seine größte Länge auf 60
eilen an, seine Tiefe soll an einigen Orten
o bis 80 Klafter betragen (Ulloa). Es strömen
ehrere kleine Flüsse hinein; in Süden ist er

ein hübscher Ort, von etwa 20 tausend Mensc
aller Art bewohnt. Sie haben sich in mehr
Fahnen, ihrem Range nach, vertheilt; und
nach sind sie bey Gefahr die Vertheidiger i
Vaterlandes. Die Fahne der Fremden
am zahlreichsten; sie besteht aus Europäern.

Hiebey ist es dann der geographischen L
des Landes zufolge schwer zu erklären, war
die Kinder, die diesen Europäern dort gebo
werden, nicht nur vorzüglich schön, sond
blond sind, und selbst ihre Eltern, die E
nier, an Weiße der Haut übertreffen.

Freylich gilt dies nicht von den Indian
selbst; indeß sind auch die Indianer in Gu
quil von Farbe viel lichter, weit weniger dun
gefärbt, als die der umherliegenden Län
oder die der übrigen Provinzen von Qu
Wollte man auch die Feuchtigkeit der hies
Atmosphäre zur Erklärung dieses Phänomens
Hülfe rufen, so machten dennoch mehrere Th
des umher liegenden Landes hierauf gleichen
spruch. Vielleicht hindern die im Osten von G
jaquil laufenden Andes der Cordilleren,
heißen Winde des übrigen Continents; u
kühlen die hiesige Atmosphäre ihre Schneel
pen? Vielleicht hat die uns nicht hinreich
be

bekannte Natur des Erdbodens und der Gewäs-
ser einen besondern Einfluß auf die Erdprodukte
und daher auf die Nahrungsmittel des Menschen;
genug, die Sache ist faktisch, und eben wegen
der Unerklärbarkeit merkwürdig.

Die Ufer des Flusses Guajaquil, an welchem
die Stadt gelegen ist, sind mit angenehmen
Landhäusern besetzt. Freylich ist ihr Bau selbst
sehr zerbrechlich; denn das Gebälke besteht nur
aus dem leichtesten Holze oder aus Rohr; das
untere Stockwerk ist sogar allen Winden offen,
es hat nur Pfosten ohne Wände. Dies ist bey
dem schlammigen, steten Ueberschwemmungen
ausgesetzten Boden nothwendig. Indeß dient
dieser Raum in trockner Zeit als Magazin. Man
führt die Sachen und Waaren von einem Hause
zum andern auf eigenen kleinen Kähnen von so
leichter Bauart, daß jeder, der daran nicht ge-
wöhnt ist, verunglücken würde. Dennoch wagt
ich selbst ein einziges junges Mädchen darin.
Zu ihren größeren Fahrten haben sie aber Fahr-
euge von einer andern, gleichfalls ganz eigenen
Art. Es sind Balsen oder Flößen, deren wir
bereits bey der Beschiffung des Pungo erwähnt
haben; allein die Balsen von Guajaquil haben

außer dem Ruder sogar Segel, eine de
päischen Flößen durchaus fremde Einrich

Diese Balsen, nur mit Lianen zusam
bundene Balkengestelle, tragen dennoch
Centner, und es ist allerdings zu bew
wie die Indianer eine an sich so ungeschic
schine fast in jeder Richtung zu weni
stehen.

Allein was kann man nicht von Le
warten, die sich selbst bey ihren Fischere
dem Netze, auf einem einzigen Balken de
fer anvertrauen?

Die Einwohner von Guajaquil sin
haupt durch ihre Lage bereits zu Fischi
Schiffern geboren. Der Ort selbst ist d
dungsplatz für Peru, Terrafirma und Su
und ihr Handel mit Cacao, Holz, Salz,
wolle und Vieh ist beträchtlich.

Unter mehreren Häfen besuchen sie seh
den der in dem Busen von Guajaquil g
Insel Puna.

Diese Insel, von etwa 24 Seemei
Umfange, ist in mehreren Rücksichten den
werth. Sie war von jeher wegen ihrer
Fruchtbarkeit und wegen der Geschicklich
rer Einwohner im Schiffbau, in der Fi

wegen ihrer Tapferkeit berühmt. Schon die
as hatten Mühe, sie zu überwältigen, und
Gegenwehr gegen den großen Räuber, den
lard Franz Pizarro, gab ihm Anlaß zu ei-
allgemeinen Blutvergießen unter den In-
nern. Die Geliebte dieses spanischen Aben-
rers, Capillana, hatte nach dessen Ermor-
z den bigotten Unmenschen, den Mönch und
maligen ersten Bischof von Peru, Valle-
ide, (er war es, der die Spanier zum Nie-
ietzeln der friedlichen Indianer bey Caxama-
and zur Gefangennehmung des Ynka Atahu-
anfeuerte) zu ihrem Geliebten! Nach der
ordung des Pizarro flüchtete er auf die In-
Puna; allein auch dieser Bösewicht kam
riglich um; er ward hier mit Keulen erschla-
Seine Geliebte zog sich darauf nach Puna
ck; man zeigt noch jetzt dort ihr Grab.
Bis zu unsern Zeiten findet man auf der
l wichtige Kostbarkeiten, welche von den
anern dort versteckt wurden.
Einige Meilen von Puna liegt die kleine In-
St. Clara; sie ist ohne Bewohner, und
te vormals den Einwohnern von Puna zu
n allgemeinen Begräbniß-Platze ihrer
en.

Weiter nach Süden beſchließt den
Meerbuſen von Guajaquil auf dem feſten
das, wegen ſeiner Alterthümer, wegen
Fluſſes und wegen der dort zuerſt anhe
Eroberung von Peru, gleich berühmte T

Hier war es, wo Franz Pizarro, de
heerer von Peru, im Jahre 1526 zuerſt a
Wenn die Indianer die neuen bärtigen
ſchen bewunderten, die mit ihren Caziken
friedlich unterhandelten; ſo erſtaunten d
die Spanier mit gierigen Augen über den
thum der Schätze des Sonnentempels, de
ſters der Sonnenjungfrauen, und über d
ſelbſt von dem berühmten Ynka Huayna
von Stein erbauete Feſtung und Palläſte.

Huayna Capac, der vorletzte Ynka,
Puna und Tumbez bezwungen, und die
loſigkeit der Einwohner gegen ſein He
Großmuth überſehen. Er legte aber in T
eine Feſtung an, um ſowohl dieſe Länd
die gegenüber gelegenen Punaer im Za
halten.

Dieſer Ynka war es, der dem Oberp
der Sonne die berühmte Antwort ertheilt
ſeinem Verſtande deſto mehr Ehre ma
eingewurzelter und je ſtärker auf Familien-

as religiöſe Vorurtheil, daß die Sonne der Vater der Yncas ſey, gegründet war.

Die Idee ihres Urſprungs hatte es den Yncas zum Geſetz gemacht, niemals die Augen gegen die Sonne aufzuſchlagen; ſie hielten es der Ehrfurcht, die ſie ihrem göttlichen Vater ſchuldig waren, durchaus zuwider. Huayna Capac richtete einſtens am großen Sonnenfeſte Raymi ohnerachtet ſeine Augen auf die Sonne, und verieth in tiefes Nachdenken über das herrliche Geſtirn.

Mit Schauder vor ſchwerer Ahndung erinnerte ihn der Oberprieſter an ſeine Schuldigkeit, „bedenke, ſagte er, daß Du gerade an dem heutigen Tage durch die Hintanſetzung Deiner Pflicht, öffentlich den Unterthanen ein böſes Beyſpiel giebſt.“

Ruhig legte hierauf Huayna Capac dem Oberprieſter (ſelbſt aus dem Geblüte der Yncas) folgende Frage vor.

„Ihr erkennet mich mit einander für euern Herrn und König; würdet ihr es daher wohl wagen, mit aufzulegen, mich von meinem Thron zu erheben, und eine große Reiſe anzutreten? Würde dagegen nicht jeder von Euch, ſelbſt keinem von meinen mächtigſten Vaſallen

„ausgenommen, auf meinen Befehl sich
„aufmachen und nach irgend einer Richtun
„hier eine weite Reise beginnen?"

Als der Oberprieſter beyde Fragen, d
tur der Sache gemäß, beantwortet hatte
Huayna Capac fort:

„Nun dann so sage ich Dir, daß dies
„ser Vater, die Sonne, nothwendig von
„weit mächtigern Herrn abhängig seyn
„dieſer ertheilt ihm ſicher den Befehl T
„Nacht ſeinen Lauf ununterbrochen um di
„zu vollenden; denn wie würde die S
„wäre ſie der oberſte Herr der Natur ſic
„mals in Ruhe finden?"

Wenn man annimmt, daß die von der
abhängigen wichtigſten Veränderungen a
ſerer Erde, die Tages- und Jahreszeite
Wärme und Kälte, das Wachſen und Ge
aller organiſirten Weſen, dem unkulti
Menſchen dies zugleich durch ſeine Größ
Schönheit blendende Geſtirn, gleichſam u
kührlich zu ſeinem Gott aufdringt, dann
man die Geiſtesſtärke des nicht bloß in
Wahn erzogenen, ſondern durch die Idee
daher geleiteten individuellen Abſtammung
intereſſirten Yuka, deſto höher ſchätzen.

Er hatte denn auch hier in Tumbez, nach leberwältigung dieſer Provinz, koſtbare Sonnentempel, ſo wie auch ein Kloſter für Sonnenungfrauen, angelegt.

Es bleibt ſtets merkwürdig, daß auch dieſe Idee des Kultus der alten Welt, die Gottheit nach reine, keuſche Jungfrauen bedienen zu laſſen, in der neuen Welt ſtatt fand. Wir finden ie ſowohl in Mexico, als in Peru; alſo in den eyden regelmäßig eingerichteten Staaten von Amerika.

Allein in Peru ſahen dieſe Sonnenjungrauen den Veſtalinnen deshalb weit ähnlicher, weil ſie viel ſtrenger bewacht, und viel heiliger ehalten wurden, und weil ſich gewöhnlich ihre Weihe auf den größten Theil ihres Lebens erſtreckte. In Mexiko hingegen konnten ſie ſich nach wenigen Jahren ihres Gelübdes wieder entſagen. Dagegen fand man hier gleichfalls Jünglinge, welche das Gelübde der Keuſchheit ablegten; ſie hatten in ſo fern mit unſern Bettelmönchen etwas ähnliches, daß ſie zugleich nur allein von Almoſen lebten.

Uebrigens liegt in der Sache ſelbſt der ſtets auf die Natur des Menſchen gegründete Gedanke, dem höchſten Gott auf die reinſte, un-

tadelhafteſte Weiſe zu dienen. Und ſo mußte ein ſolcher Gottesdienſt in jedem Theile der Welt entſtehen, wo man ſo weit gediehen war, Gott ſelbſt als das reinſte, heiligſte Weſen anzuſehen und zu verehren.

Auch von dieſem Tempel der Sonnenjungfrauen iſt in Tumbez jetzt außer einigem Gemäuer eben ſo wenig übrig, als von den Feſtungen und übrigen Anlagen der Yukas.

Der Fluß gleiches Nahmens macht gleichſam eine natürliche Gränzſcheidung zwiſchen Quito und Peru aus. Er iſt für kleinere Fahrzeuge ziemlich weit fahrbar und ſeine Ufer ſind gut bewohnt. Der ſchöne Landſtrich von Tumbez an bis nach Lima und den Andes wird gewöhnlich nur im Allgemeinen das Thal (Valles) genannt.

Wir beendigen Peru nach vorhergegangener Anzeige einzelner Merkwürdigkeiten mit einigen Bemerkungen über den gegenwärtigen Zuſtand ſeines Handels.

Je genauer uns die Topographie dieſes Landes bekannt wird, deſto größer zeigt ſich deſſen innerer Werth. Man entdeckt nicht nur die herrlichſten, bis jetzt nutzloſen Landſchaften, ſondern zugleich Verbindungen durch Flüſſe, die, indem ſie den Betrieb und Umſatz ſeiner reichen und

ielartigen Produkte erleichtern, dereinst einen rey- und vierfach so volkreichen und im Wohlstand lebenden Staat prophezeihen.

Freylich ist der Boden von dem eigentlichen Peru durch die ungeheuren Gebirgsketten so zerschnitten, so zum regelmäßigen Ackerbau im Ganzen unbrauchbar gemacht, daß selbst der anhaltendste menschliche Fleiß daran scheitern würde. Indeß ist dies einmahl nur der Fall bey dem Striche dem Meere und den Zweigen der östlichsten Andeskette gelegenen Erdstrich, denn wir sahen, daß die großen Gebiete der Maynas, wie der weiter stromabwärts gelegenen flacheren Länder, die vorzüglichen Anlagen zum Ackerbau darboten; und sodann zeigen sich selbst in diesen Andes noch herrliche Parthien, Thäler, wenn gleich von schroffesten Gebirgen durchkreuzt oder gar eingeschlossen, auf die reichsten Pflanzungen Anspruch machen können.

Hieher gehört z. B. das große angenehme Thal Vitoc, unter 11 Gr. einige 30 Min. südl. Br. und 302½ Gr. östl. L. von Ferro gegen; das gegen Westen an die Intendantschaft Huarma gränzt.

Mehrere sehr bedeutende Flüsse (z. B. der Marañocha, Uchobamba, Monobamba, Chan-

camayo, Marayniog) umgeben, und durchſch den dieſen herrlichen Landſtrich. Er beſteht der Nähe der Gebirge aus großen Vertiefun Schluchten (Quebradas) die zuſammen ein von einigen 40 Quadratmeilen bilden, das Recht bis zum Anfange des achzehnten J hunders, als eine reiche Kornkammer für angränzenden Provinzen angeſehen ward; d man erndete dort im Jahre dreymahl.

Dieſer Werth wird noch dadurch erhö das Vitoc einer milden Temperatur genießt, faſt gar nicht von jenen Blutſaugern leidet, die Berg-Nachbarn plagen, von den Muſqui Dieſe Gründe hatten die Spanier bewogen, drey Städte zu erbauen, Sibis, Pucara Colla.

Bald ſtand aber dieſem Wohlſtande völliger Untergang bevor. Ein frecher Perua Johann Santos, entfloh im Jahre 1742 zu wilden Stämmen der umher wohnenden Indi um ſich der Todesſtrafe, wegen eines Mor zu entziehen. In Cuzco geboren, gab er ſich einen Abkömmling der alten Yncas aus; n den Nahmen Juan Santos Atahualpa an; ſammelte, unter dem Vorwande als ein ſol ſein Vaterland zu rächen, und das alte P

ieder herzustellen, mehrere tausend Indianer, ıb überfiel hiermit von dieser Seite die spani- jen Kolonien.

Die Ankündigung eines so unerhörten, gro- n Unternehmens brachte bald viele indische olksstämme auf die Seite des neuen Atahualpa. ie spanischen Besatzungen der dortigen Städte ıren schwach und schlecht disciplinirt. In kur- : Zeit hatte der sogenannte Yuka 25 Städte d Ortschaften der Spanier verheeret. Der ue Gouverneur des Hauptorts Quimiri n selbst bey dessen Vertheidigung um; die panier sahen sich genöthiget eine Schutzgrenze zuwerfen und sie durch mehrere hie und da ichtete kleine Forts zu verstärken.

Durch den Verlust des fruchtbaren Thals ı Vitoc stieg der Mangel in allen umliegenden :tschaften sehr hoch; denn das an den benach- rten Gebirgen angebauete Korn gerieth wegen : Kälte nur selten.

In dieser traurigen Lage unternahm D. J. aria de Golves, Gouverneur der Intendant- aft Tarma, mit eben so vielem Muthe als ugheit die Wiedereroberung des reichen Thals. ich mehrjährigen harten Anstrengungen ist es n endlich gelungen, das wiedereroberte Vi-

toc einigermaßen von neuem anzubauen. S
erndtete man dort (1790) wiederum dreyfach
Maiz, den Cacao, die Coca, die Baumw
und andere wichtige Bedürfnisse des Lebens,
mit dem Ackerbau nimmt die Bevölkerung
beträchtlich zu.

Ein anderes Beyspiel reicher, für Peru
größtem Gewinn anzubauender Landesstre
gewährte vorhin (S. 54.) die Ebene Pampa
Sacramento; auch gibt das gleich an Peru
zende Gebieth von Tarija hievon ein ähnl
Zeugniß.

In den Zeiten der Eroberung von
richtete einer der Hauptleute der Pizarren, F
zicus Tarija aus Sicilien, seine Entdeckunge
sonders nach den östlichen Gegenden von Pe

Er kam, nach Uebersteigung der Ande
gen den 22sten Grad südl. Br. und 47 Gr. n
Länge von Ferro) in ein Thal, dessen ru
Einwohner das Joch der Ynkas nicht kannte

Die Schönheit des Himmels, die Fr
barkeit der Erde, die mannigfaltige Vegetat
die treffliche Bewässerung, alles lud ihn
sich hier niederzulassen. Zwar ist dieß Etabl
ment nachmahls sowohl von Portugiesen,
auch von den wilden Chiriguanos, einer A

erschaft von Paraguay *) heftig angefallen. Dennoch hat man durch Ausdauer endlich mehrere Ortschaften erbauet, wovon St. Bernardo di Tarija die wichtigste ist.

Die vornehmsten Flüsse sind der Tarija, der Toropalca und St. Juan, die mit dem Pilcomayo und Vermejo von Paraguay in Verbindung stehen.

Die Lage dieses Thales ist besonders für den von den Cordillern gegen Osten dazu hinabsteigenden Beobachter auffallend. Er tauscht nähmlich plötzlich Schneekoppen, kalte unfruchtbare Heiden, kahle Felsen, gegen den sanftesten Himmel, und einen Boden um, der von der üppigsten Vegetation strotzt, der Waizen, Maiz, Flachs, Recoleta genannt, so wie den Paraguay-Thee erzeugt; bey Augustura, Misericordia und an andern Orten zeigen sich ihm sogar die schönsten Trauben, woraus man einen trefflichen Wein in solcher Menge gewinnt, daß außer der binnenländischen Consumption eine beträchtliche Menge ins Ausland als Handelsprodukt erführt wird.

*) Man sehe weiter unten die Beschreibung dieses Volks.

Die reichen Wiesen bieten zug
sehr starke Viehzucht dar. Jährlich re
daß auf zehntausend Stück Hornvie
benachbarten Erzgebirge von Potosi
Plata, theils zur Nahrung, theils zu
heit verhandelt werden.

Wie wird dereinst der Werth die
zunehmen, wenn die umher wohnend
Chirihuaner sich endlich ihres noch
Bodens als ruhige Landbauer bedien

Daneben ist die Nachbarschaft
durchaus nicht arm an Mineralen. A
Seitenästen der Cordilleren erzielt man
lich gegen 60 tausend Mark Silber,
100 tausend Piaster an Golde. Tarija
aber noch eine andere fossilische Merk
aufzuweisen. Man entdeckte in einem e
se, der zu diesem Thale führt, da, n
dier ihre Todten begraben, ungeheue
nerte Gebeine, die man der Aehnlichk
für menschliche hielt. Ein Ellenbogen
hielt 2 Ellen 5 Zoll. Man fand fer
Zahn, der nicht weniger als 5 Pfund
wog; dieser kam in das königliche S
Madrid. Wahrscheinlich waren es Ue

ner unbekannten Thierwelt, deren Skelete auch
eru in mehreren Gegenden aufzuweisen hat.

Das Thal von Tarija ist auch dem Men-
engeschlechte besonders günstig. Bey aller Träg-
eit und Fahrläßigkeit die treffliche Natur hinrei-
end zu benutzen, wächst die Bevölkerung so
ehnlich, daß jährliche Auswanderungen nach
ucuman geschehen.

Indeß ist auch dieser schöne Himmelsstrich
icht ohne ihm eigene Beschwerden. Es findet
h dort, vorzüglich in der Gegend der Stadt
ataſi, im Departement Chicas, eine merkwürdige
rchterliche Krankheit; der Dr. Bueno nennt
: die wüthende Tollheit, und es ist son-
rbar, daß sie sowohl Menschen, als selbst die
austhiere befällt. In dem ersten Anfalle des
ahnsinns hat man oftmahls kaum hinreichende
räfte, den unglücklichen Kranken zurück zu
lten. Er springt aus dem Bette; flieht schaam-
s ohne alle Bedeckung jede menschliche Woh-
ng; eilt in das Gebirge; springt wüthend
er die gefährlichsten Abgründe, und stürzt sich
blich elendiglich von dem höchsten Felsen herab.
elten behält er das Leben; ist dieß aber glück-
herweise der Fall und er entkommt mit einer
rschmetterung der Glieder, dann kehrt nach

und nach der Vecſtand zurück, und hierauf fin-
det ſich keine weitere Spur der Tollheit.

Es iſt merkwürdig, daß nur allein die von Europa dort eingeführten Hausthiere, z. B. Pferde, Schafe und Rindvieh von einer ähnlichen Tollheit befallen werden; niemahls hingegen die dort eingebornen, z. B. die Vicunnen oder Guanaken.

Endlich dient die Gegend um Guamalis, wegen ihrer ſeltenen Naturprodukte, als ein letzter wichtiger Beweis, was für hohe Erwartungen man in Peru, von dem Anbau und der Bevölkerung einzelner, zwiſchen den Gebirgsketten gelegener Flecke hegen dürfe.

Dieſer Strich Landes, der ſo wie die Ebene vom Sacrament (Pampa di Sacramento) nur ſüdlicher, zwiſchen dem Huallago und Ukayali gelegen iſt (etwa unter den 8ten bis 10ten Graden der Breite) war bereits ſeit 1580 von den Jeſuiten in Beſitz genommen. Sie hatten ihn nach und nach ſo gut angebauet, daß man gegen 20 Ortſchaften dort zählte, wovon nur noch allein einer der drey Hauptorte, Chavin de Paria, durch ſeine Kirche kenntlich iſt. Jetzt ward dieſes Gebieth hauptſächlich durch einen Spanier von neuem bekannt, der ſeit geraumer Zeit ein

gabondes Leben unter den dortigen Indianern führt hatte. Er theilte seine Nachrichten einem igesehenen Handelsmanne aus Castilien, D. uan Benarez, mit. Dieser unternahm es 1788, it Bewilligung der Regierung von Lima, auf seine oſten Wege zu diesem wiedergefundenen reichen ande zu eröffnen, unter der Führung eines eiſtlichen die Indier mit hinreichendem Ackerräthe und Vieh zu versehen, und hiedurch eine neue Colonie zu errichten. Benarez fand hier ey den Indianern viele Bereitwilligkeit, ein errliches Klima und die treflichſten, zum Theil ubekannten Naturprodukte, wovon verſchiedene ner beſondern Auseinanderſetzung werth ſind.

Niemand hatte die Cinchona, den Baum, er die unſchätzbare Chinarinde liefert, hier vermuthet, noch weniger aber geglaubt, ſie hier on ſo großer Vorzüglichkeit und ſo dichten Waldungen davon anzutreffen.

Die Cinchona, der Fieberrinden-Baum Cinhona officinalis L. Pentandr. Monogyn. foliis lliptieis subtus pubescentibus, floribus panniculatis, corollae limbae lanato L.) wächſt nur an en Bergen, und erreicht, wenn man ihm ſeie Rinde läßt, eine beträchtliche Höhe und Dike. Juſſieu giebt dem Baum doch nur etwa 15

Fuß Höhe. Die Blätter ſtehen an einzelnen Stie
len, und ſind oval, vorne ſpitz, etwa 3 Zoll lan
und 2 breit, mit glattem Rande. Die Blume
ſtehen in mehreren Büſcheln an den Enden de
Aeſte; ſie ſind, bevor ſie ſich öffnen, durch ihr
blaugraue Farbe der Lavendelblume ähnlich, a
Größe und Figur aber der Hiacinthe. Der Blu
menkelch iſt einfach, glockenförmig. In der Blu
menröhre ſtehen fünf borſtenförmige blaßgelb
Staubfäden um einen weißlichten fadenförmige
Griffel. Der Fruchtknoten verändert ſich in ei
olivenförmige Saamenkapſel, die in zwey Fa
cher getheilt iſt, welche in mehrere Unterabthe
lungen, den Kleinen, zuſammen gedrückten Sa
men enthalten. Die Kapſel zerſpringt bey ihr
Reife, und zerſtreut hiedurch den Saamen.

Man ſchälet den Fieberrindenbaum bey tro
nem Wetter mit einem Meſſer, und bewahrt d
Rinde ſorgſam vor Feuchtigkeit. Vormahls, b
weit geringerm Verbrauch, hieb man die Bä
me ſelbſt nieder.

Es giebt von dieſem Baume mehrere Arte
die indeß verſchiedene Rinden geben. Die brau
gewöhnliche, die gelbe und die rothe; Coul
mine nennt auch eine weiße, die aber den üb
gen durchaus an Wirkſamkeit nachſtehen ſo

aß dies aber nicht etwa nur Varietäten ſind,
ird uns nun Herr v. Humbold und Bonpland
weiſen; denn dieſe Naturforſcher fanden nur
lein um die Stadt Jaen (Prov. Quito) mehrere
rten, ſo wie auch die von St. Fe, Popayan,
uenza und Loxa verſchieden waren. Die Wal-
ungen des letztern Orts (faſt 1 Grad Länge
eſtl. von Quito und 12 Gr. ſüdl. Br.) wur-
n bisher als die Hauptorte der Chinarinde an-
ſehen; hier ſtudirten ihn auch die franzöſiſchen
kademiker und gaben davon die erſte gute Be-
hreibung und Abbildung in den Memoiren ih-
r Akademie.

Die erſten Proben der Wirkſamkeit der Chi-
e gegen hartnäckige Fieber, wurden bey uns
ſonders bekannt durch die Geneſung der Gemah-
n des Grafen de Cinchon; er war im Jahre
638 Vicekönig von Peru. Ein Indianer hatte
m Corregidor von Loxa dieſe Entdeckung ge-
acht. Da der Graf Cinchon im folgenden Jah-
nach Europa zurückging, ſo nahm er eine gro-
Quantität von dieſer Rinde mit; das Pulver
von hieß daher zuerſt in Spanien der Grä-
n Pulver. Bald darauf ſandten die Jeſuiten
eichfalls Chinarinde nach Rom an den Cardi-
al Lugo; daher der Nahme Jeſuiten- oder

auch Cardinals-Pulver. Uebele Anwe
dung dieſes treflichſten Heilmittels brachte es i
deß nachmals wieder aus dem Gebrauch, bis en
lich 1679 ein engliſcher Arzt, Robert Ta
bot, große Kuren damit verrichtete, ohne i
deß dies ſein Medikament bekannt zu mache
Ludwig XIV. der bey aller Vergrößerungsſu
doch ſtets den einzigen wahren Charakter ein
Königs, die Societät aufrecht zu erhalten, ni
verkannte, erkaufte das Geheimniß von dem E
pirifer. Da fand es ſich, das es lediglich aus d
zuvor bekannten Chinarinde beſtehe. Die größt
Aerzte, beſonders Sydenham, Morton und n
ter den Deutſchen vorzüglich Werlhof, zeigt
nun den unſchätzbaren Werth der China, der
unſern Tagen durch vielartige, kluge Anwendu
ſich noch ſehr erhöhet hat.

Von der China fand nun Benarez in d
hier bezeichneten Landſtrich eine der wirkſamſt
Sorten, nämlich die rothe China, dort Negri
(nach andern Roxa) genannt. Er ließ davon
kurzem 1000 Aroben (zu 25 Pfund) abſchäle
um ſeine Koſten für die Kolonie etwas dadu
zu erſetzen. Bald darauf entdeckte er hier glei
falls die gelbe, welche man in Madrid un
dem Nahmen der Caliſaya ſo hoch hält, und v

man bisher glaubte, sie finde sich nur allein der Provinz la Paz.

Man rechnet auf 2000 Centner Chinarinde, lche allein Peru ausführt: diese betragen denh nur 50000 Piaster *) (Merc. Peruv.) Da n aber in den Gebirgsgegenden um Xauxa, anaco und Tarma jetzt gleichfalls den Chinaum entdeckt hat; da ferner der Gebrauch die Medikaments noch stets zunimmt; da endlich s Königreich Quito den bedeutenden Handel t der China von Loxa (Cascara di Loxa genant) treibt, so übersteigt sicher der Werth al versendeten Rinde bey weitem den hier angegten. Einige Angaben lassen daher die ganze umme der aus Südamerika nach Europa gerten Chinarinde über 12 tausend Centner igen.

Zuletzt verdient es noch bemerkt zu werden, die Chinarinde sehr oftmals verfälscht wird. zu bedient man sich der wohlfeileren Casearil, und noch wohl schlechterer Rinden. Die gu Rinde muß aus nicht zu dicken Röhren beste, oberwärts graubraun, rauh, höckrig und die Queer aufgesprungen seyn, inwendig aber

*) Das Pfund Chinarinde gilt anjetzt bey uns 8 Thaler.

roth, der Geruch etwas gewürzhaft, kräf
angenehm; sie muß nicht leicht zerbrechli
von Geschmack lang anhaltend bitter
würzartig.

Benarez entdeckte ferner in seinem
(Gouvernement) denn sein glückliches Unter
erwarb ihm die Stelle eines dortigen
neurs) einen großen, unbekannten Baum
Holz sowohl wegen seiner Schönheit und
keit für Tischlerarbeit, als wegen seiner
etten Farbe zur Färberey sehr schätzbar
anderer Baum gewährt ein grünliches
das sich statt Siegellack benutzen läßt; an
ten die Indianer eine Weidenart an, wor
Dekokt von ihnen gegen heftige Coliken seh
sam gefunden worden. Bisherige Versuch
es als ein Mittel gegen die Syphylis em

Aber ein dem Naturalisten noch mer
geres Product liefert hier eine Raupe. S
ein Gespinnst, das dem chinesischen Seide
vier gleichkommt; die Spanier nennen
Sustillo, und unter den großen Schät
der Herr v. Humbold mitbringt, findet si
schöne Probe davon.

Nur durch den Pater Calancha wa
Naturseltenheit zuvor schon bekannt. E

und ihr Produkt als ein Eigenthum
)ampateco, jetzt Pampantico, nicht weit
o, an; dieß iſt gerade der Ort, wo
vorfand.

upe, die Arachne dieſes ſchönen Ge-
auf einer Mimoſe (Mimosa Inga der
i.na Mspt) dort Pacae genannt. Iſt
ſelbſt groß, ſo iſt es gleichfalls die
:r Seidenwürmer. So bald ſie, hin-
ährt, ihr volles Wachsthum erreicht
hmigen ſie ſich an einem ſolchen Theil
:s ſelbſt, der ihnen zu ihrer allgemei-
groß genug dünkt. Nun weben ſie
lich in größter Regelmäßigkeit ein Ge-
ßer oder kleiner, je nach der Anzahl
uen. Und dieß iſt deſto zarter, mehr
:r biegſam und ſanft, je nach der Gü-
ter der Mimoſe, worauf ſie lebten.
n iſt dieß Gewebe von ſehr hohem
von ſo großer Feſtigkeit, daß man es
zerlegen kann. Nach Beendigung die-
nen Hülle rücken ſie einzeln an ein-
n ſich neben einander in eine vertica-
ſpinnen jede ihr einzelnes Raupen-
ſich darin zur Puppe zu verwandeln.
:r Zeit kommt jedes Individuum als

Nachtvogel wieder hervor, der dann die beyd
Hüllen zerreißt und das Freie sucht.

Wir haben in Europa mehrere Raupen v
Nachtvögeln, z. B. die Processions-Rau
(Phalaena Processionea L.), die Spindelbaum
motte und Obstmotte Tinea Evonymella und Ti
Padella L.) u. a. welche gleichfalls ein gemei
schaftliches Nest und Bette zur Verwandlu
weben; allein ich kann nach eigener Ansicht b
zeugen, wie unbedeutend und schlecht diese D
cken erscheinen, gegen den wirklich seidenen, f
sten, glänzenden, großen Teppich dieses neu
amerikanischen Seidenwebers.

Ein vollständiges Nest ist jetzt für das Köni
Kabinet von Madrid in den Händen des Mat
ralisten Pineda; ein Stück natürliches Seide
papier anderhalb Ellen groß, von der dieser P
spinnsten eigenen elliptischen Form.

Der P. Calancha besaß noch etwas größere
worauf ein anderer Geistlicher eine Inschrift g
schrieben hatte.

Doch die nützlichen Produkte dieser von B
narez gleichsam wieder gefundenen neuen Erd
sind kaum zu berechnen. Der Indigo, das Zu
ckerrohr, die Cochenille, ja fast alle amerikani
sche tropische, brauchbare Produkte gedeihen treflich

Nur

ar noch eines einzigen derselben erwähnen
er wegen seiner Wichtigkeit etwas genauer;
t die Coca.

iese den Indiern, so wie uns der Taback
hwendig gewordene Pflanze gehört zu der
ig der Rothhölzer. Sie heißt Erythroxylon
Decandr. Trigyn. L.) und wächst mit vie-
veigen zu einer ansehnlichen Staude von
. Fuß. Sie schlingt sich gleich den Lianen
ere Pflanzen (Ulloa). Die Zweige stehen
sweise; die ovalen Blätter sind 1½ Zoll
und 1 Zoll breit, ungezähnt, glatt und
sie sitzen auf kurzen Stielen. Die Blu-
nd nur klein, aber zahlreich, sie treiben
n kleinen höckerigten Auswüchsen hervor,
) längst den Zweigen finden. Die darauf
e Frucht oder Beere ist anfangs roth, nach-
wird sie schwarz; sie wächst traubenweise.
rocknet sie und bedient sich ihrer wie der
-Bohnen in Mexico, statt kleiner Münze.
das wichtigste der Pflanze sind die Blät-
e sind für Peru ein wahrer Schatz. Sie
getrocknet und in kleine Pastillen geformt,
sich dem Betel in Ostindien gekauet zu wer-
u diesem Endzwecke versetzt man sie gleich-
mit Kalch von Austerschalen, oder auch mit

der Asche der Quinoa. Letztere ist eine Pflan
ze aus dem Geschlecht des Gänseriſch (Ans
rina Quino oder Quinoa), deren frische Blätt
wie Spinat gegessen werden, und woraus ma
gleichfalls ein angenehmes Bier brauet (Dombey)

Der Verbrauch der Coca ist erstaunlich gros
Alle indische Arbeitsleute, sowohl in den Min
als auf dem Felde, kauen sie fortdauernd; s
fühlen sich dadurch sehr gestärkt. Sehr viele Sp
nier haben daher durch ihren Anbau ein groß
Vermögen erworben; die Einkünfte des Bisch
und der Domherren der Cathedralkirche von Cus
gründen sich fast gänzlich darauf. Man rechn
den ganzen Gewinn aus diesem Kraute jährli
auf achtmalhunderttausend Piaster!

Bisher kam die meiste und beste Coca a
der Intendantschaft Cusco und den südlicher Pr
vinzen von Peru; indeß sahen wir so eben, d
sie auch höher gegen Norden in Vollkommenhe
gedeihet.

Bey so vielartigen Vortheilen, welche die b
lebte Natur seines neuen Gouvernements dem B
narez darbot, hatte er das Mineralreich ga
übersehen. Allein die Missionaren bezeugen, d
der Flußsand hier reiche Goldwäschereyen (Lav
deros) darbietet.

hier angeführten, lediglich in den neuen ten nutzbar gewordenen Erdstriche von ind indeß nur der Zahl und Größe nach gegen diejenigen, welche noch zu bereisen benutzen übrig bleiben. Es stehen ja noch große Länder in Osten und in Südosten Quito aus gegen Nordosten nutzbar zu und zu bevölkern offen. Und was für bietet dort nur allein die Fauna dar! ibten durch die Jussieus, Dombeys, Häns s und Lagunas den wichtigsten Theil der Pflanzen zu kennen.

kamen v. Humbold und Bonpland zue haben 6200 Pflanzen-Arten mitgeand hievon sind über 2000 neue unbeerten!

och hätten diese eifrigen Naturalisten n geringen Theil von Perus großem nuchwandert; v. Humbold sagt hierüber von Amazonen-Strome bis zu dem Ger Chiquitos hin". (also von Aequator bis 18ten Br. Grade) „ist uns die Vegetach völlig unbekannt."

läßt sich auch nicht von Gegenden erin deren Nachbarschaft man Waldunl von der Bignonia, Heliconia, Helio-

carpas, Myroxylon, Amyris elemifera Jacq
Pisonia, baumartiger Paſſionsblumen und
die Gebirge zierenden nutzbaren Wachs-P
(Ceroxylon andicolo) welche ſelbſt bis z
erſtaunlichen Höhe von 180 Fuß ihr Haupt er

Noch wichtiger wird aber dereinſt Perus
del erſcheinen, wenn endlich die leicht zu be
ſtelligenden Verbindungen der großen Ge
unter ſich, und mit dem Ocean ſtatt finden
zu mehreren dortigen Kanälen haben bereit
ſchiedene verſtändige Patrioten dieſes Land
Hände geboten.

Bis jetzt iſt indeß der Handel dieſes
ten Landes noch ſehr eingeſchränkt. Die von
ten der Regierung beengte Freiheit des Ha
die geringe Unterſtützung, welche ſie den G
ken bey den Minen angedeihen läßt, die U
de der Bergleute und ihre Hartnäckigkeit f
te Vorurtheile, erſchweren das Aufkomme
Kaufmannſchaft, während daß durch die ſ
Arbeiten des Bergmanns, durch den unmä
Gebrauch ſpirituöſer Getränke und durch d
genannten Metas, die, unſern Frohndi
ähnlich, daneben den Mann von der Frau
nen, die Population auf vielfache Art geh

nd zugleich der Fortgang des Ackerbaues und der Urbarmachung zurück gehalten wird.

Ungeachtet aller dieser Hindernisse, und ungeachtet Peru seit dreyhundert Jahren fast keine Verbesserung und keinen Zuwachs erhalten hat, rechnen doch Sachkundige, daß die Handelsbilanz zu Gunsten des Vicekönigreichs von Lima sich zum Abschluß von 1789 jährlich im Durchschnitt über 7250000 Piaster beträgt (Miner. Peruv.)

Seit diesem Jahre sind aber, wie wir vorhin sahen, mehrere Schritte zum Aufhelfen der Bevölkerung und des Ackerbaues, zum Verbessern des Berg- und Hüttenwesens, zum Benutzen bisher kaum bekannter, reicher Landsstriche geschehen. Man kann daher mit Recht annehmen, daß dieser Ueberschuß seit dieser Zeit sich vergrößert hat, und in steigendem Verhältnisse für die Zukunft noch weiter wachsen werde.

Paraguay und Tukuman.

Zwey Länder von mehr als 40000 Quadr. Meilen, die vormals gänzlich mit zu dem Vicekönigreiche Peru gerechnet wurden, und, von dieser politischen neuen Eintheilung abgesehen, noch jetzt innigst durch Handel und Wandel und innere Verfassung damit in Verbindung stehen.

Auch sind die politischen Grenzen bis jetzt wohl kaum richtig zu bestimmen, da ein Theil von Paraguay in jenen entlegenen Wüsten gegen Brasilien hin, mit Recht den Portugiesen anzugehören scheint.

Wir verdanken unsere, wenn gleich noch ziemlich unvollkommenen Kenntnisse von diesen vasten Landschaften fast einzig und allein den katholischen Missionaren, besonders den Jesuiten. Diese Geistlichen mag man auch noch so hart anschuldigen, stets hatten sie unverkenntlich großes Verdienst um die Erdkunde und um die Civilisirung von Millionen der rohesten Völker. Ganz vorzüglich ist dieß der Fall bey Paraguay. Sie waren es, die mit steter Lebensgefahr, ja mit wirklichem Verlust vieler der Ihrigen in dieses wüste Land, bewohnt von den wildesten, gegen die Europäer nicht ohne Grund ergrimmten Nationen vordrangen, ihnen die ersten Begriffe von Ordnung und Sittlichkeit beybrachten, oftmahls mit Aufopferung ihres eigenen Lebens Aufruhr und Verheerung glücklich vorbeugten, und für alles dieß zuletzt durch falsche Anklagen mit Schimpf diese von ihnen den Wüsteneien entrissenen Felder verlassen, und zum Theil mit dem Kerker vertauschen mußten.

ragnay (seit 1776 zu dem Vicekönigreich
ta gerechnet) zeigt so, wie Tukuman dem
den bey ihrer erstaunlichen Erstreckung ei-
ererordentliche Verschiedenheit des Bodens.
n einer Richtung, unermeßliche Felder
200 Meilen ohne Baum, ohne Wasser,
der Himmel verschlossen bleibt; in einer
n steigen hohe Gebirge empor, und un-
re Waldungen verlieren sich ins Unabseh-
wiederum zeigen sich z. B. bey den Api-
i Flächen, wo man das geringste Gestein
blich suchte, da man hingegen in andern
en auf felsigtem Boden wandern und schrof-
teingebirge hervorragen sieht. Und wenn
von der einer Seite mehrere Tage in ei-
fortreiset, ohne sich eines Tropfen Was-
erfreuen zu können, so hat man an der
n die stärksten Ströme zu überschiffen,
viele Flüsse zu setzen und die größten Mo-
und Seen zu gewältigen. So würde mit-
i n Reisender Paraguay für eine große
e, der andere für ein Gebirgsland,
in dritter für ein waldigtes, von Seen
Flüssen getränktes Land ausgeben, und je-
rzählte dennoch getreu, was er gesehen.“
izhofer.)

Dies iſt das Bild, welches uns ein zuverläſſiger Mann entwirft, der ſelbſt 18 ganzer Jahre in dieſer vaſten Weltgegend nicht blos lebte, ſondern ſie in den vielfacheſten Richtungen durchlief, und mit Unbefangenheit die dortige Natur ſtudirte.

Trauete man ihm indeß nicht, da er zu den Jeſuiten gehörte, ſo ſtimmt dennoch das Zeugniß eines gänzlich unpartheiiſchen Mannes, des Berg- und Hütten-Direktors Helms, hiemit für die ganze Landesſtrecke von mehreren hundert Meilen überein, die er von Buenos Ayres aus queer durch Tukuman noch Potoſi und weiter nach Lima machte.

Nur hauptſächlich nach Oſten gegen Braſilien hin ſind dieſe Länder außerordentlich bewäſſert. Die drey Hauptſtröme, die ſich dort mit einander vereinigen, der Paraguay, die Parana und der Uraguay bilden zuletzt, ſo wie der Maranon, ein wahres Meer von ſüßem Waſſer, das unter dem Nahmen des Riola Plata oder Silberfluſſes bekannt iſt. Dieſen Nahmen erhielt der Fluß eilf Jahre nach ſeiner Entdeckung ſehr ungerechterweiſe nach dem Diaz de Solis, der ihn 1515 entdeckte, behielt er deſſen Nahmen. Als aber nachmals Sebaſti-

ot höher in den Fluß hinauffuhr, und
den umherwohnenden Indiern einige
tten erhielt, so veränderte er deshalb
Nahmen, ob es gleich den umliegen-
den an edlen Metallen fehlt.
eyden Vorgebirge, welche die Mündung
chtigen Stromes bilden, das Cap. St.
n Westen, und das Cap. St. Maria
gegen die Portugiesischen Besitzungen
nicht weniger als dreyßig und eine hal-
le, also fast 25½ deutsche Meilen von
entfernt. Ja, bey dem Pan d'Azukar
mißt das ungeheure Wasserbecken queer
r als 40 deutsche Meilen. Und diese
hmälern sich nur erst beträchtlich, land-
in einem Abstande von 10 deutschen
welch ein ungeheures Becken!
fahrt queer über diese Mündung, und
hrt in den Strom selbst, sind wegen
n und zum Theil veränderlichen Sand-
viele Meilen betragen, gefährlich. Die
sten derselben sind, die englische
sie beträgt mehrere Meilen, und wei-
f die Bank des Ortiz; denn die
Franzosen ist wie Bougainville sehr

richtig zeigt, nur die Verlängerung des Ca
Antonio.

Bey der Ueberfahrt über dieses süße W
Meer, die oft mehrere Tage dauert, kon
besonders bey stürmischen Meer, mehrmal
vorsichtige Schiffer zu Schaden, da das
wasser durch diese Bänke und einige verb
Klippen sehr beengt ist.

Die Ebbe und Fluth steigt beym Süd
auf 100 Seemeilen landeinwärts; dennoch
das Wasser bis auf 60 Meilen vor der
dung süß.

Der Silberfluß hat mehrere brauchba
fen, worunter besonders an der Ostseite S
nado und Montevideo, und höher hinauf i
sten Buenos Ayres berühmt sind.

Der Hauptstrom, der den la Plata
ist die Parana. Diese, die da wohl von d
raguay zu unterscheiden ist, entspringt i
uns bis jetzt verheimlichten Alpen von Br
nach einigen Karten zwischen 18 und 19
den der Breite Sie läuft von dort gege
sten, und steigt weiterhin durch größte
wenig bekannte Länder gegen Nordwesten
gen den 24sten Grad ununterbrochen hinal
aber macht sie bey der Stadt Anayra,

ebeutenden Wasserfall, il Salto grande genannt.

Der Jesuit Durand gibt als Augenzeuge die Länge der Stürzungen auf 12 dortige Meilen an. Ihm zufolge hört man das Toben dieser Fälle auf eine Weite von 4 Meilen. Die Parana zeiget aber ein für die Geologie noch wichtigeres Phänomen; sie schafft und vernichtet mehre Inseln. „Oft habe ich, sagt Dobrizhofer, dieses Entstehen und Vernichten selbst mit angesehen. „Während der jährlichen Ueberschwemmung (die Parana tritt nähmlich jährlich zweymahl regelmäßig einige Monate durch aus, im December und im Junius,) „schüttet die gewaltige Wassermasse ganze Sandberge an, worauf nun der Wind allerley Saamen, besonders den von Weiden, hinträgt. Diese schlagen auf dem weichen Sandboden bald Wurzel, und schießen, bey dem Ueberflusse von Feuchtigkeit, schnell auf. In kurzem sieht man die Insel mit Weiden und andern Bäumen bewachsen, mit Rasen bekleidet und von Vögeln, vierfüßigen Thieren und Amphibien belegt.

„Andere Inseln werden dagegen von der Gewalt des Wassers untergraben; wir sahen einige untergehen, andere wie ein Schiff wanken,

„und im Wind und Wellen herumtreiben
„ſie, vom Waſſer zerfreſſen, ſich in Stück
„theilten und von den Wellen verſchl
„wurden"

Jener große Strom, der Hauptzwei
Parana, der Paraguay, von welchem die
Landſchaft ihren Nahmen führt, macht ſelb
einen größern Weg, als die Parana. De
raguay entſpringt, nicht wie man vormah
hauptete, aus einem See Xarayes. Dieſer
den man ſonſt unter den 17ten oder 18ten
der ſüdl. Breite ſetzte, exiſtirt nicht. Der
Sanchez Labrador bekräftigte 1767 als A
zeuge, daß dieſer See ſein Daſeyn den ge
lichen Ueberſchwemmungen, die durch drey
oder vielmehr Arme des Paraguay entſ
zu verdanken hat. Hiedurch erzeugt ſich
lich in dortiger tiefliegender Gegend ein
Sumpf. Der wahre Urſprung des Para
liegt weit höher in den Gebirgen, die ſi
Weſten nach Oſten gegen den 12ten Breiten
(nach Bougainville gar zwiſchen dem 5te
6ten) queer durch das Land ziehen, und
Alpen von Braſilien antreten. Er läuft dah
ter vielen Krümmungen völlig durch mel
14 Grade der Breite fort, bevor bey Corr

me mit dem der Parana zuſammenfließt,
rt mithin, ſelbſt ohne jenen Fluß, zu
ten Strömen der Erde.

Uraguay iſt dann der dritte wich-
ß dieſer ſpaniſchen Beſitzungen. Frey-
r verhältnißmäßig ungleich kleiner als
n erſtern, da er nur aus dem an das
Gebirge Braſiliens tretenden Gebirge,
er den 27ſten Grade ſeinen Urſprung
nd bereits gegen den 34ſten Grad in
na fällt, um ſodann den ungeheuren
ß noch zu vergrößern.
väre ermüdend, die kleinen aus Weſten
'araguay ſtrömenden Flüſſe aufzuführen,
roßen Ebenen von Chaco und Charcas
. Der Pilcomayo, Vermejo, Saloado,
bolce verdienen indeß beſonders genannt
n.

d die öſtlichen Theile von Paraguay und
an Bewäſſerung den weſtlichen ſo außer-
überlegen und dadurch von ihnen ver-
ſo iſt es auch der Boden, das Klima
Produkte ſelbſt.

der weiten Strecke von Arecica (einige
Meilen nordweſtlich von Buenos Ayres
rn hin) bis nach Tucuman, ſahe Helms,

auf 100 Meilen sogar keine Staude; und dies, sagt er, ist der Fall gegen die Cordi von Chili hin; dennoch ist dies kein ödes, Land!

„Hier ist die Hitze (in unserm Her „Oktober) unbeschreiblich groß, und das „wilde Horn- und Federvieh müßte wahrs „lich verschmachten, wenn die Natur des „dens nicht so fruchtbar und das Gras so „wäre, daß es allen diesen Thieren eine „quickenden Schatten gewährte, worin si „bis zum Untergang der Sonne verber (Helms.)

Völlig wasserleer sind indeß diese g Steppen nicht. Sie werden wenigstens zum von den kleinen Flüssen, dem Secundo, Te Quarto und Quinto in minder trocknen J zeiten einigermassen angefeuchtet.

Hier ist dann der große Schauplatz, selbst ganze Heerden des amerikanischen Str (Struthio Rhea, pedibus tridactilis; d posticis rotundato L.) ihrer erstaunlichen S kraft freyen Lauf lassen.

Dieser Vogel erreicht fast die Höhe Menschen, der Körper wiegt etwa so viel a Lamm; sein kleiner runder Kopf ist mit F

beckt, und die schwarzen Augen durch behaare-
Augenbraunen. Der Schnabel hat Aehnlich-
t mit dem Entenschnabel. Flügel und Rücken
d dunkelgrau; der übrige Körper weiß; es
t aber auch eine ganz weiße und eine völlig
warze Spielart. Seine ganze Stärke besteht,
e bey dem Straus von Afrika, in den Bei-
n. Er verschlingt gleichfalls, wie jener, aller-
nd, was man ihm darbiethet; allein seine
ahrung besteht in Gras, Körnern, so wie auch
Fliegen, die er sehr geschickt zu fangen ver-
ht. Er ruft durch ein Zischen oder Pfeifen die
einigen zusammen.

Mit ausgespreizten Flügeln, die er nie zum
iegen brauchen kann, und bey ihm günstigen
linde läuft er mit so großer Geschwindigkeit,
ß ihn selbst das schnellste Pferd selten einhohlt.

Er legt 40 bis 60 Eyer, von der Größe
nes Kindeskopfes; nur des Nachts brütet er,
n Tage überläßt er sie der dortigen Sonne.
er junge Straus hat schon bey seinem Hervor-
eten aus dem Eye die Größe eines jungen Huhnes
n zwey Monaten. Helms erlebte es, daß da
ehrere seiner Begleiter in jenen großen Savan-
n einige Strauseyer in den Hut genommen
tten, die jungen Thierchen nach etwa fünf

Stunden ihre Schale zerbrachen, sogleich in das Gras liefen, und mit so großem Appetit fraßen, als wären sie schon längst daran gewöhnt. Der junge Strauß wird leicht zahm, läuft mit den Hühnern auf dem Hofe umher, und spielt mit den Kindern. Dobrizhofer fand fast in den meisten indischen Dörfern von Paraguay gezähmte Strauße; sie entliefen nicht, obgleich ihnen das Feld offen stand.

Die Apiboner von Paraguay (sie nennen den Strauß Gejenk, die Einwohner von Chili hingegen Chenque) verfertigen aus den Straußfedern Fliegenwedel und Sonnenschirme; und fast alle dortige berittene Indier stecken die großen Federn an die Sättel, um den Pferden beym Laufen die Fliegen zu verscheuchen. Aus dem Felle des Straußes machen sie Fellreisen, Beutel, Kissen; auch verwandeln sie die Haut des hintersten Theils des Leibes in Mützen und Helme, um sich ein furchtbares Ansehen zu geben.

Das Fleisch finden sie, obgleich es zähe und fett ist, schmackhaft; dem Europäischen Gaumen ist es zuwider. Dagegen sind die Eier nicht unangenehm; nur erfordern auch diese ein gutes Verdauungsmittel, z. B. Wein. Ein Ey sättigt mehr als einen Menschen.

Wir gehen zum Klima dieser Länder zurück.
iflich bringt die Verschiedenheit des sich so-
rstreckenden Gebiets theilweise, verschiede-
limate hervor.

So fand Helms die Gegenden unweit Sala-
als wellenförmige Anhöhen, welche gänzlich
natürlichem Salpeter wie bereift waren.
olcher Boden muß sehr kalt seyn; er ist
minder fruchtbar.

chtzehn Meilen weiter gegen Cordova, der
stadt von Tucuman, hatte sich dagegen alles
is Angenehmste verwandelt. „Auf paradie-
n Fluren sieht man einen nie gesehenen
thum von Pferden, Heerden von 10000
en, so wie auch Straußen und Wildprett
Art.

„In dieser Weltgegend, fährt dieser Reisen-
ort, haben die Nordwinde eine Wirkung,
he jener in Europa völlig entgegengesetzt
Da sie nähmlich die heiße Zone durchstrei-
, bevor sie hieher gelangen, so bringen sie
hsam Feuer auf ihren Flügeln in diese Ebe-
, und Menschen und Vieh erstickende
ane."

„Dagegen ist der Mittags und Abendwind
en der Nähe des Südpols aus der entge-

„gengesetzten Ursache sehr kalt, indem e
„die mit ewigem Eise bedeckten Cordiller
„het, und hiedurch den hohen Grad der
„nenhitze mildert."

Jene Fruchtbarkeit unweit Cordova
stirt sehr mit andern Theilen von Tucumé
ist die Gegend um St. Jacob, am Ri
äußerst dürftig. Die Wiesen, und das
Vieh, sind Elend, die Erde unfruchtba
die armen Bewohner erhalten sich kümm
zum Theil nur durch mit dem Handel mit
das sie mühsam aus den wilden Bienen
ausheben.

Hier fällt oft in sieben Monaten k
gen, und alles müßte verdorren, überschn
nicht der Rio dolce das Land, indem er
mäßig aus seinen Ufern tritt. (Dobrizhof

Eine metereologische Bemerkung eben
Geistlichen verdient hier angezeigt zu w
In den Gebirgen von Tarma fällt nur dr
Reif; der dritte ist der strengste und ihm
einer achtjährigen Erfahrung zufolge, je
ein Gewitter mit Donner, Blitz und hä
Regen, wodurch das verbrannte Gras
hervorschießt. Ueberhaupt sind aber in Pa
die Gewitter außerordentlich häufig. In

eygehen verdient hier folgendes Natur-Phänomen angezeigt zu werden.

Wenige Meilen von Cordova, der Hauptstadt von Tucuman, an dem Fluß Pucara, hört man oftmahls zu Nachts ein heftiges Getöse, wie Kanonenschüsse. Ich hätte darauf gewettet, es würde irgendwo eine Festung beschossen. Der Himmel war heiter; man sagte mir, dieser (unterirdische) Donner werde dort sehr häufig gehört. Dobrizhofer glaubt, er rühre von unter der Erde in Felsen eingeschlossener Luft her.

Die höher gegen Norden gelegene große Provinz Chaco zeigt gleichfalls große Abwechselung des Klimas.

Grand Chaco macht eine eigene beträchtliche Unterabtheilung von Paraguay, und also des vasten Gouvernements von la Plata aus. Der Nahme entstand, so wie der von Peru, aus Unkunde. Chaco bedeutet Ueberfluß, nach Andern eine große Menge Gewild aller Art; und indem die Einwohner hiedurch den ersten Spaniern ihr Land anrühmten, nahmen Letztere dies für den Nahmen desselben. (Jolis.)

Chaco erstreckt sich vom 20sten bis über den 30sten Grad südl. Breite. Es faßt also die Llanos de Manso mit ein; hat den großen Paraguay-

ſtrom in Oſten, und wird von den Flüſſen Pilcomajo, Vermejo und Rio dolce durchſchnitten; im Weſten ſtehen ihm aber als Grenzmauern die Andes von Peru. Es genieß einer treflichen Temperatur. Die Hitze des Sommers iſt nicht übermäßig; und die Kälte des Winters vermag nicht die ſtehenden Gewäſſer völlig mit Eis zu belegen. Die heftigen Orkane reinigen die Luft ohne beträchtlich zu ſchaden; denn eine aus Rohr oder ſchwachem Holze erbauete umgeſtürzte Cabane iſt leicht wieder errichtet.

Die Vegetation iſt ſehr reich, und die Fruchtbarkeit des Bodens ſo groß, daß der Waizen 70fältige, der Maiz aber 600fältige Früchte bringt. Gurken und Kürbiſſe erreichen ihre Reife in 30 bis 40 Tagen.

Der Boden von Chaco zeigt einige bemerkenswürdige Eigenheiten. Jolis beſchreibt einen See, der dem todten Meere von Paläſtina ähnlich iſt. Seine Gewäſſer ſind äußerſt mephitiſch; weder Thiere noch Menſchen dürfen ungeſtraft in ſeiner Nähe verweilen. Ein anderer See, der Teufelsſee genannt, auf einem im tiefſten Walde gelegenen Gebirge, iſt wahrſcheinlich der Krater eines verloſchenen Vulkans, und in einem dritten, gleichfalls auf einem Gebirge das alaun-

iſt, leben Krokodille. Sie kommen wahrſch
ich aus irgend einem der benachbarten
, denn die großen Ströme ſind hier reich
ſen furchtbaren Thieren.

eben dieſe Abwechſelung des Bodens bringt
gleichfalls eine groſſer Verſchiedenheit der
produkte hervor. Paraguay ſelbſt iſt durch
em an Metallen, dahingegen Tucuman
re und zum Theil reiche und edle Werke
t. Helms fand unweit Cordova Bleiglanz,
hit und Fahlerz. Für das ganze Gouver
t von la Plata zählt er 110 Bergwerke;
ter werden 30 auf Gold, 27 auf Silber,
Kupfer, 2 auf Zinn und 7 auf Blei gebauet.
ſind vermöge der politiſchen Eintheilung
ehrere Bergwerke mitgezählt, die zu Po
hören, dennoch finden ſich verſchiedene von
nau und ſelbſt in völlig entgegengeſetzter
ung, nähmlich in Oſten, ein Goldbergwerk
Montevideo darin.

Wichtig für Spanien können aber jene ſo
ch mit natürlichem Salpeter geſchwängerten
: werden, ſo wie auch das in eben dieſen
den im Ueberfluß vorhandene Salz, be
s da durch die Nähe des Paraguay-Stro

mes der Transport zum Meere, und hiedurch nach Europa so leicht fiele.

Vom Pflanzenreiche, eben so unermeßlich als unbekannt, können wir hier nur solche Gegenstände ausheben, die sich entweder durch ihre Sonderbarkeiten oder durch ihren Nutzen auszeichnen. Nichts ist mehr zu bedauren, als daß weder Jolis noch Dobrizhofer Botaniker waren, da besonders ersterer eine lange Anzeige von den Pflanzen in Chaco gegeben hat, woraus es indeß schwer fällt, etwas Bestimmtes heraus zu lesen.

Nach dem Chinabaum, der auch, wie Letzterer bezeugt, hier zu Hause ist, verdient besonders die Algarova zuerst einer genauen Anzeige.

Die Algarova der Spanier oder der Johannisbrodbaum (Ceratonia Siliqua Polygam. Trioec L.) gedeihet in Paraguay zu einer außerordentlichen Vollkommenheit, und hat, besonders in Rücksicht der Frucht viele Vorzüge vor der Algarova der wärmeren Theile der alten Welt; sie ist daher auch einer der hauptsächlichsten Nahrungszweige der Nationen von Paraguay. (Dobrizh.)

Es gibt aber dort wohl 4 Gattungen, vielleicht nur Varietäten dieses nützlichen Baumes. Zwey derselben verdienen besonders bemerkt zu

nähmlich die weiße und die schwarze
. Die erste nennen die Apiboner Oack;
hingegen Noak.

Gestalt der Blätter, Blumen und
sieht sich bey allen ziemlich gleich. Die
estehen gewöhnlich aus drey Paar gros-
n ovalen Lappen, welche mit einem
tiele an dem gemeinschaftlichen Haupt-
itzen.

Blumen wachsen in langen, einfachen,
rmigen Büscheln und haben eine röth-
Purpurfarbe; die der weißen Algarova
gelblich. Einige Bäume tragen lauter
umen, andere nur männliche, endlich
andere nur allein weibliche Blüthen.
Baum ist ansehnlich und stark. Der
n Algarova erreicht in Paraguay (hier
haco am Rio Vermejo, sieht man bey
b, ganze Wälder davon) eine solche
d Stärke, daß er das treflichste Holz
ffbau liefert.

diesem geschmeidigen und dabey sehr
lze von violetter Farbe, werden fast
und Seitenwände der Schiffe gezim
den Paraguay und die Parana he-

Die Frucht, oder vielmehr die Schale
welche in Abtheilungen die braunen Kerne, d
Saamen enthalten, sind eine Spanne lang, e
nen Zoll breit, und haben ein weißliches, m
einer zarten Haut bedecktes, sehr schmackhafte
Fleisch. Man genießt sie entweder roh, wie s
vom Baume fällt, oder in einem Mörser zer
stoßen. Die Eingebornen von Paraguay hing
gen bereiten daraus einen gegohrnen Trank ode
Chica, der in Uebermaaß genossen, stark berauscht
Hiezu werden die Schoten von den Weibern i
einer Ochsenhaut gesammlet, und Wasser darau
geschüttet; durch eigene Gährung entsteht daraus
schon nach 12 Stunden ein angenehmes, kräfti
ges und gesundes Getränk; es heißt dort Laag
Verursacht dessen unmäßiger Gebrauch oft Schl
gerey und Mord, so ist dagegen dieser Trank g
hörig benutzt eine der herrlichsten Gaben d
dortigen Natur. Er ersetzt schnell die verlohrn
Kräfte; er heilt die Beschwerden der Brus
und man erstaunt, wie geschwind die schwächste
elendesten Körper sich dadurch wieder erholen.

Selbst die Pferde und das Rindvieh geh
het treflich von Johannisbrodte. Daher steht de
diese Frucht dort in der höchsten Achtung. „Wa
„nur erst die Algarova reift, sagen die Apih
ner,

, dann werde ich schon wieder zunehmen.“
zählen sie ihre Jahre nach dem Blühen des
ms. Statt zu fragen, wie alt Man sey, sa-
ie, „wie oft hat dir die Algarova
blühet?“

Die schwarze Algarova, die Noak, trägt
kleinere, braunere Schote mit röthlichen
en. Sie ist der vorhergehenden völlig ähn-
nur viel süßer, hat aber, roh genossen,
was Aetzendes, oder vielleicht Zusammen-
ndes, daß sie dadurch gleichsam die Zunge
t. Als Dobrizhofer einstens auf der Reise
n Hunger damit stillte, ward er zum Gelächter
einer Gesellschaft, auf einige Stunden völlig
r Sprache beraubt. Man stößt die Schalen
schwarzen Algarova in einem hölzernen Mör-
läßt den Brey durch ein Sieb, und knetet
mit den Händen zusammen; die dadurch ge-
ten Brodte werden sehr hart; sie heißen
ay, und dienen sowohl zur Speise, als
Arzney. Neben ihrer nährenden Eigenschaft
ie sehr wirksam bey Brustbeschwerden, ferner
i den Stein und dahin einschlagende Uebel.
daraus gezogene Essenz ist indeß hiezu noch
ger.

Eine dritte Art der Algarova, welche von

Andern für eine Akazie genommen wird, noch andere Eigenschaften. Zwar komme Blätter denen der vorhergehenden Art g allein die Blumen sind zusammen geballt, von Farbe wie Safran und duften arom. Die Schoten sind scharf und herzig, daher geniesbar. Dagegen benutzt man sie durch von Alaun, zum Schwarzfärben der do Wolle. Auch trieft daraus ein Gummi, da arabischen gleichkommt.

Endlich liefert eine vierte Sorte der rova, aus ihren unschmackhaften Schoten, Trank, der als ein treflich schweißtreibendes tel bedeutende Krankheiten hebt.

Der wichtigste, oder wenigstens der träglichste Baum von Paraguay ist indeß derjenige, der den berühmten Thee von guay, den Caamiri-Thee liefert.

Eine genauere Nachricht von diesem einträglichen Produkte verdanken wir gleic dem P. Dobrizhofer, wenn er auch gleich im Stande war, ihn botanisch zu beschr Der Baum Caa wächst hauptsächlich in großen Wäldern Mbävera von Paraguay den Flüssen Monday und Acanay, gegen Stunden von der Hauptstadt, zwischen den s

reiten-Grade, auf einem leimichten, naſſen
oden, wie das Rohr. Der Geſtalt nach kom-
m dieſe Bäume mit den Pomeranzen-Bäumen
erein, doch übertreffen ſie dieſe an Größe und
cke. Der P. del Techo gibt ihnen die Größe
es Apfelbaums. Auch die Blätter ſind den
ättern der Orangen-Bäume ähnlich, nur ſind
etwas weicher. Die Blüthe iſt klein, weiß,
ıfblättericht, und dem Kamme einer Traube
ılich. Der reife Saamen hat mit dem ameri-
ıiſchen Pfeffer Aehnlichkeit; allein er iſt in
er Schale verſchloſſen, die da drey bis vier
ner enthält.

Dieſer Beſchreibung nach ſcheint es noch
eifelhaft, ob der Baum Caa die Psoralea
ndulosa ſey, wie verſchiedene Botaniker es
haupten.

Die Blätter dieſes Baums ſind durchgehends
ter dem Nahmen des Paraguay-Thees berühmt,
d machen einen Handelsartikel von erſtaunli-
m Werthe aus. Dieſe Theeſammlung erfor-
t mehrere Monathe. Sie wird gewöhnlich von
er Anzahl Spanier, die mit Ochſen, Pferden
d Maulthieren verſehen ſind, unternommen.

Man ſchneidet die Zweige mit ſtarken Meſ-
n von den Bäumen und hängt ſie über ein ge-

lindes Feuer; sie platzen mit einem Ge
wie Schießpulver. Die auf die Art geri
Blätter und kleinsten Zweige zerstampft m
Hölzern zu Staub. Dies gibt den wenigen
sam bereiteten Thee Yerba de Palos, nac
dern Caaguazu genannt. Er ist denn au
wohlfeilste, denn die Aroba von 25 Pfund
in den Waldungen selbst nur 2 Gulden; i
Stadt Assumtion hingegen, wegen der Fro
sten bereits das doppelte.

Der Thee Caamiri oder das kleine K
kommt von ein und eben demselben Baum
es ist fast gänzlich diesebe Substanz. Es ist
lich nur allein dadurch vom Yerba de Palo
terschieden, daß bey diesem die Stengel und
artigen Theile nicht abgesondert werden, d
gegen der Caamiri lediglich aus den vo
Reisern genau gesäuberten, und langsam
reten Blättern besteht. Eben daher ist e
doppelt so theuer.

Ist dieser feinere Thee gut bereitet,
er schon von sich selbst einen köstlichen Ge
dennoch erhöhet man diesen durch einen Z
der zu Pulver geriebenen Blätter oder auc
Rinde, des Baumes Quabyra-miri.

Dieses Stauden-Gewächs, unsern W

erbüſchen ähnlich, trägt eine den Miſpeln ähnliche wohlſchmeckende Frucht. Es findet ſich gleichfalls in den Gegenden von Taruma innerhalb des 24ſten Grades ſüdl. zwiſchen dem Paraguay und der Parana.

Im Vorbeygehen verdient hier ein ſehr merkwürdiges Produkt angeführt zu werden, deſſen Entſtehung der Quabyra-miri veranlaßt. Dies iſt das Ameiſen-Wachs. Die Ameiſen ſetzen auf den Zweigen dieſes Baums ein Wachs ab, das weißer iſt als Schnee, aber nur aus kleinen Körnern beſteht; es wird von den Weibern beſonders eingeſammelt. Es verbreitet einen balſamiſchen, angenehmen Wohlgeruch, ſchade daß es keine hinreichende Härte oder Conſiſtenz annimmt; Dobrizhofer war genöthiget, jederzeit etwas Bienenwachs hinzu zu ſetzen, um daraus Wachskerzen zu gießen. Es iſt übrigens wegen ſeiner Farbe und ſeines Wohlgeruchs ſo vorzüglich, daß man daraus einen bedeutenden Handelsartikel des Luxus erzielen könnte.

Wenn die zerſtoßenen Blätter des Quabyra-miri-Baums dem Caamiri-Thee hinzugeſetzt werden, ſo vermehren ſie nicht nur ſeinen Wohlgeruch, ſondern ihre gummöſen Theile geben ihm gleichfalls eine beſſere Conſiſtenz. Die Kaufleute

pflegen die Güte des Caamiri-Thees dadurch erproben, daß sie das Pulver auf die Hand le und darauf blasen. Fliegt zu viel davon, so h ten sie dies für einen Beweis einer zu star Ausdorrung, der Gummi des Quabyra-miri v hindert diese.

Der Thee selbst wird wie der chinesische nutzt, nähmlich man gießt heißes Wasser dara dauert aber die Infusion zu lange, so wird äußerst adstringirend, hat die schädlichsten W gen, und verwandelt das Wasser in Dinte. mäßiger Gebrauch schärft den Appetit, und tr einen gelinden Schweiß.

Man trinkt den Aufguß gewöhnlich aus füßen von Horn oder gar aus Kürbisscha Diese Gefäße, man nennt sie Maté, haben Thee selbst diesen Nahmen gegeben. Die Reic lassen die Gefäße mit Silber beschlagen und gen den Thee durch ein silbernes Rohr, trin ihn auch aus andern Theegeschirren, verse ihn aber wegen seiner Bitterkeit mit Zucker.

Der Thee wird nach dem Einsammeln Dörren in große viereckige Schläuche oder S von Ochsenleder gethan; diese Schläuche hei Zurrones oder auch Tercios; jeder Sack hält 7 roben (zu 25 Pfund) und jedem Maulthiere n

en 2 Säcke zu tragen aufgelegt. Das Thier kennt ine Laſt ſo genau, daß es ſich ſelbſt bey einem ufatze von wenigen Pfunden auf die Erde wirft, nd ſich gegen ſeine Treiber ſträubt.

Der Verbrauch des Thees iſt erſtaunlich groß. anz Peru, Chili und Paraguay genießt dieſen ektar der Neuen-Welt. Viele tauſend Men- en ſammeln und bereiten ihn und viele tau- nd Maulthiere vertheilen ihn faſt durch ganz üd-Amerika. Allein bey den ſchlechten Wegen, ı dem mühſeligen Einſammeln gehen viele Maul- ere verlohren, und viele Menſchen müſſen er- hrt werden. Daher gewinnen hauptſächlich nur : Kaufleute, weniger hingegen aber diejenigen, lche den Thee ſammeln laſſen.

Nur allein nach Peru führt man jährlich o,ooo Arroben, jede zu 7 Laubthalern; alſo t für eine Million Thaler. Dennoch hat die nſte, beſte Sorte keinen beſtimmten Preis. le ganze Conſumtion muß daher einen ungleich hßern Werth haben, und man begreift, daß, nn die Jeſuiten ehemahls die Regierung von ıraguay ausſchließlich beſaßen, wie ſie durch n Alleinhandel mit dieſem Kraute alle die großen usgaben der Ernährung vieler tauſend Indiа- r, ſo wie den großen Aufwand auf die Kirchen

und auf die Missions-Anstalten zu verwende
Stande gewesen sind.

Der Paraguay-Thee ist in Europa b
ders deshalb nicht einzuführen, weil er in
zen seinen Geruch, seine Annehmlichkeit
seine Wirkung verlieren soll.

Die Jesuiten hatten es aber nicht bey
wildwachsenden Caa-Bäumen bewenden la
sie hatten mit großer Mühe bedeutende P
zungen davon angelegt. Dies erfordert, da
Kerne, oder der Saamen genau zuvor abg
schen, jede junge Pflanze wie eine Kohlpf
versetzt werde, und zwar in großen, abgem
nen Distanzen; sie muß sodann eine eigene
tiefung um sich haben, um das Regenwasser
zufangen, ja jedes junge Pflänzchen bedar
gar eines eigenen kleinen Strohschirmes g
den Reif und die heftigen Südwinde. Au
Weise gepflegt, belohnt dann der Baum,
drey bis vier Jahren, seinen Wärter reichli

Von der großen Menge schätzbarer,
tabilischer Produkte, z. B. der Sassaparill,
Jalappe, des Sassafras, der China, des
chenbluts, der Tamarinde, des Cacao und
Vanille; von den treflichen Cedern und an
Nadelhölzern, so wie von mehreren Palma

weigen wir, und heben nur noch ſolche aus, da weniger bekannt ſind; ſchade, daß wir ſie r durch minder ſachkundige Reiſende haben nen gelernt.

Die große, treffliche Frucht Quembe iſt ſt in Paraguay zu wenig bekannt. Sie wächſt einer Liane, die ſich dem Epheu gleich, an Bäumen in die Höhe ſchlingt. Aus dieſem en zähen Strauch (er trägt ſelbſt die dortigen zigſucher, wenn ſie ſich, um zum Honig zu ngen, daran hängen oder darauf ſetzen) ver- igen die Quaranier Stricke, die Spanier r ſogar Schiffstaue. Aber das Vorzüglichſte die Frucht. Sie hat faſt die Form einer Me- e von mehr als 6 Zoll Länge; zuweilen wiegt zegen 2 Pfund. Die äußere Haut iſt gelblich, zig und mit ſchwarzen Punkten beſtreut. Ihr iſch iſt ſaftig, ungemein ſüß, und ſitzt um n holzigen Stengel, wie etwa der Maiz. enthält aber eine Menge kleiner unmerkli- Stacheln, die man nur erſt beym Eſſen un- enehm gewahr wird. Man darf ſie daher nicht ze kauen. „Allein es iſt unglaublich, wie an- nehm und geſund die Quembe iſt, und wie ir ſie einen durch langes Gehen ermüdeten,

„vom Schweiße triefenden Menſchen erq
(Dobrizh.)

Der Copaiva-Balſam wird aus einem
Baume (Copaifera officinalis Decandr. Mo
L.) von ſchönem rothen feſten Holze gew
Die großen Blätter ſind oval, und ſteh
dicken, Zoll langen Stielen. Die Blun
keinen Kelch und fünf Blättchen. Die Fr
von außen braun, ſie beſteht in einer läng
Schote, worin ſich ein einziger, den S
nachgebender Kern befindet. Schmackhaft
nicht ſehr, doch genießen ihn die Indianer
gieriger aber die Affen.

Den Balſam, oder das Oel erhält mai
tiefes Einſchneiden eines Baums von beſte
ren, im dortigen Frühlinge. Dobrizhof
hauptet, dies müſſe im Vollmonde geſchehe
das Ausfließen des Oels deſto mehr zu befö
zünden die Quaranier um den Baum get
tes Geſträuch an. In drey Stunden erhä
gegen 12 Pfund. Dieſer helle, weiße S
dient nicht nur als ein treffliches Heilmit
Wunden, beſonders bey ſolchen, die von G
gen gebiſſen worden; man gebraucht ihn
falls, jedoch nur tropfenweiſe, innerlich
die Ruhr und andere Beſchwerden, di

Schwäche herrühren. Ebenfalls dient er den Mahlern zu einigen Firnißarten.

Zwey andere Bäume, die vielleicht dereinst für den Handel wichtig werden können, sind der Anguay, auch Ybirapaye genannt, und der Abatitimbaby. Der erste ist ein sehr hoher, starker Baum, dessen hartes, röthliches und wohlriechendes Holz zur Verarbeitung treflich ist, daneben gibt er einen herrlichen Balsam. Wenn von ihm der wahre Peruanische Balsam herrühret, dann wäre dies das Myroxylon Peruiferum L.

Aus dem zweyten Baume trift gleichfalls ein sehr schönes goldgelbes Harz; es ist so rein und durchsichtig als Crystall. Die Indianer setzen ausgearbeitete hohle Formen an den Baum, und lassen das herabtriefende Harz in diese hineinfließen. Es erhärtet an der Luft, und so erhalten sie schöne, bernsteingleiche Zierräthen, z. B. Ohrgehänge, Kreuze, Halsschmuck u. dgl. Man sollte darauf schwören, sagt der Missionär, sie wären von Crystall. Sie wiederstehen auch aller Feuchtigkeit, nur sind sie sehr zerbrechlich.

Der Baum Molle gibt ein schönes Holz zu Tischlerarbeit; schade, daß es leichte fault. Seine Blätter dienen zum Ledergerben, der Stamm liefert einen sehr wohlriechenden Weih-

rauch, und die Frucht ſchmeckt lieblicher als die Algaroba, nur köpft der daraus gekochte, und zum Getränk mit Waſſer vermiſchte Syrop anhaltend.

Auf den Anhöhen wächſt der Mbocayay. Er trägt Trauben von eßbaren Datteln, woraus man gleichfalls ein Oel preßt, das dem Olivenöl faſt gleich zu ſchätzen ſteht. Eben dieſer Baum erzeugt auch Fäden, die da ſtärker ſind als Hanf, und denen Wilden zu Sehnen ihrer Bogen und zu Angelſchnüren dienen.

Endlich mag der Quebracho oder Axtbrecher (Hacha die Axt, und Quebrar zerbrechen), dieſe Anzeige der kaum aufzuzählenden nutzbaren Pflanzen-Produkte von Paraguay beſchließen. Es gibt zwey Gattungen der Axtbrecher, den weißen und den rothen. Beyde führen ihren Nahmen mit Recht; die Axt des Holzhauers zerſpringt an dem harten Holze, wenn es nicht im grünen Zuſtande oder ganz friſch bearbeitet wird. Das Holz des weißen Quebrachos kommt unſerm Buxbaum gleich; das des rothen oder des Quebracho colorado iſt treflich gemarbelt, wie rother Porphyr. Dieſe Schönheit zeigt ſich erſt, wenn er gefället wird, und entſteht durch ein Harz, das ſodann von dem inneren Theile nach außen

und ihm den vorzüglichen rothen Glanz
ilt.

Die belebtere Welt dieſer Länder iſt uner-
ich. Sie kommt indeß im Ganzen ziemlich
r von Peru und Braſilien überein. Es rei-
ber hin, nur einige Merkwürdigkeiten und
heiten davon beyzubringen.

Zuerſt verdient die erſtaunliche Vermehrung
on uns dorthin verpflanzten großen Haus-
einer beſondern Erwähnung. Sie machen
Hauptartikel des Handels, und überhaupt
Reichthums von Paraguay aus.

Das Hornvieh, welches von einigen weni-
hieren abſtammt, die die Spanier bald nach
Entdeckung des Landes dahin führten, iſt
on der Größe des Ungariſchen, dabey viel-
, trägt aber, da es wild geworden, den
hoch und trotzig.

Um die Mitte des eben verfloſſenen Jahrhun-
war ihre Population ſo erſtaunlich groß,
ie Reiſenden ihren Weg in den großen Sa-
n ſich nur vermittelſt eigener vorausgeſand-
leuter durch dies wilde Rindvieh bahnen
en. Dazumahl galt ein Ochſe einen Real de
, alſo nur 5 gute Groſchen. Ein jeder Spa-
ber ſeine Meyerey vergrößern wollte, mie-

thete für einige Ellen Zeug einige Reuter dieſe fingen ihm dafür in wenigen Wochen tauſend Stück Ochſen und Kühe.

Indeß muß hundert Jahr früher der eines Ochſen noch geringer geweſen ſeyn. T Holz ſchön geſchnitzte Altar zu St. Borg Uraguay, ſoll ohne Vergoldung 30 tauſen ſen gekoſtet haben; dennoch war er nur ein der dortigen Indier, der Quaranier, t Miſſionär im Bildſchnitzen unterrichtet Dobrizhofer.)

Man fängt dies wilde Hornvieh ver lederner Schlingen. Ein Riemen wird den ſen über die Hörner geworfen, während d Anderer den zweyten Riemen um die ſ füße wirft, ihn ſodann auf den Rücken ſp und durch einen gut geführten Stich in de tödtet.

Eine Ochſenhaut von drey Ellen u gutem Leder, wie es die dortige Polizey ſetzt hat, galt noch (1760) 6 Gulden; der Ochſe hingegen nur 4. Das Zubereiten des das da ſeine Haare nicht verlieren darf, dieſen ſonderbaren Unterſchied.

Bey dem allgemeinen Schlachten des viehes wird kaum auf das Fleiſch geachtet.

die Zunge ſind, außer der Haut, worauf
nders angeſehen iſt, oftmahls nur die ein-
theile, welche man aufbewahrt, beſonders
Ochſentalg faſt gänzlich den Mangel an
, der aus Nachläßigkeit herrſcht, er-
ius.

ie Carcaſſe überläßt man bey großen Jag-
f Hornvieh gewöhnlich den wilden Hunden,
i, Geiern und Raben. Durch dieſe über-
en Metzeleyen hat ſich denn das Hornvieh
igs vermindert.

ormahls nahm ein Schiff eine Ladung von
100 tauſend Ochſenfellen mit. Dies ſetzt
eit größere Anzahl erlegter Thiere voraus,
mlich nur die ſtarken Ochſenfelle zum Han-
uchbar waren. Anjetzt machen 30000 ſchon
trächtliche Ladung; und die geſammte
e der ausgeführten Häute beträgt jetzt
jwerlich 1 Million.

as Rindfleiſch iſt übrigens zugleich eine
ahrung der dortigen Armen; der Neger,
aranier, und anderer Indianer, ſo wie
heitsleute und Dienſtboten auf den großen
yen.

uch gibt es einzelne Meyereyen, die auf
Stück Vieh zählen. Der Flecken Pa-

peyu am Uraguay beſaß allein 500,000, und die Miſſion St. Michael noch mehr.

Um ſich aber einen richtigen Begriff von der ganzen Rindvieh-Population dieſer Länder zu machen, ſo denke man hiezu nun die große Menge, welche die Indianer heimlich ſchlachten; ferner die, welche von feindlichen Indiern erlegt werden, endlich diejenigen, welche die wilden Hunde und andere reißende Thiere tödten.

Der Verbrauch iſt dagegen gleichfalls erſtaunlich. So z. B. erforderten die 7000 Guaraner, welche St. Michael bewohnten, zu ihrem Unterhalte täglich 40 Ochſen; und außer den angeführten 30000 Häuten als Schiffsladung, verbrauchten dort die Spanier viele Tauſende zu Sätteln, Stricken, Schläuchen, Säumen, zum Einpacken des Paraguay-Thees, der ungeheuren Menge des dort erzielten Tobacks, und jeder Neger, ja jeder der geringſten Volksklaſſe bedient ſich einer Ochſenhaut ſtatt des Bettes.

Der Reichthum an Pferden ſteht hier dem an Hornvieh nicht viel nach. Es iſt ſehr unrecht, wenn man die Pferde von dieſen Ländern für ſchlecht, klein und kraftlos ausgibt.

Die jetzt ungeheure Pferdezucht von Paraguay ſtammt von den erſten 7 Pferden ab, die

ie Spanier herüberführten. Aus diesen spani-
chen Pferden ist denn eine Race von Pferden
ntstanden, die freylich nicht völlig ihren spani-
hen Anherren gleichkommen, dennoch aber bey
eitem nicht so schlecht sind, als Hr. v. Paw
nd selbst Robertson behaupten. Sie sind gu-
n europäischen Pferden völlig gleich, nur daß
e weder die Größe noch die Stärke der größten
olsteiner oder Steyermarker Kutschpferde errei-
en. Dennoch muß Dobrizhofer selbst gestehen,
ß sie früher ermüden als die unsrigen, weniger
uerhaft und nicht so stark sind. Selbst auf ei-
r kurzen Reise muß ein Reuter mehrere Pfer-
mit sich nehmen; dasjenige, dessen er sich des
ormittags bedient hat, muß den Nachmittag
geritten bleiben.

Indeß sey man auch billig. Das europäische
ferd wird gepflegt, und mit Heu, Hafer oder
derm Getraide gut genährt. Das Paraguayische
ngegen muß kümmerlich sein Futter in jenen
oßen Steppen selbst suchen, muß hiezu viel
herumtraben; es ist der Nässe, Hitze und nächt-
chen Kälte blos gestellt. Auch erhalten die vor-
gen Pferde, sobald man sie gehörig wartet und
ttert, eine weit ansehnlichere Leibesgröße,
tärke und Dauerhaftigkeit. Indeß findet doch

auch ein Unterſchied unter den Pferden ſtatt. Die von der Miſſion von St. Jakob de Storea ſind den Uebrigen vorzuziehen, und ſie verdanken dies beſonders der nahrhaften Fütterung mit der Algarova, oder dem Johannisbrodte. Auch findet ſich eine große Verſchiedenheit der Farben unter ihnen. Die Falben und die Schimmel ſtanden beſonders wegen ihrer Gelehrigkeit vormahls in Anſehen.

Die Anzahl der dortigen wilden Pferde überſteigt unſere Begriffe.

„Die ganze wilde Ebene von Rio de la „Plata, auf 200 Meilen weit ringsumher, iſt „ganz mit wilden, umherirrenden Pferden bedeckt. Hievon kann jeder ſo viel nehmen, als „er will. In wenigen Tagen bringen etliche Reuter viel tauſend Pferde nach Hauſe. Mit Erſtaunen ſah ich einmahl, wie ſechs Spanier, „die ſich mit der Pferdejagd abgaben, auf einmahl 2000 Pferde bey Cordova zum Verkaufe „trieben. Man bezahlte ſie mit einigen Ellen „baumwollen Zeug; dieſe rollten ſie wie einen „Mantel zuſammen und banden ſie hinter ſich an „den Sattel feſt. So kehrten die Pferdehändler, „die kurz zuvor mit großem Geräuſch und unter

einer Wolke von Staub daher kamen, ſtill und ruhig wieder zu Hauſe.“ (Dobrizhofer.)

Die Pferdejagd wird auf mehrere Art betrieben. Man fängt ſie entweder einzeln, mit Schlingen, oder auch in großen Maſſen, indem man Felder trichterförmig umzäunt, und ſie, wie die Fiſche in den großen Fiſchteiche dahintreibt. Nach dieſen Thatſachen iſt es begreiflich, wie einzelne Meyereyen 50000 Pferde betzen, und wie der Preis des einzelnen, unbettenen Pferdes unglaublich gering iſt. Vorahls (1697) kaufte der P. Sepp für 1 Thaler Berth 20, für ein Hufeiſen 6, für eine Pfeife Pferde, und für 2 Nähnadeln ein ſchönes ferd. Selbſt in unſern Zeiten bezahlt man ein reits zugerittenes Pferd, nur mit 2 Thaler.

Die Anwendung oder der Gebrauch der ferde iſt hier denn auch ſehr mannichfaltig.

Jede Klaſſe der Einwohner bedient ſich ihr nicht blos zu Reiſen, Spazierenreiten und irchgängen, ſondern zum Holz- und Waſſerhon; die Pferde müſſen ferner das Korn austren (dreſchen) und in den Mühlen roſſen. Viele diſche Nationen leben faſt beſtändig auf den ferden *), nähren ſich auch von ihrem Fleiſche;

*) Man ſehe weiter unten.

und die Spanier ſchlachten jährlich eine Menge Stuten nur allein um das Fett zum Gerben der Hirſchhäute zu benutzen. Ueberdieß werden eine große Zahl Pferde von den Tiegern und den wilden Hunden zerriſſen, und viele Füllen gehen bey den Jagden verlohren.

Auch an Maulthieren ſind Paraguay und Tukaman erſtaunlich reich. Man zieht ſie, ungeachtet ihrer Falſchheit und daher rührenden Unſicherheit, den Pferden häufig vor; theils weil ſie auf ſchroffen Wegen beſſer fortkommen, theils weil ſie überhaupt mit ſehr großer Vorſicht auftreten. Nur iſt ihre Furcht vor dem Tieger im Stande, das beſte Maulthier außer ſich und den Reuter in Todesgefahr zu ſetzen. Durch das paniſche Schrecken, welches ihnen die Witterung, ſelbſt eines todten Tiegers einflößte, wurden auf einmahl viel tauſend Maulthiere ihren Treibern bey Cordova flüchtig; und ungeachtet vieler angewandten Mühe und der größten Schnelligkeit der ihnen nachſetzenden Reuter, gingen 2000 davon verlohren. Wegen ihrer Vorzüglichkeit zum Tragen ſowohl des Paraguay-Thees, als der Mineralen in den Gebirgen, treiben dieſe Länder einen ſo bedeutenden Handel mit Maulthieren, daß Peru allein jährl. 30000 davon ein-

. Daher halten dann einige Meyereyen Heerden von Eseln, auch findet man sehr ilde Esel. Zum Reiten bedient man sich ber nie; selbst ein Neger hielte es sich zum pfe einen Esel zu besteigen. Viele Esel tet man, um das Fell zum Gerben zu be-

ndlich hat auch das Land einen Ueberfluß olle. Vieh. Die hiesigen Schafe stammen lle, so wie alle Hausthiere, aus Spanien, re Wolle ist, wenn gleich von der spa- ausgeartet, dennoch nicht schlecht. Ein- Guaranischer Kolonien zählen auf 30000 e, und große Meyereyen von 10 bis 30 d.

Der Verbauch des Fleisches ist aber bey efräßigkeit der Indianer sehr groß, und olle dient fast lediglich zu ihren Klei- n.

uch unsere Hunde sind in Paraguay wild den. Sie haben sich in den weitläuftigen n durch die Leichtigkeit von Ochsen- und Eselfleisch zu leben, so erstaunlich ver- , daß sie den Rindviehhandel stark beein- gen. Sie erlegen nähmlich in Gesellschaf- reint, jeden großen Stier und jedes wilde

Pferd; ja sie greifen sogar, wenn der
sie treibt, einen Menschen zu Pferde an
sahe' sich deshalb einmahl genöthiget, E
gegen die Uebermacht dieser bösen, kühnen
zu schicken; allein da diese nach der R
von ihrer Expedition Hundeschläger ge
wurden, so konnte der Gouverneur na
das Militär nie weiter hiezu bewegen.
nehmen sie noch weiter Ueberhand, denn d
wohner, so sehr sie auch ihre Schädlichk
len, wollen sich nicht entehren, etwas Be
des gegen sie zu unternehmen.

Die eingebornen wilden Thiere sind
Ganzen nicht verschieden von denen, wel
bereits bey den Ländern am Maranon u
zugesellten Flüssen erwähnt haben. Der
(Yaguarete) ist auch hier das gefährlichst
der Tapir oder Anta das größte wilde
Die sumpfigen Wälder Mbaevera, wosel
Baum Cae, der Theebaum, so häufig wäch

s bey Entzündungen oder ähnlichen Krank-
ten, angesehen wird.

Unter den großen Thieren nennen die Mis-
närs auch den Hirsch (vielleicht Cerv. mexica-
L. der Bay von Guiana). Er soll den euro-
schen nichts nachgeben, und sie unterscheiden
genau vom dortigen Reh. Letzteres ist auch
r einer seltnen Zähmung fähig. Ein von ei-
n Geistlichen auferzogenes Reh gab hievon ein
enes Beyspiel. Durch Kuhmilch groß gewor-
und an diese Thiere gewöhnt, folgte es stets
Kühen auf die Weide; allein es kehrte nur
h Mülkühr von dort zurück, oft nur tief in
Nacht; und dann klopfte das treue Thier
seinen Pfoten an die verschlossene Thür sei-
Herren, um eingelassen zu werden.

Allerorten begleitete es diesen, er mogte aus-
en oder ausgehen; selbst durch eine Schaar
Hunden, die es anzugreifen droheten, suchte
ch durch zu schlagen; freylich trug dazu das
sband mit Glocken sehr viel bey; denn die-
Geläute war den Hunden fremd und daher
chtbar.

Merkwürdig war aber besonders seine Nah-
. Unter den vielartigen Dingen, denn es
nicht nur Wurzeln, Kräuter und Brodt,

ſondern ſogar Fleiſch, auch ſchien ihm nich
cher als Papier.

„Meine Hefte über die Philoſophi
„Dobrizhofer, die uns der Lehrer diktir
„fraß es faſt gänzlich auf; Muſikalien
„es mir von meinem Tiſche, und verzeh

Auch war nur allein Papier die Lo
der es nicht widerſtehen konnte, als es e
Freyheit geſucht hatte. Schon hatte es
die Wälder verlaufen, wo die Indiane
Zeiten erblickten. Der Miſſionär ſuchte
ſich ſelbſt auf, und nur dadurch, daß er
Blatt Papier hinzeigte, näherte es ſi
wiewohl mit Zittern. Ein Blatt nach d
dern fraß es aus ſeiner Hand, und l
hiedurch von neuem aus der Freyheit
Sclaverey locken. Es blieb auch ſeinem
getreu, bis daß ein ſtarkes Maulthier,
es ſich auf eine höchſt ſonderbare Weiſe i
Kampf einließ (es trat hiebey auf die
beine und ſchlug mit den Vorderbeinen
Maulthier los), es durch einen einzigen
tödtete.

Auch bey uns iſt das Reh einer zie
Zähmung fähig, indeß ſcheint dem amerik
doch mehr zuzutrauen, als den unſrigen

ie Büffon bemerkt, leichtlaunig und selbst
artig werden. Dobrizhofer führt nähmlich
ch ein Beyspiel an, da eine zahme Rehkuh sich
ar zur Brunstzeit in den Wald verlief, allein
chdem sie gesetzt hatte, kehrte sie mit ihren Jun-
n wieder zur Wohnung ihres Herrn zurück.

Die Natur und Lage der hier beschriebenen
nder setzt schon die große Anzahl der amerika-
schen Affen; ferner die Cavien, die Stinkthie-
, Ameissenfresser und Armadille voraus. Von
tern verdient es noch angemerkt zu werden,
ß sie Fleisch fressen. Sie sollen sich, des Man-
s der Vorder- und Hundszähne ungeachtet,
upsächlich von den Leichnamen der todten
erde dort nähren, und ihr Fleisch deßhalb ver-
chenet werden.

Eine unbekannte Merkwürdigkeit ist wohl
dortige Maulwurf Ypipara. Er macht ein
starkes, schaudererregendes Getöse unter der
de, daß man glaubt, man höre Panken.

Was für ein Reichthum zeigt sich hier für
Ornithologie, für die Ichthyologie, für die
hre der Amphibien und Insekten? Sehr viele
dahingehörigen Thierarten sind aber den
achbarten Ländern gemein, und viele andere

sind durchaus unbekannt oder wenigstens unbeschrieben.

Dieser große Erdstrich gewährt zugleich einen neuen Beweis des allgemeinen Naturgesetzes für die Bevölkerung des Landes *), daß nähmlich die Anzahl aller lebenden Substanzen mit der Wärme des Klimas und den Graden der Feuchtigkeit in gleichem Verhältniß stehe.

Die Masse der Thiere ist nähmlich hier so erstaunlich, daß einige Arten selbst den Menschen vertreiben.

Die Missionaren bezeugen, eine außerordentlich große Rattenart breche in Paraguay oftmahls in solchen Zügen hervor, daß die Landleute wegen ihrer Menge ihre Häuser, ja ihre Ländereyen verlassen. „Aus den südlichen Gegenden von Buenos-Ayres fiel ein ganzes Heer „Ratten in Tukuman ein, und verwüstete Aecker, „Häuser und Scheuren. Ueber die Flüsse, die „ihnen im Wege standen, schwammen sie ohne „Furcht. Die ungeheure Felderstrecke, die sie „durchzogen, war nach ihrem Abzuge wie gebahnt. „Die paraguayischen Landleute erschracken über

*) M. s. Geogr. Zoolog. III. B. S. 50.

zahllose Menge Ratten, verließen ihre Wohngen und ergriffen die Flucht.“ (Dobrizhofer.)

Zu Buenos-Ayres zählt man zuweilen auf m Haufen 500 solcher Ratten, und in einem b geschlachteten Ochsen fanden sich ein- l 300!

Fast eine ähnliche Fruchtbarkeit findet dort den Kröten statt. Zu Conception, an dem se Salado, wimmelt es oftmahls auf allen sen von so vielen und schlüpfrigen Kröten, man nicht auf der Erde, sondern auf Eis ehen glaubt.

Ein gleiches Uebermaß zeigt sich hier von kten. So sieht man fast alle Jahre in Para- ungeheure Heere sehr großer Heuschrecken; Ibiponer nennen sie Aorkani. Ziehen sie über Land hin, so verursachen sie eine furchtbare kerniß, die Sonne wird umnebelt, und selbst Tageslicht verdunkelt.

Fast in nicht geringerer Menge fallen hier rere Arten der Fliegen zur Last. Die gering- Wunde sowohl bey Thieren als selbst bey nschen wird mit ihren Eyern, und daher mit igenden Maden belegt.

Noch gibt es dort unzählige Blutigel, oft- ls gleich nach einem Regen, wie aus der

Erde hervorgewachsen, um das nackte Bein des Indiers auszusaugen; ferner Holzböcke (Acari), die in großer Menge über Thiere und Menschen herfallen.

Allein von allen diesen schädlichen Thierarten ist keine mehr zu fürchten, als die verschiedenen Gattungen von Ameisen. So wie in den gegenüberliegenden Afrika, scheinen sie auch hier von der Natur mit dazu bestimmt zu seyn, die Schädlichkeit der übermäßigen Quantität organischer Körper, die da absterben oder in Fäulniß übergehen, zu mindern. Sie tragen auch darin den Character der Termiten in Afrika *), daß sie, gleich ihnen, große feste Gebäude aufführen; Dobrizhofer sahe längst der Parana dergleichen Ameisenhaufen, die drey Ellen hoch und dabey so fest waren, wie steinerne Pyramiden. Die Spanier höhlen sie daher sorgfältig aus und bedienen sich ihrer zum Brodbaken. Allein gerade wie die Termiten unterminiren sie auch ganze Häuser; selbst das Missionshaus, und ein Theil der Kirche wäre beynahe dadurch zusammen gestürzt. Auch sind sie die Zerstörer grosser Pflanzungen, und ganz vorzüglich des hier

*) M. s. den ersten Jahrgang dieses Taschenb

Weinbaues. Es ist zu bedauern, daß bis jetzt einer der Missionare uns mit hinreichender Kenntniß die große Menge der dortigen Insekten zu beschreiben verstand. Denn was wäre hier für die Entomologie zu thun, woselbst 5 bis 6 Arten Leucht-Käfer und, wie Dobrizhofer gesehe, eine unübersehbare Menge Arten von Schmetterlingen, Bienen, Hornissen, Fliegen, Heuschrecken und andere Insekten die Felder bedecken und die Luft anfüllen.

Doch genug von den Thieren, wir eilen zu den Bewohnern dieser reichen Weltgegend.

Der Mensch.

1) Der Orginalbewohner, der Amerikaner.

Auch hier, wie in den schönsten Theilen der südlichen neuen Welt, zeigt sich das traurigste Schauspiel für die Menschheit. Eine kaum bestimmbare Anzahl einzelner Menschenstämme oder Familien, ohne festes Obdach, ohne eigene Sicherheit, feindlich gegen einander, ja gegen die gesammte Natur, lebt oftmahls mitten im Besitze der herrlichsten, so reichlich ihnen dargebotenen Gaben in tiefer Dürftigkeit, reibt sich

unter einander selbst auf, und verschmachtet, wie Tantalus, umringt von unerschöpflicher Fülle.

Nur allein in Chaco nennt Jolis ein halb hundert wilder Volksstämme; und auch bey diesen ist es merkwürdig, daß, so nahe sie oft an einander grenzen, sie dennoch äußerst von einander verschiedene Sprachen reden. Und was für Sprachen! selbst der durch die zusammengehäuften Mitlauter einiger sclavischen Sprachen gewandt gemachten Zunge, und dem abgestumpften Ohre werden sie schwer und widrig scheinen. Wie mögen z. B. die Sprachen der Völker klingen, die sich Gotocoguedeguis oder Lichagotegodeguis nennen?

In der Sprache der Abiponer kommen einzelne Worte von 20 Buchstaben vor. Einige Beyspiele von Worten dieser bedeutenden Völkerschaften mögen die Schwierigkeiten dieser Sprachen erläutern.

Rikapit heißt, ich liebe; Rikapichieroa ich liebe dich; Rikapichialta, wir lieben einander. Hapagranatran, ich lehre; Hapagianapegeta, ich lehre dich; Napagranatranak, Lehrer. Hemokachinätapegioà, du lobest mich. Das Uebelste hiebey aber ist, daß viele dieser Sylben, wenn gleich auf einerley Art gesch

ben, dennoch verſchieden ausgeſprochen werden. Zwar hat Dobrizhofer dieß durch Accente verſchiedener Art anzudeuten geſucht *), allein er geſteht ſelbſt, daß auch dieſe Bezeichnung kaum hinreichend ſey; denn vieles werde in einem ſingenden Tone geredet, und laſſe ſich daher jeher durch Muſiknoten ausdrücken.

Solcher Sprachen mußten die Miſſionare 14 bloß für die von ihnen in Paraguay, oder wenigſtens im Gouvernement von la Plata, zu unterrichtenden Indier, ſtudiren, und in einigen hielten ſie ihre Kirchenreden!

Es wäre ermüdend, hier alle Nationen aufzuzählen und zu nennen, deren die verſchiedenen Reiſenden als einheimiſch hier erwähnen.

Nur von einigen der volkreichſten, und durch den Umgang mit den Europäern bekannteſten zeigen wir die Beſchaffenheit, die Sitten und Gewohnheiten kürzlich an.

Es iſt höchſt merkwürdig, wie ſich ſelbſt noch jetzt die indiſchen Nationen dieſes ungeheuren Gouvernements, gleichſam durch eigene Wahl in zwey Abtheilungen von einander unterſcheiden.

*) Die Leſer zu ſchonen ſind dieſe hier weggelaſſen, da ſie ohne Erklärung unverſtändlich blieben.

Es gibt nähmlich berittene und unberittene Nationen. Warum suchen die letztern sich nicht gleichfalls beritten zu machen, da sie täglich die übergroßen Vortheile sehen, welche die berittenen Nationen in den Kriegen gegen die Spanier und gegen sie selbst haben, da ihnen die unzählbare Menge wilder, leicht einzufangender Pferde täglich vor Augen steht, und da sie von den übrigen Nationen an körperlichen Fähigkeiten nicht besonders übertroffen werden?

Zu den berittenen Nationen von Ansehen und Mächtigkeit gehören besonders die Abiponer, die Macobies, Tobas, Mbayas, Amokobis, Quaycurus, Quenoas, welche letztere wieder in mehrere Unterabtheilungen zerfallen, und worunter die Charruas noch in den neuesten Zeiten den Spaniern sehr gefährlich waren.

Unter den unberittenen Nationen sind die Guaranies, Lules, Ysistines, die Homoampas, Vilelas, Chunipies, Yook, Ocoles, Pazaines, Mataquayes, wie auch die vielen Waldbewohner, von welchen die Quajaki besonders merkwürdig sind.

Die berittenen Nationen übertreffen aber die unberittenen sowohl an Leibesstärke, als an

ebensdauer. Sollte nicht die ſtärkere, anhalten-
e Bewegung hieran Theil haben?

Es gibt Nationen dieſer Länder, die ſich zu
eyden Abtheilungen rechnen ließen, dahin ge-
ört eins der wildeſten Raubvölker; die längſt
en Flüſſen Paraguay und Parana hauſenden
bayaquas.

Sie waren vormahls mehr auf dem Waſſer
ls auf dem Lande zu Hauſe; ſie nahmen mit
hren großen Kähnen bedeutende Schiffe der Spa-
ier. Im Schwimmen, Tauchen, Schiffen und
iſchen beſitzen ſie eine kaum glaubliche Geſchick-
chkeit. Selbſt im heftigſten Sturme wagt ſich
er Payaquas mit ſeiner Familie, heiter und zu-
erſichtlich, auf den großen Strom. Stürzt der
ahn um, ſo ſetzen ſie ſich auf die umgekehrte
eite, und in dieſer reitenden Stellung fahren
e ihrer Beſtimmung nach. Gebirge von Waſſer
ürzen über ſie hin; ſie trotzen den Wellen;
ngen und lachen des drohenden Wirbels. In
e unterſten Tiefen ſtürzen ſie ſich hinab, blei-
n eine Zeitlang unter dem Waſſer, und ſtei-
n mit einem dort gefangenen Fiſch wieder hervor.

Ihre Kriegskähne, welche 40 Mann faſſen,
öhlten ſie ehemahls nur allein durchs Feuer
nd eine ſteinerne Axt aus, und führen auf 400

Meilen von Assumption südwärts in die
Parana gegen die Spanier; raubten, mor
und brannten in ihren Kolonien alles nied

Diese Payaquas, große und starke
schen, haben ihre Furchtbarkeit noch durch
liche Ausstaffirung erhöhet. In die durchb
Unterlippe stecken sie lange Stäbchen von
oder von glänzendem Metalle, die ihnen b
der Brust hinab reichen; bey den Guaranieru
dieser tolle Schmuck Tembita; bey einigen
nationen ist die Tembita von jenem schönen
steingleichen Gummi. An das eine Ohr h
sie einen großen Geyerflügel; den Haaren
sie einen blutrothen Glanz. Um den Hals
Arme und Beine tragen sie Schnüre von
sen Glaskugeln, und bemahlen den ganzen
per mit allerley Farben; ja, um selbst den
terleib anstreichen zu können, handelten si
den Spaniern kleine Spiegel ein. Indeß,
gleich die Männer vormahls durchaus nackt
gen, so bedeckte sich dennoch das andere
schlecht sehr anständig mit künstlich gewe
wollenen Zeuge.

Dieses Volk bediente sich aber zu
auch oftmahls der Pferde, führte Spieße,
gen und Pfeil mit großer Gewandtheit und

:it, und that mithin den Spaniern auf zwie-
che Art ſehr viel Schaden.

Endlich iſt es dem Gouverneur de la Mo-
da, nach häufigem und ſtarkem Anſtrengen, ge-
ngen, ſie zu Paaren zu treiben, durch die
eiſtlichen den gröſten Theil von ihnen in eine
iſſion zu vereinigen, und ſie zur Ruhe und
m Chriſtenthum zu führen; indeß leben noch
ehrere Payaquos in ſteter Fehde mit den Spa-
ern.

Unter den unberittenen Nationen verdient
e Hauptnation von Paraguay, die Nation
:r Guaranier, oder Quaranier, auch deß-
lb hier zuerſt genannt zu werden, weil ſie
rch die Spanier gewöhnt worden iſt, ſich häu-
der Pferde zu bedienen.

Es iſt dieß aber zugleich die zahlreichſte
ation von Paraguay. Der gröſte Theil derſel-
n wohnt in groſen Flecken oder Ortſchaften,
iſchen und an den Ufern der groſen Flüſſe Pa-
na, Paraguay und Uraguay. Dieſe ſind haupt-
hlich durch die Bemühung der Jeſuiten zum
riſtenthume übergegangen, und zugleich den
paniern mit der entſchiedenſten Treue ergeben.

Den Guaraniern haben die Spanier einzig
d allein es zu verdanken, daß ſie noch in dem

Besitze dieses Landes sind. Denn da sich die übrigen wilden Völkerschaften mehrmahls mit einander verbunden hatten, die Spanier zu vertilgen, so wäre die geringe Anzahl der dortigen Europäer, ohne die wichtige Hülfe der Guaranier, nie vermögend gewesen, ihnen Widerstand zu leisten. Oftmahls kamen diese treuen Bundesgenossen ihnen mit einer Armee von 8 und mehr tausend Mann auf das glücklichste zu Hülfe. Sie bedienen sich in ihren Kriegen gleichfalls der Pferde, da sie sonst den Acker bauen und Viehzucht treiben und überhaupt ruhigere Menschen sind.

Im Jahre 1762 betrug ihre Volksmenge in den 30 Ortschaften 141000 Menschen. Vormahls war ihre Zahl noch stärker gewesen; allein hauptsächlich durch die Kinderblattern und die fast eben so schädlichen Masern hatte sie sich so weit vermindert, daß im Jahre 1767, als die Jesuiten aus Paragnay vertrieben wurden, nur noch etwa 100000 Menschen übrig waren; dennoch waren noch zwey neue Kolonien hinzu gekommen, die da über 4000 Einwohner enthielten.

Die Sprache der Guaranier findet sich besonders deßhalb sehr weit verbreitet, weil es in den Wüsteneyen am Yguazu, Carema, Mon-

ıb Acaray und andern dortigen Flüſſen
iele heidniſche herumſtreifende Guaranier

aber reden wahrſcheinlich die bedeutende
ſche Nation der Chiriguaner noch guaraniſch.
n Jahre 1767 zählte Jolis, der ſich lan-
Miſſionär unter ihnen aufgehalten, über
Chiriguaner. Dieſe darf man aber nur
Reſt eines vormahls weit zahlreicheren
anſehen. Sie leben gegen die Cordilleren
:ru nach Tarija hin, und nehmen dort ei-
ndſtrich ein, etwa 100 Meilen lang und
t. Vormahls wurden ſie von den Spa-
nit Recht ſehr gefürchtet. Sie waren eben
:r als hartnäckig und grauſam. Nicht nur
fangenen Feinde fraßen ſie, ſie verzehr-
ar die Verſtorbenen ihrer eigenen Nation.
:ben ſie mit den Spaniern ziemlich fried-
ınd viele von ihnen ſind zur chriſtlichen
n übergegangen; dieſe wohnten (1767) in
ſſchaften und trieben Ackerbau.
u den volkreichen Nationen gehören dann
lls die Guanas, die Guajacuras und die
ten. Jolis ſchätzt die Anzahl dieſes im
wohnenden Volks auf 45000, und be-
t ſie als äußeſt gutartig. Da hingegen die

les Augenhaar auszeichnet. Sogar das Haupt haar reißen beyde Geſchlechter vorn an der Stir ne ſehr weit hinweg.

Die wilden Abiponer ſcheeren ſich das übrig Haupthaar rund, die chriſtlichen tragen hingege einen Zopf. Nur den Witwen wird das Haupt haar gänzlich abgeſchoren; dieß iſt nähmlich da Zeichen tiefer Trauer, und das Abſcheeren geſchieht unter lautem Wehklagen. Dafü tragen ſie ſodann eine, von ſchwarzen und grünen Fäden gewebte Kappe, bis zu einer zwey ten Verheirathung.

Die Abiponer ſind ihres großen breitſchul trigen Baues gemäß, ſehr ſtark, gewandt und dauerhaft. Die ſtete Bewegung erlaubt ihnen ni fett zu werden, alles iſt bey ihnen Sehne un Muſkel. Oft reiten ſie mehrere Wochen auf ih rem Sattel vom härteſten Leder, ohne Steigb gel und werden nie wund; ja bey anhaltend Reiten wird das Pferd ſelbſt wund, der Rei nicht, ſo hart iſt ihre Haut. Nach dem läng Ritt werfen ſie ſich auf den feuchten Boden der, bringen darauf die Nacht, ja oftmahls Tage im heftigſten Regen hin, ohne zu er ken. Sie kennen keine Verkältung, Gicht, Sch ſucht noch Brüche. Sie ſchwimmen über

größten Flüsse; selbst in den Wellen der großen Parana sieht man von ihnen oft nur die Köpfe über dem Wasser, und hiebey plaudern und scherzen sie mit einander.

Ist ihnen bey ihren Expeditionen ein Dorn tief in das Fleisch gedrungen, so schneiden sie ihn mit dem Fleische heraus, ohne irgend ein äußeres Zeichen von Schmerzen. Zu dieser Gefühllosigkeit bringen sie es durch Uebung von zarter Jugend an. Die Knaben zerstechen und zerschneiden sich die Arme, und die Männer fordern sich bey ihren Gelagen zu ähnlichen Operationen förmlich heraus, selbst, worüber man erstaunt, die aller empfindlichsten Glieder zu zerfetzen.

Bey ihrem Reiten zeigen sogar neunzig jährige Greise die größte Gewandtheit; schwingen sich ohne Steigbügel auf das wildeste Pferd, stehen darauf aufrecht, um den Feind auszuspähen, bleiben Tagelang ohne Bedeckung des Kopfes der brennenden Sonne ausgesetzt, und übernachten in der Kälte oder in der Feuchtigkeit.

Ebenfalls besitzen sie große Behendigkeit und die schärfsten Sinne. Sie erklettern sehr schnell die höchsten Bäume, um den Honig der wilden Bienen aufzusuchen, haben den feinsten Geruch

und unterscheiden deutlich den kleinsten
stand in einer Entfernung, wo ein europ
Auge kaum seiner gewahr wird.

Auch dauert ihr Wohlbefinden bis in
ste Alter. Stirbt ein Mann von 80 Jahr
sagen sie, er sey jung gestorben; selbst di
sten nehmen aber ihre weißen Zähne, u
mahls ihr schwarzes Haar mit ins Grab.
noch überleben gewöhnlich die Weiber ihre
ner. Dobrizhofer kannte eine sehr große
Witwen, die über 100 Jahre alt waren.

Diese treffliche Leibeskonstitution verdan
der Abiponer seiner ganzen Lebensweise u
ner Erziehung. Keine Art von Ausschweif
der Wollust ist ihm bekannt; auch heira
nie vor etlichen zwanzig Jahren, und blei
ner, selbst nicht zu jungen, keuschen E
auf das strengste getreu; so erzeugen
wiederum Starke. *)

Sogar im Aeußern bezeugen sie die
Schamhaftigkeit. Nie wird man junge M
mit Jünglingen nur zusammen finden; un
ten sich Gesellschaften von beyden Geschl
zufällig treffen, so entfernen sich sogle

*) Fortes fortibus creantur. Tacit.

inge. Beyde Geſchlechter ſind von früher
ıd gewohnt, ſich faſt täglich zu baden. Da
edes einen eigenen, unverletzlichen Bade-
Die Mutter tränkt ihr Kind ſelbſt, badet
ort nach der Geburt in kaltem Waſſer;
t es nachläſſig in altes Zeug oder in eine
haut, und läßt es frey auf dem Boden um-
echen. Keine Windeln, keine enge Klei-
beſchränken den freyen Gebrauch der Glie-
der erſchweren den Kreislauf und die übri-
unktionen der inneren Theile.
uf ihren Zügen zu Pferde, denn die Wei-
iten auf eben die Weiſe und mit gleicher
keit als die Männer, legt die Mutter das
in einen Sack von wilder Schweinshaut,
r Seite des Pferdes, neben jungen Hun-
nd Kürbiſſen herabhängt. Oft nimmt aber
der Vater ſein noch ſaugendes Söhnchen
g vorn aufs Pferd.
ey dem häufigen Baden übt ſich die Mut-
gleich im Schwimmen, und drückt mit der
Hand den Säugling an die Bruſt, wäh-
daß ſie mit der andern rudert. Erreicht das
nur einige Größe, ſo wirft ſie es in den
, und lehrt es hiebey ſelbſt ſchwimmen.
über die erſte Zeit hinaus, ſieht man ſchon

die Knaben mit ihren kleinen Gewehren,
und Pfeil, auf Vögel und andere kleine
Jagd machen, wie auch nach dem Ziele
Sodann fangen sie bereits an, sich auf de
zu schwingen und Wettrennen unter eine
halten.

Bey dieser Erziehung ist ihre Nahrung
fach. Wasser der Flüsse und Moräste, ni
mahl Brunnenwasser, ist ihr Getränk;
Wildprett, Vögel und Fische, höchstens
geröstet, nie gekocht, ist ihre Speise.

Wer sieht nicht in diesem Bilde d
Deutschen des Tacitus und Cäsars
sie waren echte Muster langer Keuschhei
großer körperlicher Anstrengung; auch si
von einfacher, fast roher Kost, schlürfte
tentheils das Oxygen der freyen Luft ein
gen sich aller Witterung aus, übten sich
Schwimmen und Baden; hingen nur wei
ges Gewand oder Wildfelle um ihre star
nackten Glieder; ertrugen hohe Grade de
te und Hitze, und wurden, was wir nich

as sind wir aber dagegen anjetzt? kleine
bliche Menschen, mit hundertartigen Uebeln
1. Das Mädchen verblühet bereits nach
hren; der Jüngling wird vor der Zeit ein
und die anhaltendsten, traurigsten Krank-
führen ihn nach tausendfältigen Leiden ins

ie sollte auch die Natur des Menschen da
hre Vollkraft behalten, wo bereits die
nreifen Manne erzeugte Frucht, von der
r oft durch Einzwängung, oft durch Klei-
die dem schwachen Körper bey unserm
gänzlich zuwider läuft, verwahrloset,
inmahl die einzige ihm passende Nahrung,
uttermilch, erhält. Ja, wenn das Gefühl
noch laut genug spricht, wie ist selbst die-
rung erkranket? Von warmen Getränken
rt erschlafft, von tobenden Bällen erhitzt,
on innern Nahrungssorgen, die der unge-
Luxus täglich vermehrt, gemartert, reicht
utter, dem schon in seiner Entstehung kränk-
Säugling die Brust, tränkt ihn bald mit
, bald mit Galle, und theilt ihm hie-
alle die Uebel ihres siechen, elenden Lebens

Indeß trafen in etwas früheren Zeit
se Verwahrlosungen unseres Geschlecht
größtentheils die höheren Menschenklasse
kleinere Theil ward nur Preis gegeben.
jetzt greift das Uebel, wie die Gangrei
das schnelleste nach jeder Richtung um sich.
dem sonst gesundesten, derben Ackersman
abgehärteten Arbeiter inokulirt man die
che. Auch er setzt den nährenden Korn
rück, brauet entweder wirklichen Kaffee
erschlafft noch ärger durch die ganz Deu
überwuchernde Giftpflanze, die Cichori. S
den Säckel einzelner Menschen, stiehlt z
glücke unsers Vaterlandes den nahrhaften
arten den Boden, und zerknickt die Ueb
sel deutscher Mannskraft.

Es ist wahrlich ein tödtender Gedan
große, tapfere Nation in elende Menschе
Mode und übertriebene Verfeinerung ver
zu sehen, zu sehen, wie die höhern und
Klassen Nerv, Geist und Macht verliere
sie von der einen Seite, durch alles n
betrügerische Einbildungskraft stachelt, d
nunft, den wahren Geist ersticken, und von
dern den Körper bald durch indische, den
men täuschende Waaren, bald selbst du
schn

chmackloſe einheimiſche Erſchlaffungsmittel in Ohnmacht verſenken.

Was vermag auch hingegen die Arzneykunde, wäre ſie ſelbſt höher geſtiegen, als ſie dieß nicht iſt? Ihr ſchafft die Kinderblattern hinweg, durch ie Vaccinirung, während daß Gicht, Atonie, mpotenz, Nervenkrankheiten aller Art aus der euen Kleidungsmode, aus den alle Kraft hinegſpühlenden Getränken, und aus tauſend, Geiſt nd Sitten verderbenden Leſereyen hervorgehen, nd jede Klaſſe von Menſchen verkümmern.

Nicht etwa reicht es hin, die Aerzte, Wundrzte und Hebammen zu prüfen, die Apotheken u unterſuchen und die Arzneymittel zu taxiren, ber die Hoſpitäler ſtrenge Aufſicht zu halten, gen epidemiſche Krankheiten des Menſchen und er Hausthiere zu wachen, die Anſtalten zur Biedererweckung Verunglückter zu reguliren, ber endlich einzelne Fälle der gerichtlichen Arzeykunde zu entſcheiden, ohnehin nur eine Zuabe zu jenen bedeutenderen Geſchäften; nein, ſchätzbar, ſo wichtig jene Pflichten der Medinal-Anſtalten auch ſind, ſo bleibt dennoch eis ihrer Hauptgeſchäfte: die Fürſorge für geunde Nahrung, und die Wegräumung alles deſſen, wodurch der Menſch verkrüppelt werden

kann. Es gilt hier der gegenwärtigen und de zukünftigen Generation, und wenn der Gei des Menschen einmahl unaufhaltsam vorwärt gegangen ist, wenn dadurch neue Erfindungen neue Arten des Genußes, neue Bedürfnisse noth wendig entstanden sind, dann muß die Medici nal-Anstalt mit umfassenden, sachkundigen Bli alles überschauen, was unserm Geschlecht fü Veränderungen daraus erwachsen sind, und, wo der Regierung kraftvoll unterstützt, alles zu ver hüthen oder wegzuräumen suchen, wodurch es kan gefährdet werden.

Auf diese Weise tritt Kultur gegen Ueberku tur auf, und während daß sie die Fortschrit des Menschen nicht hemmet, verhüthet sie di Uebel, die ihr Mißbrauch hervorzubringen i Stande ist.

Dann würde auch unser Physisches nicht s hart mit dem der Deutschen des Tacitus, noc mit der Stärke und Dauer der Abiponer kon trastiren. Wir kehren, nach dieser wohl nich ganz unnützen Abschweifung, zu ihnen zurück.

So frugal der Abiponer gewöhnlich auch lebt so ist er dennoch nicht stets so mäßig. Er nimmt oftmahls in einer Mahlzeit erstaunlich viel zu sich; und zwar außer dem Honig und dem Ja-

hannisbrote, größtentheils Fleisch. Hierin wird er nur von den Guaraniern übertroffen. Diesen gibt man nähmlich Schuld, daß ein Einziger in wenig Stunden ein kleines Kalb verzehren könne. Dagegen sind die Abiponer auf langen Zügen, gleichsam wie das Raubthier, zum Fasten geschaffen; sie ertragen ruhig, ja scherzend den Hunger.

Seine Wohnung findet dieser starke Mensch aller Orten selbst noch leichter als seine Nahrung. Eine Decke von Binsen (Rohr) bildet das Haus. Zwey Stangen steckt er in die Erde, hieran befestiget er die Decke, und wann es der heftige Regen oder Wind nöthig macht, schlägt er diese zwey- bis dreymahl zusammen. Um dieses leichtfügige Gezelt wird in schlimmer Jahreszeit ein Graben gezogen, worin sich das abfließende Wasser sammeln kann. Die Pferde werden völlig frey auf die Weide geschickt; um sie aber bequem wieder zu finden, geselle man ihnen eine sehr zahme Stutte zu, die ein Glöckchen am Halse trägt. Die Pferde versammeln sich um sie durch das Geläut, daher nennen die Spanier auch diese Führerinn, la Madrina, die Mutter.

Sind ihre Häuser einfach, so sind ei
Fahrzeuge noch mehr.

Eine starke haarigte, unzugerichtete O
haut, wovon der Hals und die Füße abge
ten sind, wird an den vier Seiten etw
Spannen hoch aufgestülpt, und durch A
in solcher Stellung so lange aufrecht erha
bis sie diese Form dauerhaft annimmt. Au
Boden dieser Pelotas, wie die Spanier sie
nen, legt man die über den Fluß zu führ
Waaren oder das Reise-Gepäck, und derj
welcher hinüberseßen will, tritt in die A
um das Gleichgewicht zu erhalten. Ein Sch
mer faßt einen an die Haut gebundenen S
zwischen die Zähne, und zieht, indem er
den Fluß mit seinen Armen hinüber rudert
einfache Fahrzeug nebst der ganzen Ladun
das jenseitige Ufer. Man schaudert sich au
sem elenden Leder, mitten auf einer gro
reißenden, oft tobenden Wassermasse zu si
Indeß gewöhnen sich selbst die Missionaire
an; und höchstens verunglückt der Führer
einen bey diesen starken, geübten Schwim
äußerst selten eintretenden Krampf; auch
kommen fast jederzeit die Ladung und der A
glücklich hinüber.

Die Kleidung und der ganze Hausrath des biponers iſt eben ſo einfach. Ein viereckiges eug oder bey kälterer Witterung zuſammengeihete Otterfelle, werden über die Schultern georfen und zuweilen noch darüber ein weiter antel, der unter dem Halſe zuſammen geknüpft . Ein ſolches einfaches Gewand iſt aus Wolle der auch Baumwolle von den Weibern gewebt, nd mit verſchiedenen Farben bemahlt. Schuhe, trümpfe und Beinkleider ſind ihnen unbekannt. uch der Kopf iſt gewöhnlich unbedeckt, doch agen Einige auf langen Reiſen eine rothe wolne Binde; es iſt ein vorzügliches Mittel den opf gegen die heftige Sonne zu ſchützen. In n letztern Zeiten haben ſie indeß angefangen iſere Hüte zu ſchätzen.

Die Kleidung der Weiber weicht nicht ſehr n der eben beſchriebenen der Männer ab, nur alles nach der Verſchiedenheit ihres Körpers etas anders eingerichtet. Ihr eingentlicher Putz ſteht in Figuren, die ſie der Haut einätzen, ſo in Tatowiren. Dieſe Operation geſchieht vertelſt ſcharfer Dornen; in die aufgeriſſene Haut euen ſie ſodann Aſche. Selbſt die Mädchen erfen ſich, ſobald ſie mannbar geworden ſind, iſer ſehr ſchmerzhaften Operation nicht, ohne

Schande, entziehen. Sonderbar genug iſt es, daß alle Abiponer auf der Stirn ein ſo tatowirtes Kreuz tragen, dabey haben ſie an den Augenwinkeln zwey kurze Striche, und im übrigen Geſichte verſchiedene gerade Linien. Das andere Geſchlecht iſt ſo bunt wie türkiſche Tapeten an Armen und Beinen.

Ihr Hausrath, der ſo wie ihre Gaderobe, die Arbeit ihrer fleißigen Weiber iſt, beſteht in einigen irdenen, gebrannten und bemahlten Töpfen; auch führt eine reiſende Abiponerinn ſtets ein aus dem härteſten Holze verfertigtes Inſtrument mit ſich, das in der Mitte rund, an beyden Seiten aber wie ein Spathen flach geſchnitten iſt. Sie graben damit Wurzeln, deren Genießbarkeit ihnen bekannt iſt, aus der Erde; und im Falle der Noth dient es ihnen zum Gewehr gegen den Feind.

Auf dieſen Zügen fehlt es denn nie an einer Menge Hunde. Sie werden von den Weibern mit vorzüglicher Sorgfalt zuſammen gerufen, um bey den Pferden herzulaufen, denn ſie kennen zu gut ihren Werth. Durch ſie wird die ganze Caravane auf gewiſſe Art erhalten; ſie treiben das Wildpret und die Strauße auf, fangen ſelbſt Ottern und Kaninchen und andere eßbare Thiere.

abey kosten sie nichts zu unterhalten, man über-
ßt ihnen nähmlich den Kopf und die Eingeweide.

Die Hunde in Paraguay stammen, wie ge-
gt, aus unserem Continente ab, und tragen
ch hier alle die verschiedenen Farben und For-
en, wie die europäischen. Allein sehr starke, große
unde, z. B. Doggen oder große Fleischerhun-
e, finden sich durchaus nicht, so wenig als Pu-
el. Dieser gänzliche Mangel großer Hunderacen
t deßhalb merkwürdig, weil die Spanier zur
eit der Eroberung dieser Länder, eine sehr gro-
e starke Hunderace dort mit hinübernahmen, und
ch derselben, auf eine höchst grausame Art, in
ren Gefechten gegen die armen nackten India-
er bedienten, ja selbst Gefangene davon zerrei-
en ließen.

Die jetzt hier wild gewordenen Hunde, ob-
leich es ihnen bey dem Uebermaß an Fleische
icht an guter Nahrung fehlt, sind nur von mitt-
rer Größe, besitzen aber einen scharfen Geruch
r Witterung eines Wildes, Geschwindigkeit es
nzuholen und zeigen große Wachsamkeit und
reue gegen ihre Herrn. Haben sie auch an Grö-
e und Stärke verloren, so ist dieß dennoch nicht
r Fall, wie Büffon und Paw behaupten,
t Rücksicht ihrer Gescheudheit und ihrer Stim-

me. Sie sind sehr gute Jagdhunde und bellen hier Tag und Nacht zur Sicherheit ihrer Herren. Allein sie haben hier noch einige Eigenschaften, die den unsrigen fremd sind. Da sie besonders fruchtbar sind, eine Hündinn wirft selten weniger als zwölfe, so tragen sie die äusserste Fürsorge für ihr Lager zum Werfen. Sie graben sich, wie die Füchse, hiezu eine Höhle oder Grube in die Erde; den Eingang dazu machen sie sehr enge, und lassen ihn nur in schlangenmäßigen Krümmungen an die Oberfläche treten. Auf diese Weise entdeckt man ihr Lager weniger, und der stärkste Regen dringt nicht hinein. Unverkenntlich gibt diese Sonderbarkeit des hiesigen Hundes einen Beweis mehr, daß der Fuchs einer der Uralten unseres zahmen Hundes war. Er verlernte seiner Vorfahren angebornes Talent, weil er es im Hause seines Herrn nicht bedurfte.

Ebenfalls ist es merkwürdig, daß man in Paraguay nie etwas von dem Tollwerden des Hundes gehört hat. Büffon schreibt dieß der mindern Hitze der neuen Welt zu, allein es wäre leicht dieß zu wiederlegen, wenn es nicht zu weit von unserer Richtung abführte. Indeß ist das Faktum wahr, und für die Amerikaner ein Glück.

Die vormahls sehr bedeutende Nation der Abiponer ist anjetzt sehr zusammen geschmolzen. Ihre gesammte Völkerschaft ist hauptsächlich in drey Unterabtheilungen oder Stämme getheilt, in die Rükahe; sie leben auf offnem Felde; in die Nakaigetergehe, die hauptsächlich in den Wäldern wohnt, und in die Paaukanigga; diese letztern bildeten anfangs eine eigene Nation, sind aber anjetzt von den Spaniern fast gänzlich aufgerieben.

Jeder dieser drey Stämme war ehemahls sehr zahlreich, anjetzt hinggegen enthalten sie mit einander zusammen genommen nur 5000 Köpfe. Es gibt mehrere Ursachen dieser außerordentlichen Volksabnahme. Hieher gehören die inneren Zwistigkeiten; ferner die Kriege gegen die Spanier, sodann die Kinderplattern und endlich die schaudererregende Gewohnheit der Weiber die Frucht zu tödten. Die Gewohnheit, sich von dem Manne gänzlich, während der Zeit des Säugens zu entfernen, ist eine der Haupturſachen dieser Grausamkeit. Sie stillen nähmlich die Kinder bis ins dritte Jahr. Die Männer, dieser Enthaltung überdrüßig, nehmen andere Frauen; die Mutter verkürzt daher diese Zeit nur zu häufig durch den Mord des Säuglings. Sie verschonen aber

die weiblichen Geburten von den männlichen aus schmutzigem Eigennutz. Da nähmlich bey ihnen die Polygamie eingeführt ist, und die Mädchen verkauft werden, so erhalten die Mütter größtentheils diese. Daher ist auch die Anzahl der Weiber weit größer, als die der Männer; man sieht bey Heerzügen eine große Schaar Weiber und Töchter.

So sehr nun auch die Nation der Abiponer zusammen geschmolzen ist, so ist sie dennoch den Spaniern noch sehr gefährlich, sowohl wegen ihrer Stärke und Gewandtheit, als besonders wegen des eingewurzelten Hasses, den sie gegen die Eroberer ihrer väterlichen Wohnsitze hegen. Sie wären aber noch mehr zu fürchten, wenn nicht viele Abiponer durch die Missionäre getauft und in Pflanzstädten zu einer zahmeren Lebensart übergegangen wären. Hiedurch sind denn auch oftmahls neue Spaltungen unter den beyden noch übrigen Stämmen selbst entsprungen.

Ein solcher Krieg der beyden Stämme gegen einander, führt uns hier zu einem Fall, der von den Fähigkeiten dieses Volks einen bedeutenden Aufschluß gibt. Er liefert nähmlich einen Beweis von ihrer Rednerkunst, er zeigt uns, daß, da der Missionär aufs feyerlichste versichert, die

hier (stückweise) gelieferte Rede sey wirklich eine treue Uebersetzung der Rede eines Oberhaupts der Abippner, daß diese Nation weit mehr Geist- und Bildungsfähigkeit besitzt, als man dieß so vagabonden und rohen Menschen zutrauen sollte.

Ychoalay und Debayakaikin, die Anführer oder Caziken der beyden Stämme, der Nükah und der Nakaiketergehes, lieferten einander ein blutiges Treffen. Der erstere siegte darin auf das entschiedenste, er erstach Debayakaikin mit der Lanze, hieb ihm nebst fünf seiner vornehmsten Kriegsleute die Köpfe ab, und brachte sie sodann im Triumph mit sich zu Hause in die Pflanzstadt. Hier ließ er einen hohen Galgen errichten und die Köpfe der Feinde daran aufhängen. Er hielt darauf vom Pferde folgende Rede an das umher versammelte Volk.

„Sehet hier die Strafe für die so vielmahl „gebrochene Treue! Sehet die Siegeszeichen un„serer Tapferkeit! Weidet nun eure Augen an „den Köpfen der verderblichsten unter den Fein„den, die mich so lange nicht zu Athem kommen „ließen, die uns so viele schlaflose Nächte ver„ursacht, zu so beschwerlichen Zügen genöthiget, „so tiefe Wunden geschlagen haben. Dieser (der „Debayakaikin) das Haupt der wieder uns ver-

„ſchwornen Schaaren, konnte nie weder uns
„beſiegen, noch von uns beſiegt werden. End-
„lich entſchied jener große Tag unſer abwechſeln-
„des, zweydeutiges Kriegsloos, da er uns, die
„wir an kein Gefecht dachten, und um alles zu
„geſtehen, dasſelbe vermieden, den herrlichen
„Sieg aufdrang. Laßt auch das Glück an dem
„Ausgange dieſes Gefechts immer ſeinen Antheil
„haben, ihr müßt dennoch geſtehen, daß ihr ihn
„noch mehr unſerer Tapferkeit ſchuldig ſeyd. Den-
„jenigen, der ſo lange euren Hälſen drohete,
„hat endlich dieſe Lanze entſeelt; er kann nie-
„mahls mehr drohen, nie mehr gefürchtet wer-
„den. Auch ſoll er nicht von euch beweint wer-
„den, er, der wirklich aller Thränen, wodurch
„ihr andere Tode zu betrauern pflegt, ganz un-
„werth iſt. Obgleich mit uns dem Blute nach
„verwandt, war doch ſein Herz ſtets von uns
„entfernt. Sein ganzer Haß, alle ſeine Betrüge-
„reyen, Wuth und Galle goß er über uns aus. Hier
„iſt nun das Haupt, das ſo viele Verrätherey
„ausgekocht hat. Höhnet nun den Meineidigen,
„aber er ſey euch auch zum warnenden Beyſpiel,
„damit euch nicht einſt das nähmliche Schickſal
„treffe. Seyd eingedenk, daß ihr den Spaniern
„eure Treue verpfändet habt; ſeyd rechtſchaffen

„und mir, der ich für eure Wohlfahrt Sorge „trage, folgsam. Den elenden Rest der Feinde „achte ich nur gering. Die Streitbarsten liegen „auf dem Schlachtfelde; die Uebriggebliebenen „sind feige und flüchtig, und nur darum noch „am Leben, weil sie vor unsern Augen und Hän„den flohen. Wenn die Quelle versieget ist, ver„trocknen auch die kleineren Bäche. Hat man „einmahl der Schlange den Kopf abgeschnitten, „so ist der Ueberrest ihres Körpers, wenn er sich „auch noch eine Zeitlang reget, unschädlich und „verdorret in wenigen Stunden.“ — So sprach „Yhoalay.

Wenn gleich einige Wiederholungen in dieser Rede vorkommen, so ist dennoch das Ganze gar nicht schlecht geordnet, noch die Gleichnisse schlecht gewählt; ja es scheint auch hier weniger Aufwand von Metaphern als in den Reden der Nordamerikanischen Wilden. *)

Der Missionär bemerkt mit vielem Recht, daß die Abiponer sich beredter und fertiger ausdrücken, als unsere deutschen, geringeren Volksklassen; ja man dürfte einen solchen Vortrag, unvorbereitet, sicher von manchem Europäer der gebildeteren Stände vergeblich erwarten.

*) M. s. den 3ten Jahrgang dieses Taschenbuchs.

Dieß führt uns zu den Fähigkeiten der indianischen Nationen dieser Länder überhaupt; man wird finden, daß auch hierin die Verächter der neuen Welt diese durch zu dunkel gefärbte Gläser ansahen.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Hauptnation von Paraguay, die Guaranier, durch die Jesuiten vielartige Fertigkeiten in den Künsten erlangt haben.

Die Jesuiten wählten gewöhnlich, aus weit verbreiteten und zahlreichen Gesellschaften, solche Männer zu Missionaren, welche, außer den Lehren der katholischen Religion, die zu bekehrenden Indier mehrere brauchbare Künste zu lehren im Stande waren. Es wurden daher von Spanien aus nicht bloß Spanier oder Portugiesen, oder Italiäner, sondern besonders viel deutsche Missionäre nach Paraguay gesandt, weil man unter leztern besonders viele Tonkünstler, Sänger, Componisten, Instrumentenmacher, Baumeister, Aerzte, Wundärzte und auch Handwerker antraf. Die Musik macht nähmlich einen besondern Eindruck auf die rohen Nationen, und jene wußten dieß trefflich zu ihrer Absicht zu benutzen.

Indeß gewannen doch offenbar diese rohen

Menschen selbst *). Ihre Fähigkeiten wurden so weit entwickelt, daß man in den Ortschaften der Guaranier von dieser Nation geschickte Tonkünstler, Instrumentenmacher, Mahler, Bildhauer, Baumeister, Uhrmacher, Glockengießer, Weber und mehrere Arten geschickter Handwerker antraf. Sie wurden bald fertige Abschreiber, sowohl von Aufsätzen in ihrer eigenen Sprache als im Lateinischen; sie druckten und gossen hiezu die Lettern selbst.

Auch zeigten sie ein außerordentliches Gedächtniß. Einige obrigkeitliche Personen in den Ortschaften von Paraguay, dort geborne Indianer sagten nach angehörter Predigt der Missionäre, ihrem auf dem großen Platze hierzu versammleten Volke, diese Predigt auf das genaueste wieder her.

Hatten sie eine Symphonie zwey- bis dreymahl durchgespielt, wobey sie kein Auge von den Noten lassen, so spielten sie diese aus dem Kopfe ohne den mindesten Fehler wieder her. Uebrigens erlernen sie alles leichter was sie sehen, als was ihnen nur allein durch das Ohr zugeführt wird. Daher schnitzen und mahlen sie nach einen vor-

*) Man sehe hievon weiter unten.

gelegten Modell sehr geschickt; ohne Modell hingegen bringen sie fast nie etwas Geschendes zu Stande, man mag ihnen irgend etwas noch so deutlich angeben. Erfindungskraft, Genie, scheint ihnen fremd; nur Nachahmungsgeist ward ihnen zu Theil, dieser aber in einem ziemlich hohen Grade.

Tiefere Denkkraft oder nur Anstrengung im Nachdenken ist gleichfalls nicht ihr Werk. Sie sehen nur auf das Gegenwärtige, und sind über die Zukunft unbesorgt. Daher darf man ihnen kaum eine Religion beylegen.

Als einer der Missionäre sich einstens mit jenem gescheuden Redner, den Caziken Schoalay über die Größe und Schönheit des gestirnten Himmels unterhielt, und ihn auf die Ordnung und Weisheit, die in der gesammten Natur herrscht, aufmerksam zu machen suchte, so befragte er ihn: Was dünkt dir also wohl von dem Urheber und Regierer dieser herrlichen Natur? Was haben eure Väter darüber gedacht? „Mein Pater, antwortete Schoalay, unsere Ahnen sahen sich bloß „auf der Erde um, und bekümmerten sich nur „allein um Gras und Wasser für ihre Pferde. „Was im Himmel vorging, wer die Gestirne ge-

nacht habe, und sie regiere, darauf dachten sie nicht.“

Auch die Idee eines Gottes scheint bey den naraniern nicht viel bestimmter zu seyn. Sie len, sagen die Miss.onare, Gott, Tupa, nen n; dies Wort ist aber aus zwey andern zu mmengesetzt; Tu ist ein Zwischenwort (Empfin ungswort) der Verwunderung, und Pa ein Fra wort. Sie rufen daher stets, wenn es donnert upa! Dies ist also überhaupt nur ein Ausdruck s Schreckens.

Der Begriff einer speciellen Vorsicht ist ih n sogar zuwieder. Als der Pater Sepp ihnen gte, Gott walte über alles, er sähe alles, be erke alles, es geschähe nichts ohne seine Zu ssung, sie könnten daher seiner Vorsicht trauen; ntwortete der Indianer: „Pater, ich verlange ber einen solchen Gott gar nicht, der alles sieht, alles bemerkt, was ich thue, und sich um alles ekümmert.“

Dennoch herrscht auch bey diesen Indianern elartiger Aberglauben. Die Abiponer halten die ejaden (das Siebengestirn) für das Bild ihrer orfahren. Da nun dieses nördlichere Gestirn Südamerika einige Monate nicht sichtbar ist, sagen sie, ihr Großvater sey krank. Sie fürch-

ten seinen Tod, und feyern daher seine Wiedererscheinung durch ein eigenes Plejadenfest.

Sobald nähmlich das Siebengestirn von einer Anzahl Indier wieder erblickt wird, rufen sie ihm zu: Wie danken wir dir! Endlich bist du zu uns zurück gekehrt! Du bist also glücklich wieder gesund worden! Am folgenden Tage sammlen sie sogleich Honig, um daraus ihren Wein (oder vielmehr Meht) für das Plejadenfest zu bereiten. Die hierauf versammelte Menge theilt sich in mehrere Partheyen. Die verheiratheten Männer setzen sich auf Tigerhäute zum Trinken; die Weiber heulen einen Gesang, die Unverheiratheten scherzen und lachen. Die Nacht wird durch Fackeln erhellet, und eine Schwarzkünstlerin, die Hauptperson des Festes, tanzt nach dem Geklapper eines Kürbis, der mit harten Körnern angefüllt ist. Hierauf folgt eine schreckliche Musik von Kriegspfeifen, Hörnern und dem lauten Jubelgeschrey der Umstehenden. Selbst aber bey diesem allgemeinen Feste und Trinkgelage sieht man keine Unanständigkeit; die Mädchen halten sich stets zusammen, entfernt von den Jünglingen.

Diese Schwarzkünstlerinnen werden gleichfalls aufgerufen, das Zukünftige bey bedeutenden Unternehmungen vorher zu sagen; wobey

ſie ſich außer jener Kürbisklapper, Zaubertrommeln (Köpfe mit Rehhaut überzogen) bedienen. Sie ſuchen ſelbſt hiedurch die Verſtorbenen wieder hervorzurufen, und ſie zu berathfragen.

Große Ungewitter und ähnliche Phänomene ſchreiben ſie dann auch auf Rechnung der Zauberey. Natürlich ſind dieſen Völkern auch die Sonnen- und Mondfinſterniſſe furchtbar; ſie heulen gegen das Geſtirn ſtets: Tayreta! d. i. du Armer (Unglücklicher) denn ſie fürchten deſſen gänzliche Verlöſchung.

Die zuvor erwähnte Nation der Chiquiten glaubt, daß dieſe Geſtirne bey ihrer Verfinſterung von den Lufthunden zerfleiſchet werden. Daher ſchießen ſie einen ganzen Hagel von Pfeilen gegen den Himmel, um jene zu tödten.

Es iſt übrigens merkwürdig, daß ſowohl dieſe Völker, als auch die Morobis, Tobas und andere berittene Nationen in Chaco, ob ſie gleich nie einen Gott annehmen, den Teufel, den ſie Balichu nennen, für einen ihrer Ahnen annehmen, und ihn daher auch verehren.

Unläugbar haben die Miſſionäre ſehr vieles dazu beygetragen, dieſen vielartigen Aberglauben zu vermindern, und die Schwarzkünſtler zu vertreiben. Selbſt die vagabonden Abiponer ſind

wenigſtens theilweiſe davon abgegangen, und zur katholiſchen Religion übergetreten; ſie haben ein ſtetigeres Leben angenommen, und angefangen die Erde zu bauen. Im Jahre 1762 waren 800 Abiponer getauft.

Dennoch ſind ihnen ſtets noch viele lächerliche Gebräuche übrig. Unter mehreren führen wir hier davon folgendes an. Die Weiber der Abiponer gebären ſchwer. Die Urſache gibt man auf das frühe und ſtete Reiten; wodurch die unterſten Theile des Beckens (beſonders das Ende des coccygis) minder biegſam, minder nachgebend werden.

Sie ſelbſt ſchreiben dies alles ſo wie andere Beſchwerden auf die Rechnung der Zauberer, und ſuchen oftmahls bey dieſen Hülfe. Die treffliche Conſtitution dieſer Frauen, und ein ſtrenges Enthalten von allem Fleiſche, läßt indeß ſelbſt das ſchwerſte Kindbette ſehr bald vergeſſen. Nachdem ſie gleich nach der Geburt ſich und ihr Kind gebadet haben, gehen ſie nach einer kurzen Ruhe ſofort wieder an ihre gewöhnliche Arbeiten, ſowohl im Hauſe als im Felde, ſogar bey rauher Witterung.

Iſt nun dieſes wichtige Geſchäfte der Frau ſo bald und ſo glücklich beendigt, ſo hebt dage-

gen das des Mannes nur erst an. Kaum hat die Mutter das Kind geboren und ihr Lager verlassen, so wird dies von dem Ehemanne eingenommen. Er legt sich aber nicht blos nieder, sondern er wird auch wie ein wirklich Kranker mit Rohrdecken und Häuten gegen jedes Lüftchen zugedeckt; er fastet und enthält sich mehrere Tage verschiedener Speisen und anderer ihm angenehmer Gewohnheiten. Als ein Missionär in Gesellschaft eines spanischen Officiers einstens den Caziken der neuen Colonie von St. Jakob, einen übrigens sehr vernünftigen Mann, besuchten, grüßte sie der Indianer aus seinem Bette. Der Spanier both ihm Schnupftoback an, den jener besonders liebte; und da dieser es als eine Beleidigung ansah, daß der Cazike ihn ausschlug, rief der Indier: „Weißt du denn nicht, daß meine Frau „gestern mir einen Sohn geboren hat; in was für „Gefahr würde mein Kind kommen, wenn ich durch „den Reiz des Tabaks nieße?" Hierauf zog er sogleich alle Häute und Decken wieder über sich her, aus Furcht, jede kühle Luft, die ihn anwehete, möchte dem Kinde schaden.

Dieser Wahnsinn geht so weit, daß der Vater wirklich für jede Unpäßlichkeit, die dem neugebornen Kinde zustößt, sich verantwortlich hält;

stirbt es, so geben die Frauen ihn als den der seines Kindes an, sie werfen dem Vate er habe sich nicht gehörig gehalten; habe getrunken oder seinen Magen überladen, sich erhitzt.

Sonderbar genug fand sich dieser toll brauch nicht nur bey mehreren Völkern von amerika, vor, er war in älteren Zeiten a unserer Erdhälfte eingeführt. Diodor Sicilien erwähnt seiner als unter den gebräuchlich, und Strabo bey der Be bung des damahligen Spaniens; und das man in Bearn, faire la Couvade nennet, f im Grunde ebenfalls hievon ab. Diese Th hatte sich ebenfalls in Asien verbreitet; Marco Polo fand sie bey einigen tata Stämmen. Vielleicht ist sie von dort aus neue Welt hinüber gegangen. Kurz, wir uns doch nicht so sehr mit unserer einheim Geschendheit brüsten; unsere weniger kulti Vorfahren waren nicht viel weiser als di ponier oder Guaranier.

Ist dem Oberhaupte eines Stammes, Cziken, ein Sohn geboren, dann hebt eine erlichkeit von acht Tagen an. Am ersten die ganze Schaar der Mädchen mit Palm

gen in der Hand zu der Cabane des Neugebornen; tanzt unter lautem Jubel darum umher, und klopft mit den Palmen an die Wände oder Decken. Dieses Anklopfen sehen sie als eine glückliche Deutung an, daß der Sohn dereinst ein großer Krieger werden werde. Gleich darauf läuft die stärkste Frau des Orts, von den Hüften bis auf die Waden mit einem Reifen oder Kranz großer Straußfedern umsteckt, in Gesellschaft der Mädchen in die Hütten, prischt mit einem ledernen Kolben alle Männer, die sie nur vorfindet, heraus, und die Mädchen empfangen sie mit den Palmzweigen auf ähnliche Art.

Wegen der Aehnlichkeit dieser so befiederten Frau mit einer Spinne, nennt man die Feyerlichkeit selbst, die Spinne (dans. Havali).

Am folgenden Tage ringen die jungen Mädchen mit einander, so wie auch die Jünglinge, doch völlig von einander abgesondert. Der dritte Tag wird von beyden mit Tänzen hingebracht; aber am vierten tritt jene befiederte Spinne wieder auf, und fordert aus jeder Hütte die Weiber einzeln zum Kampfe auf, und ringt mit jeder von ihnen. Die Feyerlichkeiten der übrigen Tage sind zum Theil Wiederholungen des Tanzens und Ringens, noch mehr aber Schmausereyen und

Trinkgelage der Männer unter abwechselnd Gesängen und Lärmen der Trommeln.

Aus diesen Freudenfesten bey der Geb eines Sohnes der Caziken sollte man nicht oh Grund vermuthen, daß die Nation der Abipon nur erbliche Oberherren anerkennen; dies ist d Fall bey den Guaraniern, allein nur selten b den Abiponern.

Zwar geben sie zu Zeiten dem Sohne d Stelle des Vaters, im Fall er ein vorzüglich Krieger ist; allein oftmahls wählen sie ihre Ober häupter aus einer ganz andern Familie. Dennoc haben sie einen Adel, und halten selbst viel au adliche Abkunft. Seit der Bekanntschaft mit de Spaniern tituliren sich ihre Vornehmen Capi tan, und wissen sich viel auf diesen Titel. Selb Frauen, ja alte, ganz verarmte Weiber, hör man mit vielem Stolze sagen: Aym Capita, ic bin von Adel. Dies ist aber desto sonderbarer je weniger im Grunde dieser Adel, und selbst di Regenten in Ansehen stehen. Ihren Befehle oder Entscheidungen bey Zwistigkeiten gehorch das Volk nicht; es folgt aber wohl ihren Rath gebungen.

Die Caziken (bey den Guaraniern Abaru bichá, bey den Abiponern Nálareyrát) sind eigent

lich

nur zum Kriege oder zu Kriegs- und Streif-
gewählte Anführer. Der tapferste Capitain,
der freygebigste hat daher die meisten Leute.
führt uns zu den Kriegen dieser Natur-
chen selbst.

Da diese Nationen die Spanier als un-
mäßige Besitzer, als Usurpatoren, ihrer
er ansehen, so befinden sie sich fast beständ-
mit den Europäern im Kriege. Hievon sind
i diejenigen ausgenommen, welche die Mis-
re in Pflanzstädte zusammen gebracht haben.

Diesen Grundsätzen gemäß besteht ihre
ofehde stets darin, die Städte oder die
nien zu überfallen; das Vieh zu rauben,
Pferde und Maulthiere wegzutreiben, die
ohner zu ermorden oder gefangen mit sich
zu führen.

So stark und rüstig gebauet aber auch der
ner ist, so ist er dennoch furchtsam; er un-
nmt nie einen öffentlichen Zug. Fast alles
wo möglich, bey Nacht vorbereitet und
eht in der Morgendämmerung, jedoch nie-
ohne zuvor genau durch Kundschafter die
ke des Feindes erforscht zu haben.

So wie bey den nördlichen Wilden wird auch
in Krieg, oder vielmehr ein Raubzug nur

bey Gelagen, daher gewöhnlich im Rau
ſchloſſen. Pünktlich halten ſie indeß all
ſie bey ihrem Trinken zuſagten. Sie ko
dem feſtgeſetzten Tage, den ſie hauptſäch
dem Mondeslauf beſtimmen, genau zu
Jeder Abiponer führt, um abwechſeln zu
drey Pferde mit ſich, aber niemahls
oder Waſſer. Der Ueberfluß des Wildes
Vögel bietet ihnen aller Orten ihre Na

Eine Lanze von 5 bis 6 Ellen aus de
harten Holze Neterge, ſauber geründet
beyden Enden ſcharf geſpitzt; ein faſt
Bogen von beynahe 6 Fuß mit einer ſtarke
von Fuchsdärmen oder ſtarken Palmfäd
beſiederten, aber niemahls vergifteten,
mit einer Spitze, bald von Eiſen,
Knochen, dies ſind ihre hauptſächlichen
Die Stärke des Bogens nöthigt Verſc
ſich einer Art hölzerner Handſchuh zum
ſpannen zu bedienen. Um Vögel lebend
halten, bedienen ſie ſich ſolcher Pfeile
anſtatt der Spitze mit einer hölzernen K
ſehen ſind. Stehen zwiſchen ihnen und
treffenden Gegner Zweige; ſo ſchießen
Pfeile in einen Bogen. Auf ähnliche We
ſie hölzerne Gebäude in Brand, inde

des Pfeiles mit brennender Baumwolle
en.

Verſchiedene der dortigen Völker bedienen
ch der Schleuder; andere hingegen führen
efährlichere Waffen. Sie beſtehen aus drey
runden Steinen, die in einer ledernen
ge feſt gemacht ſind. Mit eben ſo großer
cklichkeit und Genauigkeit als Stärke,
ern ſie dieſe gegen ihren Gegner, und
nettern ihn hiemit den Kopf oder die Glie-
a ſie tödten hiemit auf einen Wurf, einen
, wilden Ochſen. Auch die Spanier rei-
er ſelten ohne ein ſolches furchtbares Ge-
m Pferde herabhangen zu laſſen; ſie nen-
e las bolas.

evor ſie den Feind angreifen, ſtreichen
Geſicht mit mehreren Farben an, ſetzen,
) ein noch furchtbareres Anſehen zu geben,
i von Federn, ja ganze Hirſchgeweihe auf;
fahrung weiß man aber, daß gerade die
ſamſten ſich am furchtbarſten ausſtaffiren.
ziken tragen auch außer den Kriegszei-
ie rothe mit Metallſtücken beſetzte Kopf-

s iſt kaum glaublich, wie ſehr dieſe Wil-
ſer Feuergewehr fürchten. Oft haben we-

nige Spanier ganze Horden ſtreifende Abi
nur allein dadurch abgehalten, daß ſie ruh
Gewehr bald gegen den einen, bald gege
andern richteten, ohne je zu feuern. Ja
Miſſionär erwähnt eines Soldaten, deſſen
unbrauchbare Flinte auf die Art die trefli
Dienſte leiſtete. Haben ſie aber einmahl die
hand gewonnen, dann würgen und rauben
der erſten Wuth, was ſich ihnen darbiethet;
piren auch faſt auf ähnliche Art wie die
Amerikaner, und bringen die Kopfhäute in
Heimath. Dennoch führen ſie viele Gefan
beſonders junge Leute, mit ſich fort, beha
ſie aber nie wie die Huronen oder andere
amerikaniſche Wilde; vielmehr begegnen ſie
gütig, nehmen ſie gleichſam in ihre Familien
ja ſie entziehen ſich ſelbſt manches, um
Gefangenen nichts abgehen zu laſſen. Sonb
genug klingt es, wenn der Herr dem Gef
nen auf folgende Art befiehlt ſein Pferd z
teln: Wenn du willſt, oder wohl gar,
barme dich über mich und bringe
mein Pferd. Dagegen behauptet Dol
hofer, daß mehrere ſolcher Gefangenen
dieſe gütige Behandlung, den Abiponern ſ
zugethan werden, daß ſie bey ihren Streif

hre eigene Landsleute, die Spanier, auf das hef-
igſte angreifen und grauſamer gegen ſie wüthen,
ls die Indier ſelbſt.

Die Siege werden durch große Trinkgelage
efeyert, wobey es nicht ganz ungewöhnlich iſt,
ie aus den Hirnſchädeln der Erſchlagenen ihren
Meth oder den gegohrnen Saft vom Johannis-
rod, oder auch Maiz, trinken zu ſehen.

Iſt ein Cazike im Treffen gefallen, ſo trau-
:en alle Männer durch Abſchneiden des langen
Haupthaars; die Weiber erheben ein Klagege-
chrey, die Männer ſtellen aber ein Todtenmahl
n, das in Trinken, Singen und Trommeln be-
teht. Es iſt merkwürdig, daß man nie den
Nahmen eines jüngſt Verſtorbenen nennen darf.

Die Abiponer wickeln ihre Leichen in eine
Ochſenhaut, und begraben ſie in den Wäldern.
Bey den Gräbern der Feldherren erſtechen ſie
inige Pferde, und ſtellen dieſe nebſt verſchiede-
nen Lanzen um das Grab; ſetzen auch, wie bey
em Grabe jedes andern Abiponers, einen Topf
aneben. Alles dies iſt aber eine Anſpielung auf
ie Zukunft; im Fall nähmlich der Verſtorbene
rinken, reiten oder jagen wollte.

Eine eben ſo ſonderbare, als auch widrig
cheinende Gewohnheit iſt es, jedem Todten vor

der Beerdigung, Zunge und Herz auszuf
den, beydes zu kochen und es von Hunden
zehren zu laſſen.

Da die Abiponer annehmen, daß jede
desart, ſelbſt die durch Verwundung, von
berern bewirkt werde, ſo glauben ſie da
durch dieſen ſcheußlichen Gebrauch ſich z
chen, und den ſchnellen Tod des Zaubere
bewirken.

Sind angeſehene Männer, Heerfü
außerhalb Landes gefallen, ſo führen ſie
großem Pomp und Trauergeſange ihre Gel
jedoch von allem Fleiſche entblößt, zu den
gräbnißſtätten der Väter.

Die Nation der Mbäyas, (etwas nördl
an dem Fluß Paraguay,) ſenkt ihre Todt
großen irdenen Gefäßen in der Stellung de
gebornen Kindes, in die Erde.

Dies ſey genug von den Sitten dieſer
lichen Amerikaner; jetzt noch kürzlich die
gen Einrichtungen ihrer Feinde, der Spani

b. Der Fremde; der dort Angeſiedelt

Kaum wär'es nothwendig, über die in
raguay und Tucuman angeſiedelten Europä

was zu sagen, da diese Länder mit Peru auf ähnlichem Fuß eingerichtet sind. Indeß findet sich, oder vielmehr es fand sich vormahls bis 1708 hier eine Anordnung, wodurch sie sich bedeutend von den übrigen Colonien der Spanier in Süd-Amerika auszeichneten. Und diese Einrichtung hat so bedeutend auf das Land selbst gewirkt, daß sie wenigstens einer besondern Erwähnung Werth ist.

Seit mehr als zwey Jahrhunderten (seit 1580) hatte die Gesellschaft der Jesuiten sich dieses Landes vorzugsweise zu ihren Missionen gewählt. Sie hatten dort eine große Anzahl Missionen oder Flecken angebauet, worin die getauften, oder wenigstens von ihnen unterrichteten, Indianer wohnten. Diese Ortschaften waren oft wichtiger als die Städte der Statthalter. Sie erstreckten sich über die Gouvernements von la Plata, Tucuman und dem eigentlichen Paraguay. Nur allein dieses letzte Land hatte im Jahre 1762 dreyßig Missionen oder Colonial-Flecken der Jesuiten, worin 141252 Menschen, Guaranier, lebten; und diese Provinz hieß deshalb ehemahls vorzugsweise das Land der Missionen, (Terra Missionum, die Doctrinas.)

Unstreitig war es die auffallende Wirkung

die die Lehre und Behandlungsmethode d
ſuiten auf die rohen Nationen hervorb
wodurch die Spaniſche Regierung veranlaß
de, dieſen Vätern ſo große Vorrechte do
zuräumen. Jede Miſſion hatte, wie die
ſchaften im Mutterlande, ihren Gouver
ihren Regidoren und Alcalden. Der Gouve
ward von den Indianern ſelbſt gewählt
von dem Pfarrer (Jeſuiten) beſtätigt. Dieſe
len geſchehen mit vielen Feyerlichkeiten i
Kirchen. So wurden auch die Unterbed
dort von den Indiern gewählt, allein alle
durften ohne Zuziehung und Billigung des
rers keine Vergehen beſtrafen. Große V
chen, z. B. Morde, kamen, was merkw
genug iſt, faſt gar nicht vor; und es iſt u
bar, daß die Behandlung der Indier durc
Jeſuiten hieran einen ſo löblichen Antheil
Sie behandelten dieſe rohe Menſchen mit
Sanftmuth; ſie brachten ihnen, nachdem
dortigen ſchweren Sprachen erlernt h
Menſchlichkeit und ſelbſt einen hohen Gra
Gutmüthigkeit und Uneigennützigkeit bey.
meiſten Vergehungen wurden durch Gefä
oder Faſten beſtraft, und es war ein ä
ſeltener Fall, daß man körperliche Strafe,

lich einige Peitschenhiebe, nothwendig fand. Der Geistliche hielt stets vor der Bestrafung eine Rede voll Sanftmuth, wodurch der Verbrecher sich von der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Strafe selbst überzeugt fühlte. Daher küßten ihnen die Indier sogar nach der Bestrafung noch die Hände, daß man sie so schonend behandelt habe. Von diesen Strafen waren aber selbst jene Alkalden, Corregidoren, nicht ausgenommen. Sie zeichneten sich von den übrigen Indiern nur durch bessere Kleidung aus, womit sie die Väter beym Antritt ihres Amtes beschenkt hatten.

In allen Ortschaften waren Schulen, worin die Knaben Lesen und Schreiben lernten. Sie erhielten Unterricht in der Mahlerey und in der Musik; lernten auch Latein; in beyden brachten sie es oftmahls ziemlich weit. Ebenfalls sahe man dort Werkstätte für viele Handwerker, z. B. für Zimmerleute, Maurer, Schlosser, Tuchmacher, Bildschnitzer, Silberschmiede u. drgl. Diese arbeiteten täglich unter der Aufsicht eines Coadjutors, und die schönen Kirchen, die Altäre, die Orgeln nebst allen Verzierungen, sind die Werke, der aus diesen Anstalten hervorgegangenen Indier.

Unter der Aufsicht der beyden Geistlichen

(denn jede Ortschaft hatte einen Pfar
nen Vicar) baueten die Indianer das
baueten Waizen, Reis, Maiz, Baur
was Zucker und Indigo, viel Taba
sonders den Paraguay-Thee. Ein
pflanzten gleichfalls in ihren Gärte
(Cactus Opuntiæ) besetzten sie mit
würmern, und zogen daraus eine
Quantität dieses schönen Produkts.
Geschlecht lernte nähen, stricken, un
ihnen wöchentlich zugetheilte Baumw

Die Jesuiten fingen ihren Tag
gens um 5 Uhr an; hielten, nachde
Stunde mit ihrer Privatandacht zuge
ten, die Messe, und arbeiteten soda
Corregidoren, um sich von allem Vor
zu unterrichten, besuchten sodann di
und Werkstätten.

Das Volk ging um 8 Uhr an s
und die Corregidoren hielten hiebey g
sicht. Um 5½ Uhr Nachmittags kam e
zum Gebeth, küßte den Vätern kindli
de, und erhielt dagegen von ihnen
Paraguay-Thee und 4 Pfund Rind
jede Familie von 8 Menschen. D

lieb für den Gottesdienst und für Volksvergnü-
ungen.

Die Indier hatten in so weit kein Privat-
igenthum. Auch bedurften sie dessen nicht, denn
ie erhielten alle Nothwendigkeiten des Lebens,
nd selbst ihre Häuser waren gut eingerichtet und
nit Hausrath wohl versehen. Das Ganze machte
ier eine große Familie, wovon die Jesuiten die
Vorsteher oder die Väter waren.

Auch fanden sich eigene Häuser, Beateria,
vorin Arme und Abgelebte, so wie auch schlech-
e Weibspersonen versorgt wurden. Das Volk
nußte für diese Häuser eigene Aecker, Gemein-
e-Aecker, bearbeiten.

In besondern Magazinen bewahrten die Vä-
er Musceten und andere Waffen, Pulver und
Bley. Sie übten zuweilen ihre Zöglinge mili-
ärisch, um sie in der Noth gegen die wilden
Nationen, die sie überfielen, aufführen zu kön-
:en. Ferner waren bedeutende Waarenlager,
orzüglich von europäischen Eisenwaaren, von
Glas und andern häuslichen Bedürfnissen, so
ie von Rosenkränzen, Heiligenbildern und an-
ern zum Kirchendienst nothwendig geglaubten
Sachen. Der Wein ward besonders aus Chili
ezogen; doch gibt es auch hin und wieder, z.

B. bey-Cordova, Rioja in Tucuman einigen Weinbau.

Die Jesuiten hatten nun den wichtigen Handel mit dem Paraguay-Thee, von weit über einer Million Thalern in Händen, so wie den Handel mit den viel 100tausend Ochsenhäuten (die ganze Summe des dort lebenden Hornviehs wird über 2 Millionen geschätzt); ferner standen ihnen 150tausend Maulthiere und Pferde, so wie auch die Baumwolle zum Umsatz zu Gebothe. Man rechnete, daß aus jeder Missions-Ortschaft 2000 Aroben (zu 25 Pfund) jährlich ausgeführt wurden.

Dieß war der wahre Zustand des sogenannten Reichs der Jesuiten.

Und was hatten denn nun diese Männer hier in Paraguay verschuldet, um plötzlich im Jahre 1767, wie Verbrecher im ganzen Lande eingezogen und nach Spanien gefänglich geführt zu werden? Selbst zugegeben, daß ihre Gesellschaft sich bereicherte.

Hatten sie jemahls ihre Zöglinge, die Indier, zum Abwerfen des spanischen Jochs, zum Aufruhr angefeuert?

Im Gegentheil, als im Jahre 1757 ein Theil dieser ruhigen Menschen auf Befehl des

Königs von den linken Ufern des Uraguay an die Portugiesen abgetreten, an die Seite von Brasilien wandern sollte, da erhoben die Kolonisten einen Aufstand, weil sie ihre ruhige Lage, ihre gutgebaueten Ortschaften, und die spanische Oberherrschaft nicht verlassen wollten, um neue Länder bey den Portugiesen urbar zu machen. Der Aufruhr ward mit den Waffen in der Hand durch die Spanier gestillt, und man irrete sehr, hiebey Jesuiten als Anführer zu finden. Diese Väter waren ruhig bey ihren Ortschaften und Geschäften verblieben.

Ebenfalls ist es bestimmt wahr, daß die von den Jesuiten bewaffneten Guaranier gegen die wilden Völkerschaften, da sie die spanischen Etablissements anfielen, mit vielem Eifer gefochten; ja oftmahls verdankten diese Etablissements diesen Zöglingen der Jesuiten ihre Rettung.

Dieß waren mithin klare Beweise von der Vorliebe der Indier für ihre Verfassung unter den Jesuiten. Auch Bougainvillens Einwurf, daß mehrere Guaranier dem Gouverneur de Viana (er hatte den Auftrag, die Missionen und die Jesuiten selbst aufzuheben) gerne gefolgt wären, beweist nichts weiter, als daß indolente Menschen leicht einer Neuerung Gehör geben;

allein gegen die ältern Einrichtungen beweist es durchaus nichts. Der gewöhnliche Mensch wirft sich auf die Seite, wohin er nur irgend die Obergewalt sich neigen sieht.

Man macht es den Jesuiten zum Vorwurf, daß sie Jedermann, selbst den Spaniern den Eintritt zum Innern ihrer Missionen verwehrten. Um diese Maßregeln zu vertheidigen, behaupten sie, es sey nothwendig, die übrigen Europäer von ihren Missionen entfernt zu halten, weil diese, gewöhnlich Menschen von schlechten Sitten, nur die dortigen christlichen Indianer in höchst unmoralische Menschen verwandeln würden, ein Fall, der durch die dort garnisonirenden Spanier wirklich oftmahls eintrat. Besonders rügt ihr großer Feind, der He. v. Paw, dieß Benehmen nicht bloß als eine Unverschämtheit, sondern fast als ein Majestätsverbrechen gegen die spanische Regierung. Freylich hätten die sonst gescheuten Jesuiten klüger gethan, den 1731 von la Plata (Chuquisaca), dort zur Untersuchung der Missionen hingesandten Antequera besser aufzunehmen, oder wenn sie ihm auch diese Untersuchung, unter dem Vorwande einer illegalen Sendung, verweigern wollten, dennoch alles bey dem Vicekönig von Peru anzuwenden,

ß er nicht für dieses Unternehmen zum Tode
rdammt würde. Hiedurch erregten die Jesui-
t offenbar großen Verdacht gegen sich, und
bst bey völliger Schuldlosigkeit schienen sie stets
chsüchtig.

Allein im übrigen scheint es durchaus un-
gründet, daß das ganze sogenannte Reich
r Jesuiten so schädlich, und wie ihre
inde sagen, so schändlich gewesen sey; wenig-
ns haben niemahls ihre Gegner gültige Bewei-
hievon bekannt gemacht.

Als man die Jesuiten 1768 aufhob, und
o Oberhäupter dieser Guaranier, um ihre
hre Lage genau zu wissen, zu dem General
ukarelly führte, als man ihnen verdollmetsch-
, sie wären nun von dem Joche der Jesuiten
freyet, sie sollten wirkliches Eigenthum erhal-
n, zeigten sie nur Bestürzung, aber fast gar
ine Freude. (Bougainville.) Diese indolenten
enschen waren es schon zufrieden, daß bis da-
u für ihren Unterhalt und ihre Haushaltung,
ne ihr eigenes Nachdenken, gesorgt worden
ar. Wären sie wirklich so sclavisch, so tyrannisch
handelt, als die Feinde der Missionare es be-
upteten, dann hätten sie doch dieses Joch un-
reitig mit Freuden abgeworfen.

Sieht man daher die Sache mit unpartheyi
Augen an, so kann man sogar gegen dieſen
den in Europa eingenommen ſeyn, ja man
te zugeben, daß Bereicherung des Ordens
Hauptgegenſtand der Miſſionen geweſen
ohne deßhalb ihre Verdienſte um die Menſ
in jenen wilden Landen zu verkennen. Es g
wahrlich ein hoher Grad von Beharrlichkeit
Selbſtaufopferung dazu, Nationen von ſta
rohen Menſchen, die uns als Uſurpatoren h
die ſelbſt unter ſich ſtets in blutiger Fehde
und ſich oft mit dem Fleiſche ihrer Feind
nähren, die an ein vagabondes, oder völli
dolentes Leben gewöhnt ſind, die weder Rel
haben noch zu haben wünſchen, und dabey
ßerſt ſchwer zu erlernende Sprachen reden,
che Menſchen in ruhige Landbauer und nüt
Mitglieder der Societät umzubilden, und i
einige Grade der Kultur beyzubringen.

Auch ſelbſt Spanien, ja ganz Europa,
te durch die Benutzung jener ungeheuern W

Zuletzt noch etwas über einige der wichtig-
n Ortſchaften. Aſſumption, die Hauptſtadt vom
entlichen Paraguay (25° 8′ ſ. Br. und 319°
′ L.) an dem Fluſſe Paraguay gelegen, hat
ien guten Ankerplatz, wodurch der Handel ſehr
eichtert wird. Uebrigens iſt die Stadt ſchlecht
bauet, hat krumme Gaſſen und etwa 500 Men-
en, Spanier, Neger und Mulaten. Dennoch
r hier ein Collegium der Jeſuiten für Theo-
zie, Grammatik und Philoſophie.

Die meiſten Spanier leben außerhalb der
tadt auf großen, viehreichen Meyereyen. Aſ-
mption treibt einen Speditionshandel von Bue-
s Ayres nach Potoſi; daher ſind viele Ein-
ohner vermögend.

In Tucuman (eigentlich Tucman) ſind die
yden Städte Cordova und Salta die wichtig-
n; die Stadt Tucuman ſelbſt iſt nur unbeden-
nd. Cordova zählt hingegen 1500 Spanier und
000 Schwarze. Die Stadt iſt nicht ſchlecht ge-
uet, die Cathedralkirche, ſo wie das ehemah-
ge Jeſuiten Collegium ſind groß und ſchön. Hier
eine akademiſche Lehranſtalt.

Die übrigen Städte dieſer Provinz, ſelbſt
alta, obgleich der Sitz eines Gouvernements,
nd nicht von Bedeutung.

Das große Gouvernement Tucuman könnte durch gute Benutzung sehr bedeutend werden. Die Felder sind mit natürlichem Salpeter belegt; auch wächst hier in meilenweiten Erstreckungen das Kali zur Soda; die Wälder liefern in großer Menge das treffliche Johannisbrot, die Flüsse haben daneben einen Ueberfluß schmackhafter Fische.

So zieht hier z. B. in dem Rio dolce periodisch eine so ungeheure Menge Fische, bey den Spaniern Zabalos genannt, den Strom hinab, daß man sie nicht mit Netzen fängt, sondern mit Händen greifet. Dann wird weiter keine andere Speise von den Indiern genossen, ja die ganze Stadt St. Jakob nimmt davon einen widrigen Fischgeruch an.

Ein ähnliches Phänomen zeigt sich gleichfalls, jedoch nur selten, in Paraguay.

Bey weitem die wichtigste Stadt dieser vasten Regionen ist aber in jeder Hinsicht Buenos Ayres. Sancio del Campo, ein Officier der Flotte des Mendoza, empfand, als er 1535, in die Gegend der jetzigen Stadt kam, eine besondere angenehme Luft. Er rief: Que buenos ayres son estos! Daher verblieb ihr nachmahls der Nahme. Doch ist die Luft dort feucht. Sie liegt (34° 35′ s. Br. und 60° 5′ w. L. von Paris) unweit der

Mündung jenes Riesenflusses la Plata, und verdient einen der ersten Plätze unter den Commerzialstädten in Rücksicht des Spanischen Waaren- und des Portugiesischen Schleichhandels.

Die Vertheidigung der Stadt, die Festung, ist am Flusse gelegen, aber nicht vorzüglich. Sie enthält die Regierung; unter ihr stehen gleichfalls die 30 Ortschaften der Guaranier. Die Bevölkerung der Stadt soll sich nach Bougainville nur auf einige zwanzig tausend Weiße, Neger und Mulatten belaufen. Dobrizhofer rechnet 40000 Einwohner und 3000 gut gebauete, aber doch niedrige Häuser. Die Kirchen sind groß und schön.

Hier findet man auch eine Akademie, eine Lehranstalt für die Mathematik und Baukunst, eine Societät zur Aufnahme des Ackerbaues.

Von Städten oder vielmehr bedeutenden Ortschaften finden sich in diesem Gouvernement noch St. Fe (30° 46′ s. Br.), Corrientes (27° 43′ s. Br.) und Montevideo. Die erste, die vorzüglichste ist unweit des Rio Salado gelegen, hat beträchtlichen Handel, besonders mit Paraguay-Thee. Corrientes, in der Gabel des Parana und des Paraguay, ist zwar noch unansehnlicher als die erste, allein ihre Lage bietet ihr

den treflichſten Handel für Thee und Brennholz aus den großen Waldungen der Montevideo, dreyßig Stunden über der öſtlichen Mündung des la Plata, iſt beſonders wegen ſeines Hafens ſchätzbar, hat eine Feſtung und einen eigenen Gouverneur. Sie iſt nur erſt zu Anfange des letzten Jahrhunderts erbauet.

Dieß wäre etwa ſummariſch das wichtigſte, was uns von einem Ländergebieth bekannt iſt, das am Umfange Deutſchland, Frankreich, die brittiſchen Inſeln, Holland, Italien und Ungarn zuſammengenommen übertrifft, unter dem ſchönſten Himmel gelegen und von erſtaunlichen Flüſſen bewäſſert iſt.

Man laſſe jetzt entweder dort den Spanier einen raſchen Weg zur Verbreitung der Kultur gehen, wie dieß in Mexico und Peru bereits geſchieht, oder man denke ſich dieſe Länder, ja nur einen bedeutenden Theil derſelben gar in den Händen einer thätigern Nation, z. B. der Britten, was für ein Schauplatz der Wirkſamkeit des Menſchen!

Mögen dann viel tauſend Quadratmeilen der Steppen, die jetzt nur der Ochſe, das Pferd und der Hund bevölkert, die nur von einzelnen Horden wilder Reuter pauſenweiſe beſucht wer-

Tab. I.

Fig. 3.

Fig. Dienstmagd in Lima.
2. Quarteron.

Tab. II.

Fig. 1. Prenn Fig. 2. Das beladene Llama. Fig. 3: Der Tapir Fig. 5. a. die Pipa. b. die gehörnte Kröte.

n, in Ackerland, in Städte und Dorfschaften
h umwandeln; es bleiben noch eben so viele
usend übrig, die da stets jenen unzählbaren
erden den üppigsten Wiesewachs zur Nahrung
rbiethen.

Die ungeheuern Ströme auf hundert und
hr Meilen, wenigstens für Frachtschiffe fahr-
r, bringen alle jene bereits jetzt im Großen
wonnenen Produkte des Pflanzen und des Thier-
ichs zum Meere; und die unzählbaren Farbe-
lzer und Medizinalkräuter, die treflichen Ge-
ürzarten, die starken und schönen Holzarten
m Schiffbau und zu der Tischlerarbeit, die vie-
i Harze, alle die Produkte, wovon die Pflan-
n selbst bis jetzt nicht einmahl durch einen be-
mmten Nahmen bekannt sind, gewähren der
esundheit, den Künsten, dem Handel und
r gesammten Kultur eine neue, stets währen-
Ernte.

Endlich gewinnt dann unläugbar der jetzt in
nsicherheit lebende und mitten in der reichsten
atur oft verschmachtende Wilde. Unterricht und
umanität ziehen ihn aus seinen feuchten Wal-
ungen hervor, vereinigen ihn in große Gesell-
aften. Er verzehrt nicht mehr seines Gleichen;
ermordet nicht mehr seine eigene Frucht, er

brennt nicht mehr die Hütte des Landmann
großen Meyereyen nieder ; er verwüſtet
mehr die Städte der Europäer ; er jagt
mehr meilenweit umher, um ſeine Nahrun
ſuchen oder ſeine Mitmenſchen nächtlich zu
fallen ; kurz, ſeine traurige, furchtbare Unſi
keit hört auf, er wird ein ruhiger, beſſe
glücklicherer Menſch.